2 zweite hilfe

Hysterieblatt für die absteigenden Mittelschichten

Frühjahr 1997 - DM 5 - öS 40 - SF 5

Vernichtungskrieg und Generationenfrieden

Freizeit '97

Neues vom Internet

„We are not amused!“

MADONNITA
Das Wesen aus dem Mythenquirl

„Und daheim sterben die Kinocenter“

Am Anfang war die „erste hilfe".

Die zweite Nummer hingegen hört auf den Namen *„zweite hilfe"*. Das ist toll, gewiß. Aber auch die anderen Titel, die wir eine Zeitlang erwogen haben, waren nicht ohne Reiz. Von ihnen verabschieden wir uns hiermit in aller Form und geben sie frei zur weiteren Benutzung:
AUTOSTOP, *Balkon,* BLINK, *brav, Creme,* DIE NACHT, *Die nackte Idee, Easy reading, Driving on the Left,* ECHTE TEXTE, *endlich, entweder/ und,* FAKE, *fast,* FÖHN, GLÜCK, *Glück im Anzug,* HALBE SONNE, *Handtasche, if...,* ILLUSIONEN, *Im Fluss,* IN DEN STRASSEN, *Isar1...•, Kabine12, Klasse!,* KOMBI, *Komplimente,* KONSUM, *LAX,* MARIA!, *Meuten,* MOB, *multipack, Muster,* NEUES MÜNCHEN, *nicht wirklich,* NIX, *not really,* PARTY, *Party-Revue, Pilotin,* POLITIKEN, *Problem,* PULLOVER, *Rauschen, record/ play, Salon, schick,* SCHLIMM, *Schneller Schlafen,* SCHÖNER LEBEN, *smile, Sofa, Spinoza12,* START, *suchen,* TEXTE ZUR STADT, *transporte,* TRICKS, *überfluss, und...und,* UNSER PEKING, *Versprechen,* ZART, *zu dir oder zu mir?*

„Menschen brauchen Hilfe"

Als die ersten Rot-Kreuz-Symbole auf den Flyern und Plakaten der ravenden Gesellschaft auftauchten, glaubte das Rote Kreuz noch juristische Schritte gegen den Mißbrauch seines heiligen Blutspende-Symbols einleiten zu müssen. Inzwischen hat die etwas entspanntere Marketing-Abteilung nachgezogen. Eine schicke Anzeige nimmt das neue Image auf und besorgt die Wiederaneignung des entwendeten Symbols: Dem Kreuze dienen, das muß eine echte Party sein.

Ja zur Hilfe!

Die morbide Begegnung von Torte und Arzt auf dem Cover der ersten Nummer hat offensichtlich unmittelbar überzeugt. In einer Münchner Bahnhofsbuchhandlung durfte sich die *"erste hilfe"* mit den Fachblättern *"medizin heute", "Pflege", "Vital", "Senioren",* mit der *"Glücks-Woche",* der *"Gesundheit"*, der *"Neuen Gesundheit"* und sogar der *"Goldenen Gesundheit"* das Lebenshilfe-Regal teilen. Um die ehrlichen KundInnen nicht zu verprellen, die auch die *"zweite hilfe"* mit einem Survival-Blatt verwechselt haben, geben wir hier ein paar kostenlose Literaturhinweise:
Melody Beatty: *Ja zum Leben.* DM 26,80
Tim Hawcroft: *Erste Hilfe für Katzen.* DM 24,80
Erhard F. Freitag: *Kraftzentrale Unterbewußtsein. Hilfe aus dem Unbewußten.* DM 16.90
Armin E. Möller u.a.: *Helfen. Heilen. Relaxen. Der deutsche Kur- und Klinikführer.* DM 16,90
Bild am Sonntag-Buch: *Ratgeber in allen Lebenslagen.* DM 5.80
Getrude und Thomas Sartory (Hg.): *Lebenshilfe aus der Wüste. Die alten Mönchsväter als Therapeuten.* DM 12,80
Georg Popp: *Starthilfe am Morgen. Es gibt immer zwei Möglichkeiten.* DM 7,80
Robin Norwood: *Warum gerade ich. Ein Ratgeber für die schwierigsten Situationen des Lebens.* DM 14.90
Nico van der Voet: Warum muß ich immer helfen? DM 15,95

Zielgruppen-schießen

Nach seinem Verschwinden kehrt das wirkliche Leben als Jugendlichkeitsterror zurück. Ein neues Magazin "für.junge Erwachsene" hat für März seinen Erscheinen angedroht. Simulation von "real life" in einer Auflage von 300.000 Stück. Entsprechend großzügig ist die Zielgruppen-Definition:

"Vorab noch einige Worte zu motion *selbst.* motion, *das* real life magazine, *ist die neue Monatszeitschrift für junge Erwachsene: authentisch, vielseitig, direkt am Puls der Zeit. Das Konzept, die Themenauswahl und grafische Aufarbeitung orientieren sich sehr stark an den Interessen unserer Kernzielgruppe, den 18-24jährigen. Als General-Interest-Titel bieten wir aktuelle Informationen und Reportagen aus den Bereichen Sound, Style, Sports, Mixed Media, Travel und Real Life... Das Magazin soll dem Leser einen möglichst hohen Nutzwert bieten. Deshalb werden sich darin zahlreiche Produktinfos, Termine und Kontaktadressen finden."*

Jeder macht sich auf seine Weise unsympathisch. Lettre, *"Europas Kulturzeitung"*, hat jetzt das Ergebnis ihrer LeserInnen-Umfrage veröffentlicht:
"Diese Zahlen lassen das Lettre-Publikum auch im Vergleich zu anderen anspruchsvollen Pressetitel hervorragend abschneiden. So können wir stolz behaupten, daß Dreiviertel der erwerbstätigen Lettre-Leser zu den so stark umworbenen 'gesellschaftlichen Entscheidern' gehören...

Die Vielfalt der Lebensstile kommt am besten in einigen Zitaten zum Ausdruck: 'Von Reiz zu Reiz kriechend', 'Gediegener Luxus', 'Workaholic', 'Exzessiv', 'Bürgerlich-brav', 'Privat', 'Nüchtern', 'Urschreihaft mit Tendenz zur Mitte', 'Intellektuell, urban und dekadent', 'Chaos und Genuß', 'Second hand', 'Ländlich sittlich', 'Hip hop', 'Arm, aber lustig', 'Freiheit des Sperrmülls', 'Intellektueller Müßiggänger', 'Leidenschaftlicher Weltverbesserer', 'Frei, und deshalb voller Sorgen', 'Karg, aber lustvoll', 'Paradox & attentistisch', 'provozierend bürgerlich', 'interpassiv', 'Europäisch-dynamisch', 'gehobener Mittelstand', Individualistisch'..."

Abstiegs-Hilfe für das deklassierte Kleinbürgertum

Ohne groß mit Kaufkraft, Alter, Körpertugenden und Ausbildungsgrad unserer Zielgruppe zu prahlen, adressieren wir unser Hysterieblatt ganz schlicht an die "absteigenden Mittelschichten". Das sind heute bekanntlich die gefährlichen Klassen. *"hilfe"* steht ihnen mit Rat und Tat zur Seite: Wie vermeide ich, von Mehrwertschöpfen und Amüsierarbeit ausgebrannte/r KleinbürgerIn, den Faschismus: den rohen, den gebildeten, den spaßigen, den literarischen, den politischen, den musikalischen, den gewöhnlichen, den münchnerischen und den Evita-Faschismus? Insofern ist "hilfe" ein Stück echte Ratgeber-Literatur. ◊

Namen sind Schall und Rauch.

06
Freizeit 97
Kleine Ekstasen am Wühltisch des Spaßes: Der Kunstpark Ost als alternative mall.

11
Und daheim sterben die Kinocenter
Heute muß jedes Lichtspielhaus ein -PLEX im Namen führen: Der Mathäser-Filmpalast wird geschlossen.

16
Vernichtungskrieg und Generationenfrieden
Die Ausstellung "Verbrechen der Wehrmacht" kommt nach München.

19
Eiche natur
"Natürlich war damals auch noch nichts vom Holocaust bekannt." Briefe vom Familien-Nazi.

24
Maximale Erlebnisdichte
Neues vom Internet: Ästhetik, Technik, Ideologie.

30
The bitterest pill is mine to take
Tage am Grunde des Sees. Am Ende stürzen wir in den zeit- und schwerelosen Schlund, der sich Bett nennt.

32
Auf den Spuren von Schwabylon
Die Lustbarkeiten der Merricks zeigen uns, daß die Menschheit noch eine Zukunft hat.

33
Shine On, O Mighty Schwabylon!
Requiem für einen Lego-Tempel.

34
Ciao Ciao Disko Bum Bum
Eine kurze Konzertkontrolle.

36
"We are not amused"
Mit Queen Victoria und König Baudrillard ins dritte Jahrtausend.

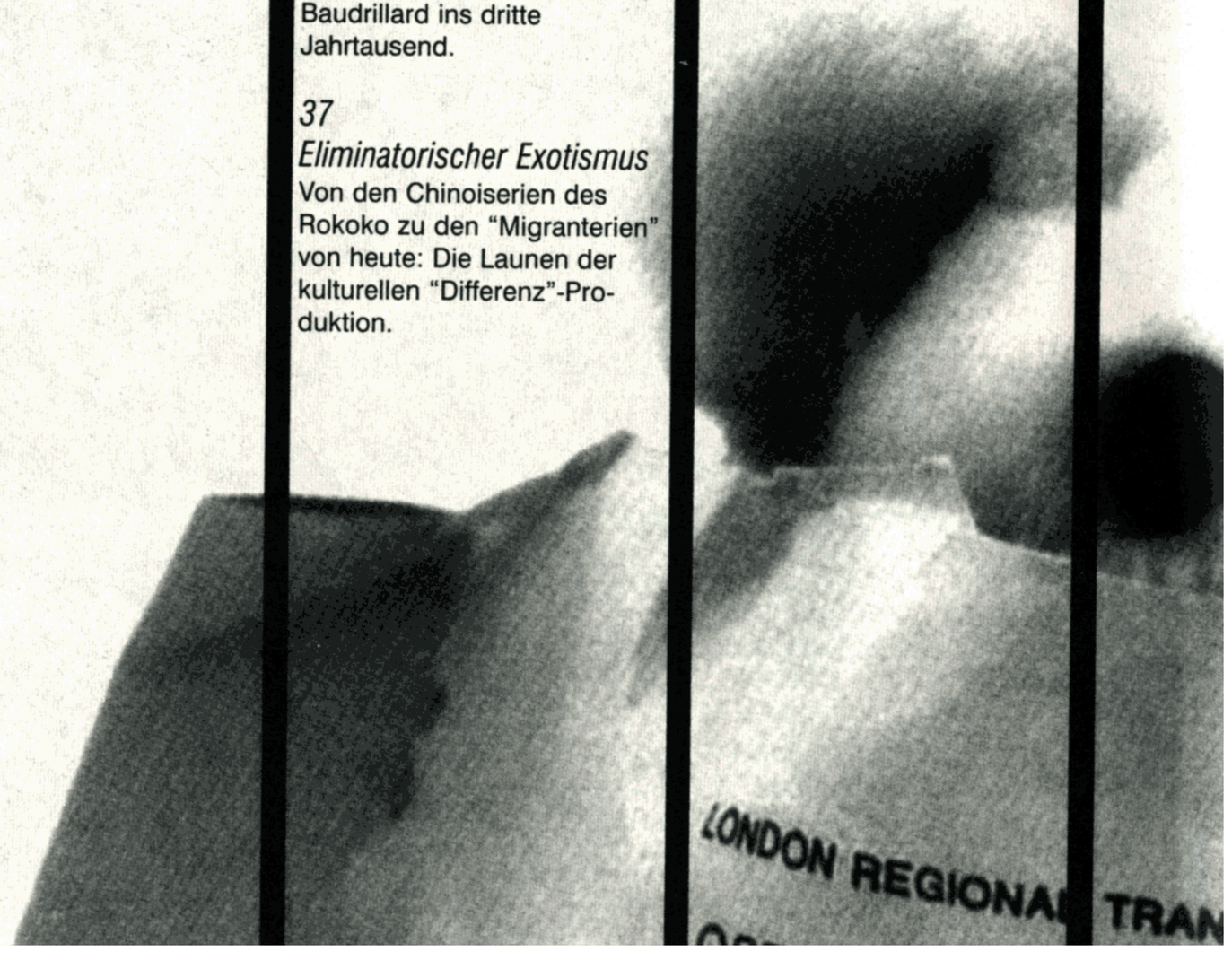
37
Eliminatorischer Exotismus
Von den Chinoiserien des Rokoko zu den "Migranterien" von heute: Die Launen der kulturellen "Differenz"-Produktion.

40
Sing und Stirb
The Making of EVITA: Pop-Ikone + Polit-Ikone = Madonnita, das Wesen aus dem Mythenquirl

46
Hier verläuft die Suche nach der Wüste im Sand.
Ein Film über Tanger versucht, mit den kolonialen Klischees zu brechen.

48
Dokumentarfilme sind klüger
Das Münchner Festival zeigt sowjetische Regalfilme aus der Zeit des Kalten Krieges.

51
Revolutionärinnen haben eine Geschichte
Frauen aus Uruguay und der BRD berichten über ihre Erfahrungen im Widerstand.



52
Objekt groß L
Mit ihrem Buch über den französischen Psychoanalytiker Jacques Lacan hat sich Elisabeth Roudinesco nicht nur Freunde gemacht.

54
Oublier Zizek
Vom Theorie-Clown zum Theorie-Hengst: Slavoj Zizek baut seine Version des Lacanianismus zur antifeministischen Wissenschaft aus.

56
Deleuze fort, Buch da

In einem Sammelband zu Gilles Deleuze brechen die "Fluchtlinien der Philosophie" vorzeitig ab.

59
Vorsicht Männerbaustelle
Heute im Buch, morgen an der Uni: Kritische Männerforschung.

60
"Die Gnade der Endlichkeit"
Stadtguerilla revisited. Drei Neuerscheinungen bitten zum Vergleich.

62
Tesarstreifen

64
Was treibt Den Rest?

66
Über die Grenze
In einer Münchner Veranstaltung mit diesem Namen soll es um Flucht und Migration jenseits staatlicher Kontrolle gehen.

67
Kleine Fluchten...? Feste Fäden...? Dichte Netze...?
Der Beitrag eines Zufluchtprojektes zu den Möglichkeiten der Unterstützung und Unterbringung von Flüchtlingen.

70
„Detailliert und widerspruchsfrei"
Bericht von der REFUGIO-Tagung "Wahrnehmen des Unsagbaren".

72
Innen-Stadt-Aktionen
Unter diesem Titel geht es im Sommer '97 gegen den Trend zur neo-rassistischen Sauber-City.

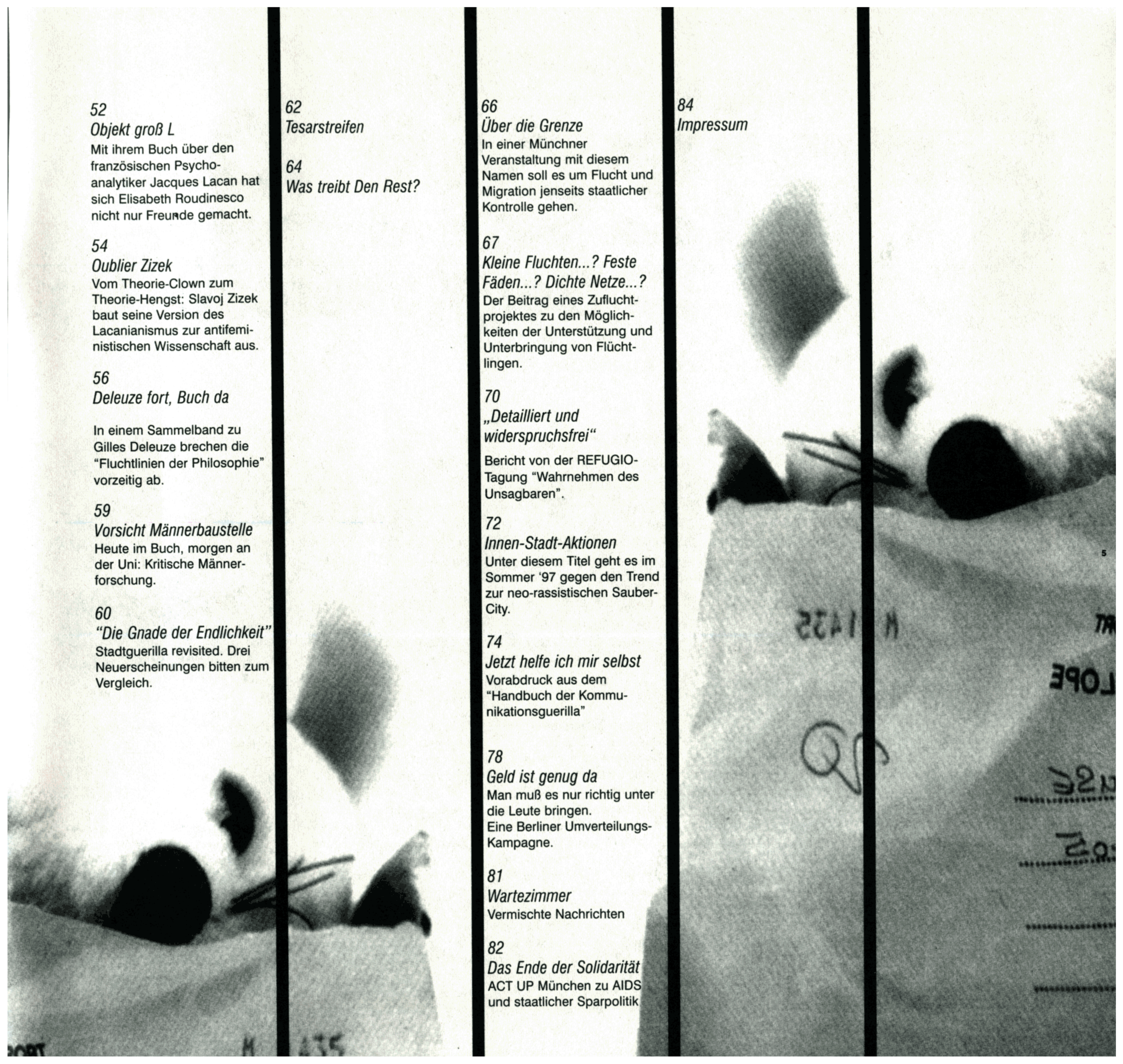
74
Jetzt helfe ich mir selbst
Vorabdruck aus dem "Handbuch der Kommunikationsguerilla"

78
Geld ist genug da
Man muß es nur richtig unter die Leute bringen.
Eine Berliner Umverteilungs-Kampagne.

81
Wartezimmer
Vermischte Nachrichten

82
Das Ende der Solidarität
ACT UP München zu AIDS und staatlicher Sparpolitik

84
Impressum



Freizeit 97

Der Kunstpark Ost:

Von der Shopping Mall zur Alternative Mall

Die Stadt ist ein Park. Ein Park ist ein künstlich geschaffener Naturausschnitt, der den engeren Rahmen des Gartens überschreitet, meist in landschaftlich freier Gestaltungsweise. Nach dieser Definition gibt es in München den Ost- und Westpark, den Luitpoldpark, den Pasinger Stadtpark und den Schloßpark Nymphenburg. Auch der Siemenspark ist dieser ursprünglichen Erscheinungsform zuzurechnen. Darüber hinaus beherbergt München einen Tierpark, mehrere Gewerbeparks, einen Gesundheitspark, den Euro-Industriepark mit Großmärkten, den Arabellapark mit Hotels, Kliniken und Versicherungen, den Cosimapark mit Wohnanlagen und einer Badeanstalt, den Herzogpark mit Villen, den Olympiapark mit der Olympiaanlage. Eine Art Vergnügungspark stellt das Oktoberfest dar, und das ehemaliges Messegelände auf der Theresienhöhe soll zu einem Kulturpark mit Verkehrsmuseum umgestaltet werden. Und seit kurzem kann die Landeshauptstadt München auch noch stolz einen Kunstpark - mit Kunst? - ihr eigen nennen.

Anleihen an die Shopping Mall

„Grundidee des Kunstpark Ost Konzeptes ist die Realisierung einer Symbiose von Kunst, Kultur, Gastronomie und Handel. In seiner Größenordnung und seiner Qualität ist der Kunstpark Ost bundesweit einzigartig. Die Größe des Areals, die Lage im Herzen Münchens sowie der architektonische Charme der Bauten stellen eine optimale strukturelle Grundlage für die Umsetzung dieser Philosophie dar. Neben der Fortführung bereits in Eigenregie erfolgreich durchgeführter Projekte liegt ein Schwerpunkt unserer Tätigkeit in der Einbindung externer Kompetenzträger. Maßgebliche Anbieter aus den Bereichen Kunst, Kultur, Gastronomie und Handel sind im Kunstpark Ost als Partner vertreten."

Zitat aus der Broschüre „Kunstpark Ost stellt sich vor"

Die Shopping Mall ist eine Spezialform des Einkaufszentrums, eine überdachte Einkaufsstraße, deren Temperatur das ganze Jahr über gleichmäßig kontrolliert wird. Basis der Mall ist eine umfangreiche Konsumanlage mit rund 100 Geschäften und Kaufhäusern an den Enden der Promenaden. Die Beschilderung sorgt für die schnelle Orientierung der BesucherInnen. Auf einem eng dimensionierten, hochintegrierten Raum wird mit multifunktionalen Angeboten eine maximale Erlebnis- und Reizdichte hergestellt. Die Mall ist nur für FußgängerInnen zugänglich, aber eine große Parkplatzanlage sorgt für die Unterbringung ihrer Fahrzeuge. Sie ist entweder per Auto gut zu erreichen oder in Stadtzentren an den öffentlichen Verkehrsverbund angeschlossen.

Natürlich ist der Kunstpark Ost in München weder überdacht noch wohltemperiert und auch kein aufwendig mit Springbrunnen, Pflanzen und Skulpturen ausgestatteter Neubau, sondern aus dem ehemaligen Fabrikgelände der Firma Pfanni heraus entstanden. So wird der erhitzte Techno-Fan, wenn er morgens aus dem Ultraschall kommt, in der kalten Jahreszeit einem heftigen Temperaturschock ausgesetzt. Die Konsumanlage des Kunstpark Ost ist jedoch ebenfalls gewaltig: Auf 80.000 Quadratmetern - was genau den Ausmaßen der größten Shopping Mall Europas, dem *„Centro Oberhausen"*, entspricht - werden den BesucherInnen Discos, Clubs, Bars, ein Cabaret, ein Kunst- und Antikmarkt, ein Flohmarkt, ein Theater, ein Kino, ein Forum für Ausstellungen, ein Inline Skate, ein Billard- und Spielsalon, zwei Cafés und ein Restaurant geboten. Auch

Temporäre kulturelle Zone

Diagramme: Ausschnitt aus Szuper, Grafik zum Konzept '97

hier hilft eine Beschilderung, das favorisierte Etablissement aufzuspüren. Die Betreiber des Kunstpark Ost sind darum bemüht, mit dem vielseitigen Freizeitpotential die unterschiedlichsten Zielgruppen anzusprechen: die Raver mit dem *Ultraschall*, die Yuppies mit der *Bongo-Bar* und die ganze Familie mit dem Flohmarkt. In die kleineren Räume wurden Kunsthandwerkstätten, Künstlerateliers und Übungsräume für Bands untergebracht. Und um schließlich dem Anspruch, ein *„Kreativzentrum"* zu sein, gerecht zu werden, kündigt die *„Kunstpark-Ost-stellt-sich-vor-Borschüre"* den Einzug von Veranstaltungs-, Trend-, Werbe- und Presseagenturen sowie Anwaltskanzleien, Film- und Tonstudios auf dem Gelände an: *„Aus diesem Grund ist der Kunstpark Ost eines der einflußreichsten kulturellen Zentren Deutschlands."* Und auch für Autos ist mit einem Parkhaus und Unmengen von Standplätzen gesorgt. Wärter kontrollieren

Stills aus dem Video:
von Ralf Homann und Pia Lanzinger

die Einfahrt zum Kunstpark und weisen den FahrerInnen den Weg. Schon die Pfanni-Werke hatten für ihre Kartoffeln eine eigene Gleisabzweigung vom Ostbahnhof, heute profitiert der Kunstpark Ost von den superbequemen S- und U-Bahn-Verbindungen.

Ersatz für die Stadt

„Gibt es noch Leben da draußen? Planeten haben in unseren Breiten die Eigenschaft, Teil eines Sonnensystems zu sein. Jeder Planet hat seine Umlaufbahn, Kollision ausgeschlossen. Jeder Planet kreist um die Sonne - wenn der Kunstpark Ost ein Planet sein soll, was oder wer ist die Sonne? Oder ist der Kunstpark Ost in Wahrheit gar kein Planet, sondern ein Meteorit? Wenn ja, wo wird er einschlagen? Wird er das Leben am und um den Aufschlagpunkt vernichten oder nur sich selbst?
Dann doch lieber 'Stadt in der Stadt', kleineres Aufschlagrisiko."

Zitat aus dem
Kunstpark Ost Magazin, Nr.4/Januar 1997

Die Mall hat heute viele Funktionen einer Stadt übernommen. Sie ist der Versuch, Urbanität zu fingieren. Unter privater Regie wird die räumliche Nähe von Bedürfnissen und Angeboten hergestellt. In reservierten und gesicherten Zonen wird Stadtleben inszeniert, während die Stadtzentren selbst, und inzwischen nicht mehr nur in den USA, als sozial bedrohlich empfunden werden. Auch in der Münchner Innenstadt, die in den Sommermonaten vor allem den TouristInnen zur Verfügung steht, reduziert sich das urbane Leben auf den angeblich streßfreien Konsum in der provinziell-idyllisch geprägten Fußgängerzone.

Die Shopping Malls kreieren im Gegensatz dazu immer mehr Aspekte, die städtisches Leben simulieren. Zwischen den Einkäufen wird mit Cafés, Kinos, Ausstellungen, Theatern bis hin zu Piratenschiffen und Zoos ein großes Spektrum an Freizeitgestaltung angeboten. Die kapitalistische Dynamik forciert diesen Zwang zur Bündelung. Die neue Gleichförmigkeit besteht im Branchenmix. So ist es im Kunstpark Ost von der *Bongo-Bar* im Stil der *„Golden Twenties"* mit kolonialistischen Dekorelementen nur einen Katzensprung zum *Ultraschall* im Techno-Outfit des 21. Jahrhunderts oder zum *Natraj-Tempel,* dem Esoteriktreff für kosmisch Inspirierte. Und obwohl der Kunstpark Ost aus den äußerlich ziemlich homogenen Fabrikgebäuden der Firma Pfanni entstanden ist, wurde eine Differenz zwischen den einzelnen *„Läden"* durch entsprechende Dekoration und Verkleidung erzeugt, die dem jeweiligen Image entsprechen. Der warenästhetische Schein wird wie in der Mall auch den Architekturen verliehen. Nicht Unterbringung bzw. Aufbewahrung, sondern Inszenierung steht im Vordergrund.

Eine Stadtmitte mit Plätzen, Straßen und Parks ermöglicht reale Kommunikation und soziales Handeln. Aktivitäten, die weit über das Konsumieren, die Hauptfunktion heutiger Innenstädte, hinausgehen. Dort schließt das Kauferlebnis auch den kulturellen Konsum in Cafés, Kinos, Opern usw. mit ein - ein Spektakel, das gesellschaftliches Leben nur kopiert und deshalb privatwirtschaftlich reproduziert werden kann. Spaß und Erlebnis nehmen auch im Kunstpark Ost Warencharakter an und können in den einzelnen Lokalitäten je nach Bedürfnis erfahren werden. Nur die entsprechenden finanziellen Mittel schließen den BesucherInnen die einzelnen Tore im Kunstpark Ost auf. Tage der offenen Tür sollen Neulinge auf den Geschmack bringen und lassen ungewollt auch einmal

Bohème als Lebensstil

Heutzutage ist es anscheinend extrem einfach geworden, Polizisten als Künstler zu verkleiden

Schlechtergestellte das Freizeitparadies entdecken, das gewöhnlich den Mittelschichtsangehörigen vorbehalten bleibt.

Die Sorge um den Wirtschaftsstandort BRD scheint Politik und Wirtschaft veranlaßt zu haben, Programme zu einer Reurbanisierung der Städte zu entwickeln. Eine Vitalisierung des städtischen

Lebens soll vor allem mit Hilfe von Kultur geschehen. Kultur wird als ökonomisch nützlich und politisch vorteilhaft begriffen und dabei den Anforderungen, die eine erfolgreiche Partizipation an wirtschaftlichen Prozessen ermöglichen, angepaßt. Schon Ende der 70er Jahre wurden aus diesem Grund zahlreiche Kulturinstitutionen gegründet, erweitert oder umstrukturiert. Heute greift man bei der Konzeption von kulturellen Einrichtungen auf pädagogische Strategien von Freizeitparks und Malls zurück. Das hat auch damit zu tun, daß Jugendkultur aufgehört hat, sich als Gegenkultur zu verstehen.

In seiner Verbindung aus kommerziellen und nichtmarktorientierten Einrichtungen erweist sich der Kunstpark Ost als ein Konstrukt aus ganzjährigem Freizeitzirkus, Einkaufsparadies und Kulturzentrum. Er designt seine eigene Identität, suggeriert vorab im Namen die Verwandschaft mit Kunst und entwirft anhand von sorgfältig ausgeklügelter Öffentlichkeitsarbeit sein eigenes Image. Außer der Broschüre *„Kunstpark Ost stellt sich vor“* gibt die Kunstpark Marketing GmbH, die finanziell unabhängig vom Kunstpark existiert und sich durch Werbung finanziert, jeden Monat eine eigene Zeitschrift heraus. Flott gelayoutet mit einigen geistreichen Bemerkungen zu Trends der Zeit, einem Terminkalender und viel Werbung von den ansässigen Veranstaltern und der Deutschen Bank, stellt sie eine Mischung zwischen Infoblatt, Werbeprospekt und einem Life-Style-Magazin dar. Jedem Konsumpalast seine eigene Zeitschrift. So gibt in München z.B. das Olympia-Einkaufszentrum eine eigene Publikation heraus, die einerseits die KundInnen bei der Stange halten und andererseits gleich noch die rechte politische Einstellung vermitteln soll.

Wie funktioniert ein Konsumpark?

„Ja, hier wird was geboten. Der Kunstpark Ost!
Das neue Zentrum für junge aktive Leute. Neue Trends und Strömungen erleben - Konzert- und Kunstveranstaltungen besuchen, an Events oder Live Acts teilnehmen, hier ist immer was los. Auch wir würden Sie gern mit starken Leistungen beeindrucken.Schauen Sie doch mal vorbei, was sich bei uns alles für Sie tut.
24-Stunden-Service im Kunstpark Ost:
Unser Geldautomat hält Sie bei Kasse. Deutsche Bank.“

Zitat aus der Deutschen-Bank-Anzeige im Kunstpark Ost Magazin, Nr.4/Januar 1997

Der Kunstpark Ost scheint nach der Devise zu funktionieren: Wer die Wahl hat, hat die Qual. Doch die Scheinfreiheit der Wahl zwischen diesem und jenem Club, entspricht der Wahl zwischen Waren aus diesem oder jenem Geschäft in der Mall. Konsumieren ist Pflicht. Diese Entscheidung ist gefallen, bevor die BesucherInnen je das Gelände des Kunstpark Ost betreten haben. Die Angebote sind so angeordnet, daß jeder, der die Mall bzw. den Kunstpark betritt, motiviert wird, alle Läden abzuklappern. Dank Deutscher Bank sorgt, wie in jeder Mall, auch im Kunstpark ein Bankomat am Eingang für die finanzielle Kompetenz seiner BesucherInnen.

Die Mall-Manager des Kunstpark Ost, Wolfgang Nöth und Gabi Scheffel, regeln das heterogene Entertainment von ihrer zentralen, übergeordneten Position aus. Mit den einzelnen Dienstleistungsbetrieben wurden ebenso wie in einer Mall Pachtverträge geschlossen. Eine Mehrzweckanlage mit einem Generalplan hat den Vorteil, daß jeder Kubikmeter Raum optimal genutzt und so der größtmögliche Gewinn erzielt wird. Die Miete bemißt sich in einer Mall weniger nach quantitativen Kriterien, sondern mehr nach dem Prinzip wechselseitigen Nutzens bei abgestimmten Warenangeboten. Die Umsatzstärkeren müssen zugunsten eines vielfältigen Angebots die Schwächeren subventionieren. Um dem Kunstpark Ost den anscheinend immer wieder imageträchtigen Flair der Kunst zu verleihen und um schließlich auch dem Namen gerecht zu werden, wurden auf dem Gelände um die fünfzig KünstlerInnen untergebracht, deren Ateliers nach Aussage von Matthias Scheffel durch die Gastronomie und den Flohmarkt subventioniert werden. Bei Atelierpreisen zwischen 8 und 14 DM pro qm zuzüglich einer Nebenkostenpauschale von 4,50 DM pro qm - die städtisch subventionierten Ateliers kosten vergleichsweise 7 bis 8 DM pro qm bei Nebenkosten von ca. 1,50 pro qm - ist dies jedoch eher unglaubwürdig. Die große Spannbreite bei den Atelierpreisen liegt einerseits an den unterschiedlichen Räumlichkeiten, andererseits auch an der Verhandlungstaktik der einzelnen MieterInnen. Prestigeverdächtige KünstlerInnnen hatten deshalb besonders gute Ausgangschancen. Als besonders guter Fang kann der Vorzeigekünstler Ugo Dossi angesehen werden, der im Kunstpark-Ost-Magazin als Aussteller auf der Biennale Venedig und zweifacher documenta-Teilnehmer angepriesen wird. Und wie in einer Mall hauseigene Animateure, im *„Centro Oberhausen“* beispielsweise heißen sie *Centrotainer* und rekrutieren sich aus MusikerInnen, SängerInnen, TänzerInnen und SchauspielerInnen, die nicht nur Kinder aufheitern - *„Spielerische Verkaufsförderung übers menschliche Unterbewußtsein“*-, so wird dem Kunstpark-Besucher, der tagsüber in der Nachtkantine bruncht oder einfach über das Gelände schlendert, der Life-Style des Klischee-Künstlers als höheres Ideal vor Augen geführt. Sie sind die funktionalisierten Zeichenträger, die dem Gesamtkunstwerk *„Kunstpark Ost“* die entsprechende Atmosphäre verleihen und diese auf das Publikum übertragen. Das *„Kunstpark Forum“,* in dem ab März ‘97 auf einer Fläche von ca. 700 qm sechs Kunstausstellungen pro Jahr geplant sind, wird *„nur“* symbolisches Kapital abwerfen. Die Renovierungskosten übernimmt die Kunstpark Ost GmbH. Miete verlangt sie zwar keine, doch die Ausstellungskosten müssen voraussichtlich von den sich abwechselnden OrganisatorInnen, Stephanie Dietzsch und *„szuper“* (Susanne Clausen, Christian Hilt, Pawlo Kerestej), selbst getragen werden. Doch das symbolische Kapital ist nicht unbeträchtlich, da die Kunstpark Ost GmbH vor der Stadt München und der Öffentlichkeit als Kunstförderer auftreten kann. So spielte das *„respektable Ansinnen“* bei der Zustimmung der Stadt zum Kunstpark-Projekt eine entscheidende Rolle und dient auch als Argument bei den sich zunehmend belästigt fühlenden AnwohnerInnen.

Steht der Tag im Zentrum der Mall, so ist es im Kunstpark Ost die Nacht. Werden die Öffnungszeiten vor allem in den USA, doch seit den neuen Ladenöffnungszeiten

auch hierzulande, immer mehr auf die Nacht ausgedehnt, bemüht sich der Kunstpark entsprechend darum, zumindest am Wochenende ein Rund-um-die Uhr-Angebot zu bieten. Im Gegensatz zur allgemeinen Münchner Kneipensituation gibt es im Kunstpark Ost (noch) keine Sperrzeiten, da zumindest direkte AnwohnerInnen nicht gestört werden können, denn Wohnen ist auf dem Gelände verboten. Die heterogenen Angebote im Kunstpark bedingen zwar unterschiedliche Öffnungszeiten, doch wie in einer Mall, in der kein Geschäft während der vorgeschriebenen Öffnungszeiten geschlossen bleiben darf, zwang auch das Kunstpark-Management die kleinen HändlerInnen des Flohmarkts ihre Öffnungszeiten freitags und samstags von 16 Uhr auf 20 bzw. 18 Uhr zu verlängern. Bei Nichtfolgeleistung wurde ihnen mit Rausschmiß gedroht. Die *„Nachtkantine“*, die sich als *Restaurant/ Bar/ Entertainment* bezeichnet, ist fast durchgehend geöffnet und ,fungiert als eine Art Recreationcenter bzw. Wartesaal, in der erschöpfte KonsumentInnen Ruhe, und in den toten Stunden, wenn z.B. der Flohmarkt am Samstag um 18 Uhr schließt und das Theaterstück im Colosseum erst um 19.30 Uhr beginnt, Trost finden können.

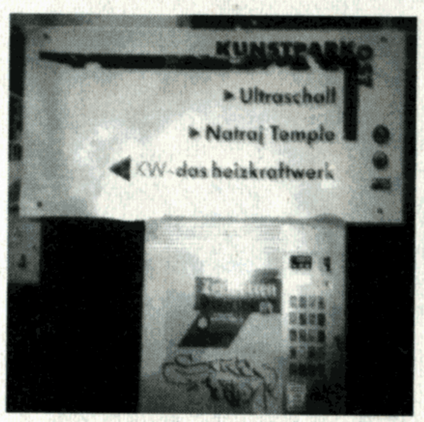
Ein Produkt und seine Folgen

„Was unterscheidet eigentlich München von anderen Städten? München ist sauberer, kleiner und teurer. Erzähle ich Freunden aus anderen Städten vom Kunstpark Ost, sind die meisten überrascht, daß gerade im beschaulichen München so etwas entstehen kann. Wenn man auf dem Gelände herumläuft und die Tüftler und Bastler an allen Ecken und Enden sieht, hat man schon das Gefühl, daß hier Freiräume gefüllt werden, die bisher in München fehlten. Nur schade dabei, daß der Kunstpark Ost bisher unter Ausschluß der politischen Öffentlichkeit stattfindet: woanders wären Stadtspitze und Senat sofort da, um sich als Kulturförderer abfeiern zu lassen. Naja, das ist wohl gerade das be-schau-liche an München.“

Zitat aus dem Kunstpark-Ost-Magazin, Nr. 3/Dezember 1996

In einer Stadt, in der Hallenkultur immer eine wichtige Rolle spielte, wurde das Angebot der Firma Pfanni, ihr Gelände als Freizeitpark zu nutzen, von allen Seiten bejubelt. Sowohl das Kreisverwaltungsreferat, der Bezirksausschuß und Bürgermeister Christian Ude als auch die Party- und KulturfreundInnen freuten sich, die Abendzeitung sprach von einem Aushängeschild für München und die Süddeutsche Zeitung jubelte über „ein Kulturgeschenk, das für München schöner als Weihnachten und Ostern zusammen“ sei.

Die Metropolen werden zunehmend nach den Interessen des Kapitals strukturiert, Zonen des konzentrierten Konsums dabei erschlossen. Jede neue Shoppping Mall unterminiert vorangegangene ökonomische Strukturen, besonders dann, wenn sie in den Innenstädten errichtet wird. Auch eine Alternative Mall verändert gravierend das kulturelle Angebot in München. Der Kunstpark Ost tendiert zur Monopolisierung und Ghettoisierung von Unterhaltung. Läden- und Freizeitstrukturen von einzelnen Stadtvierteln wie deren soziale Kultur werden verändert. Denn der Konkurrenzdruck durch den alles absorbierenden Kunstpark Ost ist groß. So zog z.B. der einzige Schallplattenladen im Schlachthofviertel in den Kunstpark. Die im Stadtgebiet integrierten Musikclubs sind im Vergleich zum großen Supermarkt Kunstpark Ost die



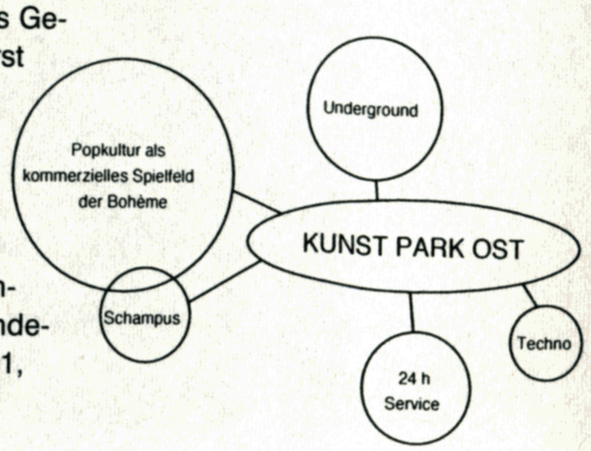
Tante-Emma-Läden. Einige von ihnen registrieren mittlerweile deutliche Einbußen. Doch auch die Clubs im Kunstpark machen sich inzwischen gegenseitig Konkurrenz: Trotz der Bemühungen des Managements, möglichst unterschiedliche Anbieter auf dem Gelände zu haben, spielen z.B. Freitagabend drei Clubs (KW-das heizkraftwerk, Natraj und Ultraschall) Techno. Da sind sowohl Einbrüche in der BesucherInnenzahl, als auch beim Getränkeabsatz zu verzeichnen, da etliche Techno-Fans ein Club-Sharing betreiben.

Die Innenstadt wurde als Ort für den Kultur- und Freizeitkonsum neu entdeckt. Die „Revitalisierung“ der Innenstädte und gleichzeitige Abwertung anderer Stadtteile beschleunigt den Prozeß der „gentrification“, der mit der exklusiven Wohnerschließung die bisherigen BewohnerInnen aus den citynahen Stadtteilen verdrängt. Durch die Entindustrialisierung (z.B. der Wegzug der Pfanni-Werke) und Kulturalisierung wird eine Yuppisierung der Innenstädte vorangetrieben.

Gerade die vorübergehende Nutzung eines abgewirtschafteten Geländes auf einer günstig situierten Innenstadtfläche mit guter Verkehrsanbindung ist die ideale Voraussetzung für einen spekulativen Imagetransfer. Hatten die Pfanni-Werke keinen prestigeträchtigen Namen, der beispielsweise ein Dienst-leistungsunternehmen anlockt, so kann nach der Umbenennung des Geländes in „Kunstpark Ost“, von einem Imagegewinn ausgegangen werden. Während soziale Einrichtungen als Zwischennutzer unbeliebt sind, da mit ihnen eine Abwertung des Projekts einhergehen könnte, ist Kunst anscheinend immer ein geeignetes Feld für die befristete Zwischenlösung. Da in München Unmengen von Gewerbeflächen leerstehen, ist es für den Besitzer eine Überlegung wert, das Gelände durch Kunst erst einmal aufzuwerten und durch den Zeitgewinn einerseits die Erinnerung an Fabrik und eventuelle Altlasten verschwinden zu lassen und andererseits - im Jahr 2001, wenn der Mietvertrag ausläuft, kann Besitzer Otto Eckart diesen verlängern oder auch nicht - auf eine Änderung der Immobiliensituation zu hoffen.

Die neugeschaffenen Zonen des Konsums, sowohl Shopping Mall als auch Kunstpark Ost, sind in privater Hand und werden von eigenen Sicherheitsdiensten kontrolliert. Unerwünschte Personen werden vom Wachpersonal aus den Malls ferngehalten. Spielen die Türsteher an jedem Club des Kunstparks zwar eine nur marginale Rolle, so schätzen sich Polizei und LKA doch glücklich, alle eventuell randalierenden, drogenkonsumierenden oder in sonstiger Weise gegen Recht und Ordnung verstoßenden BesucherInnen auf einem abgeschlossenen Gelände vereint zu wissen.

Und zum Schluß der wirklich letzte Vergleich zwischen einer Mall und dem Kunstpark Ost: Ist es nicht manchmal ein Genuß, sich ausgiebig dem Konsumkitzel einer Shopping Mall hinzugeben und sich in ihre Wühltische zu vergraben? So tauchen auch wir hin und wieder zu nachtschlafender Stunde leisen Schrittes zwischen den Scharen von Vergnügungssüchtigen dieser Wonne-Mall unter und ertränken unsere unerfüllten Sehnsüchte im Cocktail-Mix. ◆



„Und daheim sterben die Kinocenter“

Multiplex und postmoderne Stadtentwicklung

Fotos von Wolfgang Woehl

Das geplante Eichinger/ Kirch-Multiplex verdrängt den Mathäser-Filmpalast plus Bierstadt aus dem Bahnhofsviertel, und die Stadtspitz gekündigt. Der Verdrängungswettbewerb zwischen alteingesessenen Münchner Großkinos und der modernen Multiplex-Generation ist Donnersberger Brücke sind Ausdruck einer qualitativ neuen Zentralisierung im Kino-Freizeitgeschäft. Das Kinogewerbe als Teil der po

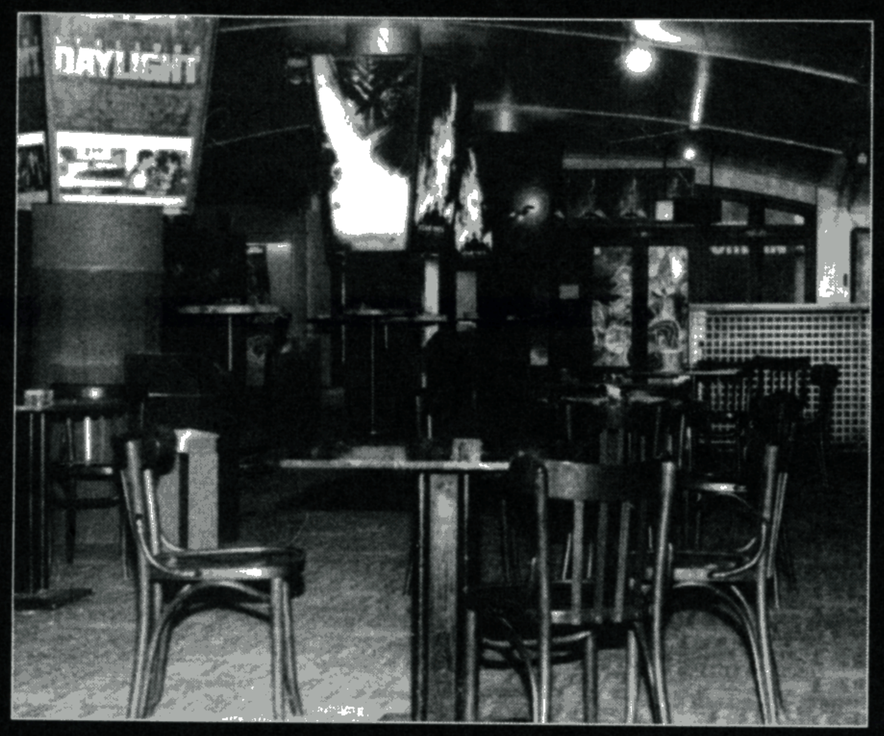
War da nicht noch was? Oder was hat die soziale Frage mit Kino zu tun?

Die Deutsche Herold, Besitzerin des Gebäudekomplexes an der Bayerstraße, der den Mathäser-Filmpalast, die Bierstadt, das Metropolis, ein verrauchtes italienisches Cafe und einen Fanladen des FC Bayern beheimatete, hat sich einen lukrativeren Pächter gesucht. Die neue Hausmacht - Bernd Eichinger, Besitzer der Constantin Film und Betreiber des Cinedoms in Köln, und Leo Kirch, Medienmulti - wird der Filmstadt München einen großen repräsentativen Filmpalast inklusive Erlebnisgastronomie, wie das so nett heißt, ins Bahnhofsviertel pflanzen. Von *„Viel Glas, viel Foyer“* ist da die Rede, wenn der betraute Münchner Architekt Gerhard Lehmann nach dem Projekt gefragt wird. Alles in allem ein 320 Millionen Projekt. Oberflächlich betrachtet, frißt hier ein großer Kinohai einen kleinen. Ein banaler kapitalistischer Vorgang. Das Mathäser war kein Hort der Filmkunst. Hier lief Mainstreamkino pur. Der Eröffnungsfilm im Januar 1957 war *„Der Bettelstudent“*. Nach der Renovierung im Dezember 1967 ging es mit der Konsalikverfilmung *„Liebesnächte in der Taiga“* weiter und 1978, nach dem Umbau vom Großkino in ein Kinocenter mit mehreren kleineren Kinosälen, eröffnete das Mathäser mit Sam Peckinpahs *„Convoy“*. Das Hollywood-Actionkino war angekommen. Eichinger steht ebenfalls für Mainstream, Schwerpunkt deutsche Großproduktionen. Seine Constantin Film hat unter anderem Buchheims *„Das Boot“* produziert, und im vergangenen Jahr hat er sich insbesondere durch das Recycling deutscher Filmklassiker aus den Fünfzigern hervorgetan, die er, geschickt von Widersprüchen bereinigt und auf neunziger Jahre Schick zugeschnitten, für Sat 1 und den Videomarkt produziert hat. Bleibt die Frage, warum dem Mathäser eine Träne nachweinen, wenn uns zukünftig Großproduktionen in einem state of the art Kino präsentiert werden. Ein postmodernes, pardon, hochmodernes Freizeiterlebnis. Halleluja.

Seit der Eröffnung des Mathäserkinos 1957 war das Familienunternehmen Georg Reiss der größte Kinobetrieb in München. Ihm gehörten das Sonnenstraßenkino, das Atlantis und das Gloria, die alle in den letzten vier Jahren verkauft worden sind. Dazu kommen weitere Lichtspielhäuser in Kassel, Offenbach, Worms und Mainz. Zuletzt betrieb die Firma noch das Mathäser und das Marmorhaus. Der Pachtvertrag des Filmpalastes ist Anfang 1996 gekündigt worden und für das Marmorhaus ist die Vertragsverlängerung offenbar noch nicht gesichert. *„Von den neunzig MitarbeiterInnen haben fast die Hälfte bis zum Jahresende die Kündigung bekommen“*, erklärt Micha Cucic, Betriebsratsvorsitzender des Unternehmens. Das endgültige Aus kommt im Februar. Bis dahin wurden befristete Arbeitsverträge ausgehandelt. Der Grund dafür ist die noch ausstehende Abrißgenehmigung für das Gebäude. Die Vertragsverlängerung für das Mathäser ist seiner Meinung nach an der Summe, die die Deutsche Herold haben wollte, gescheitert. Von einer hundertprozentigen Mieterhöhung hätten die Brüder Reiss gesprochen, sagt Bernd Mann von der Industriegewerkschaft Medien (IG Medien). Das sei unrentabel. Damit verliert die Firma das beste Kino, das sie hatten, ihr Zugpferd seit vierzig Jahren. Was den Betriebrat am meisten ärgert, war die anfängliche Weigerung der

st entzückt. „Innenstadtaufwertung" heißt das Stichwort. Von den neunzig Festangestellten der Pächter-Firma Reiss wurden etwa vierzig zum Jahresende 1996 ffnet. 4.500 Kinositzplätze an der Stachus-Südseite bei bestehenden rund 17.000 Plätzen in München plus Maxx-Ableger im geplanten Entertainmentcenter an der nodernen Freizeitindustrie übernimmt die Vorreiterrolle auf dem Gebiet der Umstrukturierung von garantierter in entgarantierte Arbeit.

Firmenleitung, überhaupt über einen Sozialplan zu verhandeln, weil eh kein Geld da sei. *„Die Firma hat jahrzehntelang gutes Geld gemacht, und sich dann um Abfindungen drücken zu wollen, das ist nicht in Ordnung. Schließlich sind die Mitarbeiter nicht schuld an einem schlechten Management."* Zumindest konnten vor dem Arbeitsgericht Abfindungen durchgesetzt werden, darüber ist Cucic froh, aber richtig glücklich ist er mit dem Gesamtergebnis nicht: *"Diejenigen, die zwanzig, dreißig Jahre dabei waren und jetzt vor der Rente stehen, sind verbittert. Sie konnten in der Abfindungsregelung nicht berücksichtigt werden. Die Einigungsstelle hatte ermittelt, daß einfach nichts mehr zu holen ist."* Ein soziales Desaster, wenn man an die Verdienstmöglichkeiten im Kinogewerbe denkt. Das Gehalt für vierzig Stunden Arbeit liegt in der Branche oft unter dem Niveau der Sozialhilfeleistungen, deshalb ist es auch kein Witz, wenn Kinobeschäftigte gelegentlich die Anpassung ihrer Einkommen an die Sozialhilfesätze fordern. 1.891 DM im Monat für vierzig Stunden Arbeit in der Woche - soviel verdient eine Kassiererin nach zwei Jahren Berufstätigkeit in einem Kino in einer Stadt mit weniger als 100.000 Einwohnern, ihr Kollege, der als Filmvorführer tätig ist, erhält 2.119 DM brutto, Samstags- und Sonntagsarbeit inbegriffen. Jahressonderleistungen betragen bescheidene 400 DM und zusätzliches Urlaubsgeld ist in der Branche unbekannt. Die IG Medien, die die Beschäftigten in Filmtheatern mitbetreut, will das in den 1997 bevorstehenden Tarifverhandlungen endlich durchsetzen. Auch der Anspruch auf die üblichen sechs Wochen Urlaub soll im künftigen Tarifvertrag verankert werden, während die Arbeitgeber kräftig an der Lohnfortzahlung rütteln. *„Ab nächstes Jahr soll außerdem das Arbeitslosengeld mit der Abfindung verrechnet werden"*, sagt Cucic und blättert in den Arbeitsamtinformationen von 1997. Als Bestrafung derjenigen, die unverschuldet arbeitslos werden, sieht Bernd Mann von den IG Medien dieses Vorhaben. *„Der Hintersinn ist, die Arbeitslosen dazu zu zwingen, möglichst schnell wieder Arbeit anzunehmen, weil ihnen sonst die Abfindung gestaffelt aufs Arbeitslosengeld angerechnet wird. Je länger du arbeitslos bist, desto mehr*



verlierst du von der Abfindung. Das liegt auch ganz auf der Linie, die Menschen dazu zu bringen, Arbeit unter ihrem Ausbildungsniveau anzunehmen. Das bezeichnet man dann als zumutbar, eigentlich ist es eine Gemeinheit. Und selbst die Arbeitsrichter sagen, das Ganze sei ein Irrsinn." Auf die Frage, wie die Gewerkschaft die Beschäftigten weiter vertreten will, wenn die Branche immer mehr auf entgarantierte Arbeit setzt, meint Mann, *„wir müssen im Entertainmentsektor Fuß fassen."* Natürlich sind ihm Kinobetreiber wie die Reiss-Brüder lieber, die quasi eine klassische, *„konservative"* Personalpolitik betreiben und mit Festangestellten arbeiten. Die modernen Multiplexe stellen durchgängig Aushilfen beziehungsweise StudentInnen an und sparen sich so Sozialabgaben. An die Beschäftigten im Kino- und Filmbereich war und ist von Gewerkschaftsseite her schwer heranzukommen. Die uneinheitliche Struktur sei die Crux, so Mann. Die Bandbreite reicht von mittleren Familienkinos über kleine Filmkunstkinos bis zum Kinocenter der 70er und dem heutigen Multiplex.

Innenstadtaufwertung via Kulturindustriezentren

Die Achse Gasteig, Isartor, Stachus gilt sommers wie winters als beliebte Flaniermeile. Nirgendwo Schmuddelecken, sondern eine saubere Geschäfts- und Kulturschneise, an die sich die Muffathalle und das Deutsche Museum mit dem Imax andocken und die durch die Hugendubelansiedlung an der Stachus Nordseite eine enorme Aufwertung erfährt. Der Kaufhof am Marienplatz macht bundesweit den größten Umsatz pro Quadratmeter. Da sind die Kaufhof- und Hertiehäuser an der Stachus-Südseite quasi in Randlage.

Deshalb ist die Stadtspitze und die Geschäftswelt so scharf auf Eichingers Unterhaltungsglaspalast. Bisher bietet der Stachus noch nicht das gewünschte Publikum. Die Bahnhofsatmosphäre stört. Aber nicht nur München denkt darüber nach, das corpus delicti, den Bahnhof, einfach unter die Erde zu verbannen. Die westlichen Großstädte propagieren die Säuberung der Innenstadt von allen nicht vollständig integrierbaren, nicht anpassungsfähigen Subjekten und verkaufen sie dem Bürger als *„Unser Dorf soll schöner werden"*, im Terminus Technikus: Innenstadtaufwertung.

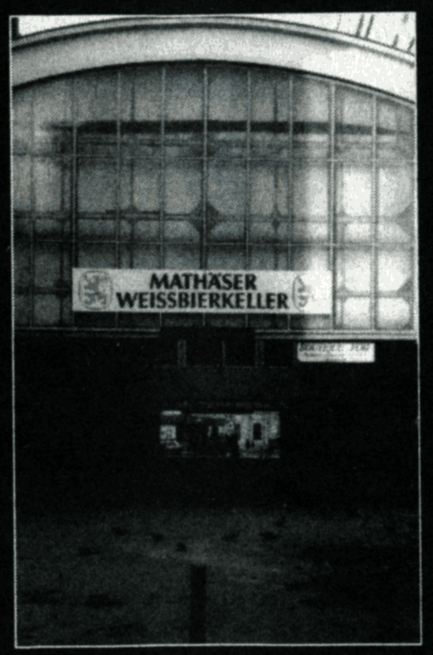
Quo vadis Kinostadt München?

Der aktuelle Verdrängungskampf im großstädtischen Kinogeschäft wird auf zwei Ebenen entschieden: Wie schlagen sich die mittelständischen Betreiber und die Filmkunsthäuser gegenüber der Multiplexgeneration angesichts eher gleichbleibender Kinobesucherzahlen und wie groß ist der Einfluß der Verleihfirmen angesichts der mörderischen Konkurrenzsituation? 1957 wurde das Mathäser als 129. Kino der Landeshauptstadt eröffnet. Ein Kino der Superlative mit der größten Filmleinwand Deutschlands von 21 auf achteinhalb Metern, 1.200 Sitzplätzen und einem 340 Quadratmeter großen Foyer. Elf Jahre später bekam der Filmpalast ein poppiges 60er Jahre Outfit und wieder zehn Jahre später war die Ära der großen Lichtspielhäuser mit über 1.000 Sitzplätzen vorbei. Das Massenmedium Fernsehen hatte längst in die Wohnzimmer Einzug gehalten.

Mit einem Aufwand von rund sechs Millionen Mark verwandelten die Filmtheaterbetriebe Georg Reiss Münchens größtes Kino in ein aus vier Theatern bestehendes Kinocenter. Komfort hieß die Devise, und es durfte geraucht werden. Kinobesitzer und Verleiher lobten die Entwicklung. Damals sagte Eckehard Thiele vom Wirtschaftsverband der Filmtheater: *„Kinozentren entstehen aus dem Zwang der Notwendigkeit. Die großen Kinos werden nicht mehr voll. Man kann mehr Publikum mobilisieren, weil durch die Teilung ein größeres Angebot entsteht."* Und Theo Hinz vom Filmverlag der Autoren, der damals die meisten deutschen Filme anbot: *„Das steigende Angebot verschiedener Kinos weckt natürlich Nachfrage. Als Verleiher anspruchsvoller Filme kann ich die Zentren nur begrüßen..."*

Keine Rede mehr von dem bereits 1960 einsetzenden Kinosterben. Die Zahl der Filmtheater war 1995 bundesweit erstmals wieder gestie-

gen. Die Besucherzahlen waren mit insgesamt 124,5 Millionen allerdings rückläufig. 1992 gab es in München nur 12.700 Plätze und 66 Leinwände, 1996 waren es 85 Leinwände und 17.000 Sitzplätze. Wenn der Eichinger Multiplex gebaut ist, sind es mehr als 20.000 Plätze. 4.500 Plätze verteilt auf 14 Kinos mit Gastronomie, Wohnungen, Geschäften und Büros soll der Neubau an der Bayerstraße fassen. 1998 soll er fertig sein. Für die umliegenden Innenstadtkinos geht es dann



ums nackte Überleben. Auch das Mathäser hatte die neue Kinogeneration zu spüren bekommen. Fünfzehn, zwanzig Prozent weniger im Jahr könnten es schon gewesen sein, meinte Mischa Cucic, seit das Maxx aufgemacht hätte, obwohl das Kino 1996 gut besucht war. Dazu kommt, daß in mittleren Kinobetrieben die Technik meistens nicht auf dem neuesten Stand ist, weil das Geld für Investitionen fehlt. Gleichzeitig ist ihre Ausgangsposition im Verleihpoker eine ungünstigere. 53 % der Karteneinnahmen streicht der Filmverleih bei einem neuen Film ein. Bestseller gibt es nur im Paket mit Lowsellern, die dann wochenlang vor leeren Sälen gespielt werden müssen. Den Giganten der Branche wie der Riech Familie mit ihren 300 Kinos und Joachim Flebbe - seine Firma betreibt neben dem Maxx das größte deutsche Kino, das Cinemaxx in Essen - können die Verleiher die Bedingungen nicht diktieren. Der Konkurrenzkampf wird zwischen den Marktführern entschieden, die darauf achten, im Expansionskarussell nicht den Anschluß zu verlieren. Das heißt, ein Multiplex kommt selten allein. Flebbe hat ein Cinemaxx im Hochhaus an der Donnersberger Brücke, Größenordnung 3.000 Plätze, ins Gespräch gebracht. Die Mercedes-Niederlassung gegenüber winkt mit einer *„Erlebniswelt“*, die den Autokauf unterstützen soll, mit einer Musicalbühne und einem Multiplex. Constantin-Sprecher Thomas Friedel stört das nicht: *“Unser Standort am Mathäser ist der stärkste. Wenn es mehrere gibt muß der Markt entscheiden.“* Angesichts dieser Entwicklung hat allerdings der Stadtrat kalte Füße bekommen und beschlossen, es dürfen insgesamt nicht mehr als 3000 Kinoplätze dazukommen, wegen des ruinösen Konkurrenzkampfes. Was das jedoch genau heißt, läßt sich am Kommentar von Münchens Oberbürgermeister Christian Ude ablesen: *„Was genehmigungsfähig ist, müssen wir auch genehmigen.“* So what! Ø

Rettet die Plastiktütenmenschen!

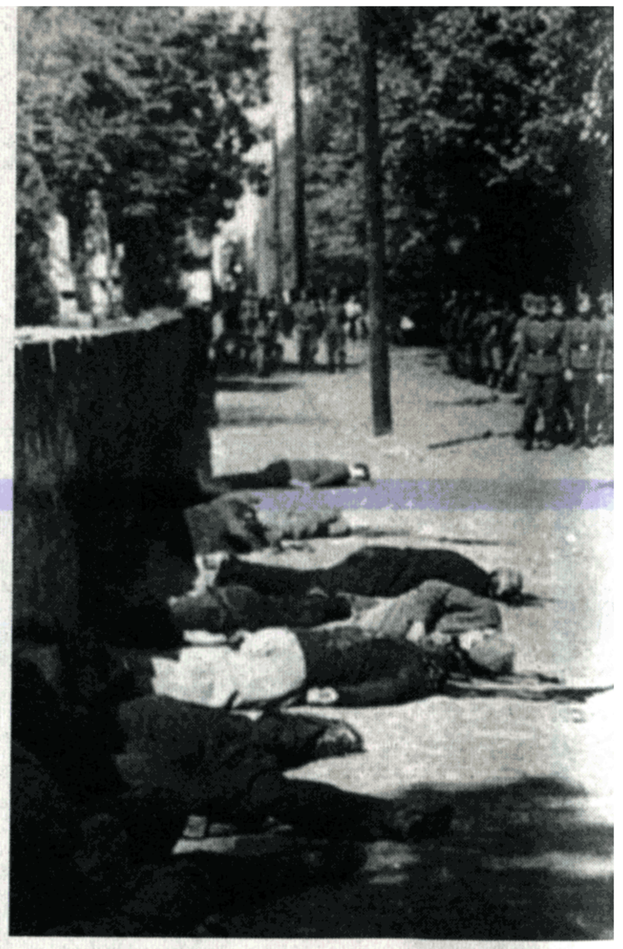
Armer reicher Mittelstand

Mathäserpächter Peter Reiss: „Uns hat ja niemand gefragt.“

Als wir an einem Sonntag Erinnerungsfotos in der Mathäser Bierstadt schießen wollten, versperrte ein handgemaltes Schild *„Heute leider geschlossen“* den Zugang. Durch die Scheiben schimmerte gedämpftes Licht, und zwei Männer saßen schweigend in der Faschingsdekoration und rauchten. Plötzlich trat aus dem Hinterausgang ein Mann auf uns zu und erkundigte sich nach unserem Treiben. Wir warfen ein paar Stichworte zur Mathäserschließung in die Runde und sahen uns einem kompetenten Insider gegenüber.

„Wer sind Sie?“
„Peter Reiss.“
Vor uns stand der Pächter des Mathäsers, zu dem wir offiziell via Telefon nicht vorgedrungen waren. Nie gefragt habe man sie - ihn und seinen Bruder -, wie sie sich denn die Zukunft des Mathäserkomplexes vorstellen würden. Es sei glasklar gewesen, daß der Komplex renovierungsbedürftig sei. Die Münchner kämen schon lange nicht mehr zum Mittagessen in die Bahnhofsgegend und Sonntag würden auch noch die Touristen ausfallen, deshalb habe er heute kurzerhand die Bierstadt zugemacht.
„Hier laufen zuviel Plastiktütenmenschen herum. Und dann der Taubendreck.“
Ja, die Bierstadt habe seine Familie immer noch gepachtet, seit der Eröffnung des Filmpalastes 1957.
„Die Deutsche Herold hat eine Riesensumme auf den Tisch gelegt, als sie die Gebäude vom Hintereingang des Kaufhofs bis zur Zweigstraße kaufte - mit der Deutschen Bank im Hintergrund ist das ja kein Problem. Aber meinen Sie, die hätten mal mit uns verhandelt. Selbstverständlich hätten wir unsere Option wahrgenommen. Geldgeber hätte es gegeben.“
Wie sah die Option aus? Das Mathäserfilmcenter, also die Firma Reiss, hätte bei der Verpachtung, sofern im Gebäude wieder ein Kinobetrieb vorgesehen gewesen wäre, bevorzugt werden müssen.
„Meinen Sie, der Eichinger hätte einmal angerufen. Oder es hätte sich mal jemand bedankt. Zum Filmball sind sie immer alle gern eingelaufen.“
Wann jetzt endgültig zugemacht wird? Die Stromversorgung sei bis zum 15.2. gesichert. Vielleicht auch bis zum 28.2..
„Meinen Sie, da sagt einem mal jemand Bescheid? Schließlich muß ich die Leute bezahlen.“
Abfindungen müsse er auch noch zahlen. Wieviel wollte er nicht sagen.
„Mein Bruder war lange in Amerika, der versteht das alles nicht. Alles das mit der Sozialgesetzgebung, das ist in Deutschland übertrieben.“ Die Belegschaft ist enttäuscht:
„Die hätten genug Geld“, sagt die junge Frau hinter dem Popcorntresen im Kinofoyer.
„Das Kino wäre bestimmt zu retten gewesen.“
Die Deutsche Herold hat es jedenfalls vorgezogen, den Gebäudekomplex im ganzen an einen hyperfinanzstarken Partner zu vermieten und solche Geschäftspartner stammen heute im Allgemeinen nicht aus dem mittelständischen Unternehmerkreis. ▲

Fotos aus dem Ausstellungskatalog: „Vernichtungskrieg"



„Die Ausstellung 'Verbrechen der Wehrmacht', die schon in vielen Städten zu sehen war, beleuchtet ein besonders dunkles Kapitel der Militärgeschichte. Auch in München soll die Öffentlichkeit Gelegenheit haben, sich zu informieren und eine Meinung zu bilden. Die Ausstellung darf nicht als Pauschalverurteilung aller Wehrmachtsangehörigen mißverstanden werden."

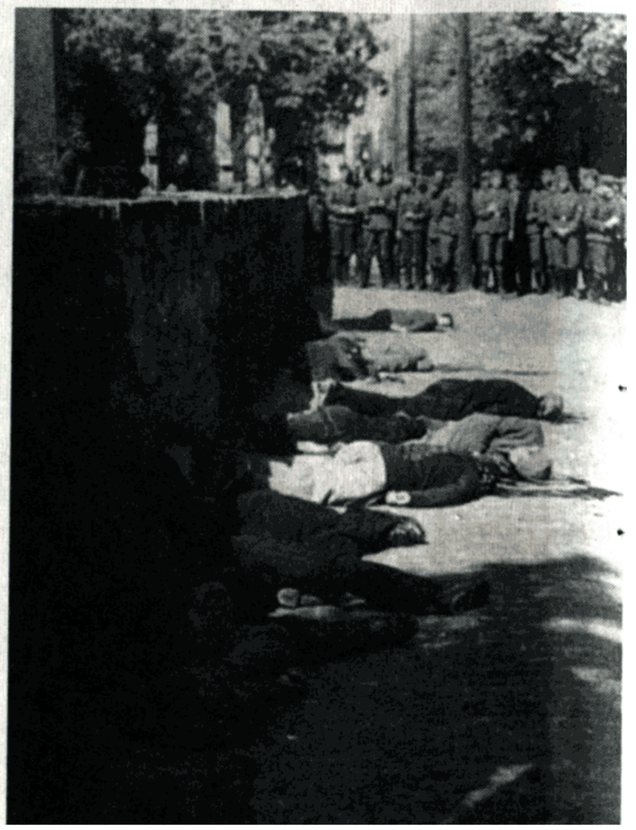
VERNICHTUNG

GENERATION

Am 11. Dezember beschloß der Münchner Stadtrat auf Vorschlag von OB Ude, den obenstehenden Schriftzug in *„großer Aufmachung"* am Eingang der Ausstellung *„Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944"* zu plazieren, die vom 24.2. bis zum 6.4. in der Galerie im Rathaus zu sehen sein wird. Mit diesem Friedensangebot nach rechts zu Beginn der Debatte konnte Ude den Eklat durch Kamerad M. Brunner (Bund Freier Bürger) und seine CSU-Konsorten nicht mehr abwenden. Hatte doch Brunner seinen Antrag, die Ausstellung abzusetzen (und statt dessen eine deutsch-russische Kriegsgefangenen-Ausstellung zu zeigen) extra durch die CSU vom Kulturausschuß in die Vollversammlung verlegen lassen, um in größtmöglicher Öffentlichkeit die *„Ehre"* der Wehrmachtssoldaten zu verteidigen, die *„in einer unglaublichen Verantwortung und einem unglaublich mutigen Einsatz geglaubt haben, für ihr Vaterland und für ihre Familien ihr Leben hingeben zu sollen"*. *„Das ist natürlich Größe"*, meint Brunner, weshalb er eine Ausstellung über die Wehrmacht auch mit *„Größe und Tragik"* derselben betitelt haben möchte.

Summa summarum kauten Brunner und CSU-Chef Podiuk die *„Argumente"* wieder, die aus der reaktionären Empörung entlang des bisherigen Wegs der Wanderausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung bekannt sind. Sie sei unwissenschaftlich bis verfälschend, allein durch die Überschrift pauschalisierend, historisch umstritten und nicht zuletzt würde sie die Bundeswehr verunglimpfen. Davon sind auch die NPD und ihre Jugendorganisation JN überzeugt: die JN haben angekündigt, unter dem Motto *„Unsere Väter sind keine Verbrecher, wir sind stolz auf sie"* gegen die Ausstellung zu demonstrieren.

„Tatsächlich zeigt die Ausstellung, daß der Krieg, den die deutsche Wehrmacht im, pauschal gesprochen, Osten geführt hatte, ein Krieg gewesen war, der sich deutlich unterschieden hatte von anderen Kriegen, auch von solchen, die die Wehrmacht - etwa in Frankreich oder Skandinavien - geführt hatte. Der Krieg im Osten war von Anfang an als ein Krieg gegen eine gesamte Bevölkerung geplant worden, nicht nur als einer gegen eine Armee. Was anderswo das Besatzungs- oder Kollaborationsregime betrieb, die Beihilfe zum Massenmord durch die Deportation der jüdischen Bevölkerung in die Vernichtungslager, das tat auf dem Balkan und in der Sowjetunion die Wehrmacht, indem sie den Mord vor Ort durch SS, SD und Einsatzgruppen absicherte und teilweise selber durchführte. Die Wehrmacht war als Organisation ein aktiver Mittäter beim Massenmord an der jüdischen Bevölkerung. Dazu kam der Hungertod von Millionen Zivilisten als explizites Kriegsziel, der Partisanenkrieg zu dem Zeitpunkt, als es noch keine wirklichen Partisanen gab, als flächendeckendes Terrorprogramm, und die planmäßige Ermordung von Millionen Kriegsgefangenen. Kurz, die Ausstellung dokumentiert nicht Exzesse einer nicht zuletzt durch den Kampf gegen einen brutalen Gegner verrohten Soldateska, sondern eine besondere, in den Exzeß hinein geplante Kriegsführung. Sie zeigt nicht die Ausnahme von der Regel, sondern die Ausnahme als regelrechte Planungsvorgabe, und damit nicht nur das, was heute das moralische Gefühl empört, sondern was auch zur Zeit der Durchführung international Kriegsverbrechen genannt worden war, nebst einer Wehrmachtsführung, die offen proklamiert hatte, die Regeln, die Krieg und verbrecherischen Krieg zu unterscheiden versuchten, seien außer Kraft gesetzt."



GSKRIEG UND NENFRIEDEN

(Treffend zusammengefaßt vom Chef des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Jan Philipp Reemtsma).

Durch umfangreiche Dokumente und Bildmaterial wird das anhand des Partisanenkriegs in Serbien, der dreijährigen Besetzung Weißrußlands und des Wegs der 6. Armee nach Stalingrad beispielhaft belegt.

Kamerad Brunner entlarvt die Ausstellung als Versuch, der Gesellschaft *„den grundlegenden Boden zu entziehen“*.

In einer ausgefeilten Verschwörungstheorie sieht er Ex-K-Grüppler, wie den Ausstellungsleiter Hannes Heer, in als Forschungsinstituten getarnten obskuren Vereinen *„früheres sowjetisches Propagandamaterial“* zu Ausstellungen zusammenbasteln. Das sind nach Brunner *„die gleichen Leute, die in Bad Kleinen versucht haben, die Killerpolizei und den Killerstaat zu erfinden“*. Hier sei eine rot-grüne Politikergeneration am Werk, die *„sich selbst in vielerlei Hinsicht einem Tribunal stellen müßte“* - als Beispiel führt er die Liberalisierung des § 218 an - und dem entgehen will, indem sie *„sich selbst zum Tribunal macht, ... auf Kosten der Toten, die sich nicht wehren können.“*

Nachdem CSU, REPs und BFB demonstrativ den Saal verlassen haben, weist Sabine Csampai *(Die Grünen)* mit Recht auf Brunners Funktion hin, den Nationalsozialismus wieder salonfähig zu machen. Gleich im Anschluß verteidigt sie ihre Generation, *„die Demokratie, Liberalität in dieser Staat gebracht hat“*, und warnt vor Brunner, der *„seinen Anhängern Mut machen“* will, *„wieder zur Waffe zu greifen, um diese Generation, diese Ideen, die Demokratie und die Liberalität dieses Landes zu vernichten...“*

Aus der gleichen Generation kommend, betonte Hannes Heer bei einem Vortrag in Regensburg, daß *„der Frieden zwischen den Generationen“* nur wieder hergestellt werden könne, wenn der *„Wahrheit“* ins Gesicht geschaut würde. Doch die Generationen, zwischen denen Heer sich Frieden wünscht, sind die der Tätergesellschaft. Die Opfer und ihre Nachkommen kommen in seiner *„Friedens“*-perspektive nicht vor. Allein den Friedensschluß als Ziel zu setzen, ignoriert die Opfer, für die das aus gutem Grund jenseits aller Vorstellung liegen kann. Heers Vortrag in Nürnberg endete mit den Worten *„Die Wahrheit über den Vernichtungskrieg und die Verbrechen der Wehrmacht ist zumutbar, sie kann uns (sic!) frei machen“*.

Das Bild einer Gesellschaft, zu deren endgültiger Zivilisierung nur noch das letzte große Tabu - die Legende der *„sauberen Wehrmacht“* - fallen muß, klingt auch bei Reemtsma an, wenn er schreibt: *„Dann wäre das ein halbes Jahrhundert währende kollektive deutsche Schweigen über die Wirklichkeit des Zweiten Weltkrieges in der Sowjetunion und auf dem Balkan jene Zeit, welche die deutsche Gesellschaft gebraucht hat, um den moralischen Rahmen wiederzugewinnen, in dem das Verbrechen des Vernichtungskrieges erst zur öffentlichen Debatte gestellt werden konnte.“*

Reemtsma sieht sich als Teil einer *„sientific community“*, deren *„Historiographie des Nationalsozialismus auf einem moralischen Konsens besteht“*. Es gäbe keine *„pro-nationalsozialistische Geschichtsschreibung“*, beziehungsweise wo es sie gäbe, würde sie nicht als wissenschaftlich akzeptiert und fände keinen Einlaß in eben jene *„scientific community“*. *„Die Historiographie des Nationalsozialismus ist sich über den verbrecherischen Charakter des Regimes sowie über die Verbrechen, die es begangen hat, einig“*. Wenn Mitgliedern der community Verharmlosung des Nationalsozialismus unterstellt würde, sei dies - wie bei Ernst Nolte - gleichzeitig ein Ausschlußgrund. Als ob es für den politischen Wirkungsgrad von Noltes Rehabilitierung des Nationalsozialismus von Bedeutung wäre, wenn er bei Reemtsmas *„scientific community“* nicht mehr mitmachen darf.

Und Hannes Heer sieht sich durchaus veranlaßt, am 1. März im Gasteig über die Frage: *„Die Wehrmacht - eine verbrecherische Organisation?“* auch mit Günther Gillessen zu diskutieren, der den Angriff der Wehrmacht gegen die Sowjetunion als Präventivschlag bezeichnet und das Buch von Joachim Hoffmann *„Stalins Vernichtungskrieg 1941 - 1945“* rückhaltlos zustimmend in der FAZ bespricht.
In welche Richtung auf jeden

Fall Grenzen gezogen werden, ist nach Links. Eine Zusammenarbeit etwa mit den*„Vereinigung der Verfolgten des Nationalsozialismus / Bund der Antifaschisten“* (VVN/BdA) bei der Durchführung vor Ort war für das Hamburger Institut für Sozialforschung ausgeschlossen.

Um in der Mitte der Gesellschaft und in der Mitte der Stadt (Rathaus) notwendige Prozesse in Gang zu setzen, mag es als taktisch sinnvoll und wichtig erscheinen, den Geruch von Kommunisten und anderen Randgruppen zu vermeiden und sich auf eine Fragestellung zu konzentrieren, die Fragen nach der Motivation der Täter und der nicht nur personellen Kontinuität von Wehrmacht und Bundeswehr außer acht läßt.

Offensichtlich geht es aber nicht nur um Taktik. Mit der Frage konfrontiert, ob die Ausstellung nicht zur Entschuldung der Soldaten deren *„Lebensumstände, die Zwänge des Partisanenkrieges, die Verrohung durch den Krieg zumindest als Erklärungsmuster“* mit einbeziehen hätte müssen, erwidert Hannes Heer, sie hätten diese Fragen ausgeblendet, da das Hamburger Institut zu klein sei um die *„Mentalitätsgeschichte“* von Soldaten zu erforschen. Von anderer Seite nach den Beweggründen der deutschen Täter gefragt, behauptet er, daß das Ausstellungsteam fieberhaft aber erfolglos nach Antworten und Expertisen dazu gesucht habe, und versäumt es trotzdem nicht, Daniel Jonah Goldhagen *(„Hitlers willige Vollstrecker“)* als *„jungen Professor“* zu disqualifizieren, dessen Aussagen er nicht zustimme. Es könne schon Rassismus vorhanden gewesen sein - Antisemitismus? - das würde er so nicht sagen, das wüßte man nicht genau, das grundlegende Element in der Wehrmacht sei vermutlich Autoritätshörigkeit gewesen.

Wir legen die Ausstellung allen wärmstens ans Herz. Anschließende Diskussionen mit Eltern und Großeltern auch. Nicht um des Friedens Willen. ■

Begleitprogramm zur Ausstellung:

24.2. - Alter Rathaussaal
Eröffnungsveranstaltung
OB Ude, Jan Philipp Reemtsma

1.3. Black Box, Gasteig, 19:00
Die Wehrmacht - eine verbrecherische Organisation?
Prof. Dr. Horst Möller, Institut für Zeitgeschichte; Hannes Heer, Institut für Sozialforschung; Prof. Dr. Manfred Messerschmidt, ehem.Direktor des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes; Prof. Dr. Günther Gillessen, Publizist

5.3. Vortragssaal der Bibliothek, Gasteig, 19:00
Die Bundeswehr und ihr Traditionsverständnis
Vortrag: Winfried Vogel, Brigadegeneral a.D.

12.3. Vortragssaal der Bibliothek, Gasteig, 19:00
Die Spur des Vaters *Film von Christoph Boekel*

Heinrich Graf von Einsiedel (Publizist, ab 1942 als Jagdflieger an der Ostfront in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, Mitglied des Nationalkommitees „Freies Deutschland “) Wanda Tycner (Warschau, ehem. Deutschlandkorrespodentin, im politischen Widerstand tätig) Dr. Günther Wagenlehner (Verband der Heimkehrer Deutschlands e.V., von 1942 - 44 an der Ostfront im Einsatz) Ernst Ott (ehem. Wehrmachtssoldat, Oberstleutnant a.D.)

Das Filmmuseum zeigt am 10.3., 17.3. und 24. 3. je zwei Filme zum Thema.

Münchner Stadtmuseum, 17.3., Großer Saal, 19:30
Soldaten könnten Mörder werden. Wie ernst nimmt die Bundeswehr das Soldatengesetz? -
Hans-Ernst Böttcher, Präsident des Landgerichts Lübeck; Ralph Giordano, Publizist; Bertram Hacker, Oberstleutnant; Klaus Hammel, Oberst im Generalstab

6.2. Universität München, Audimax, 18:00
Ideologie und Befehlsgehorsam im Vernichtungskrieg
(Prof.Dr. Manfred Messerschmidt)

13.2. Universität München, Audimax, 18:00
Die Wehrmacht im NS-Regime -
(Hermann Graml, Institut für Zeitgeschichte)

24.2.- 27.2., Werkstattkino, 20:30
Jenseits des Krieges
Interviews mit Besuchern der Wehrmachtsausstellung in Wien

19.3. Vortragssaal der Bibliothek, Gasteig, 19:00
Wehrmacht und Vernichtungskrieg – Das Rußlandbild der Generäle und die „verbrecherischen Befehle“ *Vortrag: Dr. Wolfram Wette, ehem. Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes*

23.3. Black Box, Gasteig, 19:00
Zwischen Affekt und Tabu
Über kollektive und private Erinnerungsbilder nationalsozialistischer Vergangenheit
Dr. Tilmann Moser, Psychoanalytiker; Dr. Peter Reichel, Politologe; Dr. Klaus Theweleit, Schriftsteller

26.3. Vortragssaal der Bibliothek, Gasteig, 19:00
Die Justiz der Nachkriegszeit und ihr Umgang mit den Wehrmachtsverbrechen
Vortrag: Willi Dreßen, Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg

2.4. Black Box, Gasteig, 19:00
Die „saubere“ Wehrmacht - das Ende einer Legende?
Ein Gespräch mit Zeitzeugen

Eiche natur

Briefe vom Familien-Nazi

Selbst die jüngsten Alt-Nazis sind heute alte Männer. In der Gebrechlichkeit des Alters bieten sie ein Bild perfekter Harmlosigkeit. Im Winter tragen sie Schuhe mit Krepp-sohlen, damit sie auf dem Eis nicht umfallen, im Sommer hellblaue Hemden mit kurzen Ärmeln und einen Sonnenhut, damit sie keinen Hitzschlag kriegen. Vor ein paar Jahren sind sie in Pension gegangen. Jetzt sitzen sie vor dem Fernseher und langweilen sich. Einmal im Jahr fahren sie in Begleitung ihrer Frau Gemahlin zum "Kameradschaftstreffen".

Diese Menschen haben Familien. Und alle wissen, daß der freundliche alte Mann *"dabei"* war. Doch es spricht niemand davon. Die Verbrechen der Kriegsgeneration sind verhüllt von einem familiären Schweigegesetz, das vor allem der Bequemlichkeit dient: Nichts kann die Stimmung so verderben wie ein alter Nazi, der vom Krieg erzählt.

Jedoch haben gerade diese alten Nazis einen ausgeprägten Drang, sich mitzuteilen. Und wenn die Familie nicht hören will, dann muß sie eben lesen. So schreiben jährlich Dutzende von alten Männern ihre Lebenserinnerungen nieder. Vielleicht weil sie jetzt in dem Alter sind, wo sie sich zum Schluß noch mal vormachen wollen, daß alles seinen guten und ordentlichen Sinn gehabt habe. Vielleicht weil sie sich durch eine gesellschaftliche Situation ermutigt fühlen, in der nationalistische und antisemitische Bekenntnisse nicht mehr tabu sind.

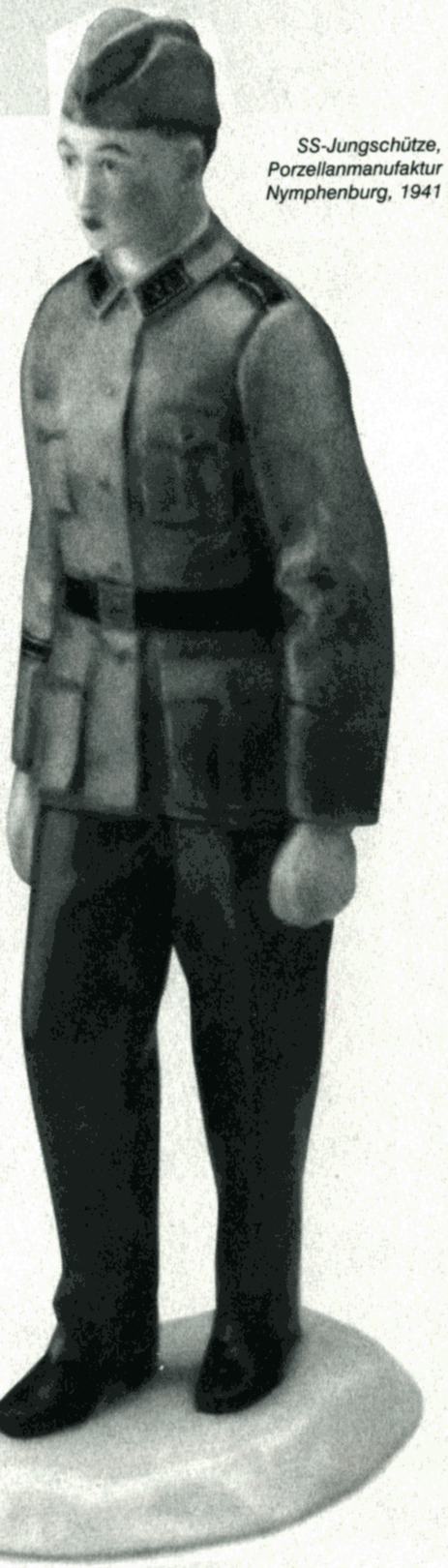
Diese Bücher tauchen nicht im Buchhandel auf. Doch obwohl sie in größtmöglicher Privatheit produziert werden und fast nie den mafiösen Lesezirkel der Verwandtschaft und engeren Bekanntschaft verlassen, pflegen ihre Autoren einen merkwürdig einheitlichen Stil: Immer die gleiche steife Sachlichkeit, als ginge es darum, einen Rapport aufzusetzen, der gleiche Protokollton, als hätte ihnen ein Vorgesetzter eingeschärft, sich auf *"das Wesentliche"* zu beschränken.

Herr G. war im Krieg bei der Waffen-SS, vorher Hitlerjunge, später Psychiater und Landarzt. Als Herr G. 1993 seine Memoiren schrieb, hielt er sich an die Regeln des Genres. Das Buch nannte er schlicht *"Ein Arzt. Jahrgang 1920"*, ganz im Stil der falschen Bescheidenheit, der eine ganze Generation dazu gezwungen hat, von sich selbst in der dritten Person und von *"wir"* als *"man"* zu sprechen. Die knappe Sprachuniform löscht alle Spuren der Besonderheit. Nur nebenbei taucht auf, was die schablonenhafte Zeichnung vom ehrlichen und betrogenen *"Landser"* Karl - so nennt Herr G. seinen Helden - verstecken soll:

"Soldbuch und Erkennungsmarke wurden vergraben und die Uniform von Dienstgrad- und Waffengattungsabzeichen befreit."

Befreit vom SS-Abzeichen ist Herrn G.s Geschichte die Geschichte eines deutschen Landsers und *"Teufelskerls"*, erzählt im munteren Jargon von Jugendbüchern. Gereinigt von jeder Emotion und reduziert auf den reinen technischen Ablauf der *"Kampfhandlung"* wird der Krieg zu einer Abenteuergeschichte, in der sich die Faszination für die Leistungskraft technischer Tötungsinstrumente mit pubertären Tagträumen von Rittertum und gerechtem Kampf vermischt:

"Bei aller technischen Rückständigkeit schien Karl dieser Angriff einer Kosakenschwadron gegen vier auf sich selbst gestellte Soldaten mit nur einem kleinen Maschinengewehr unvergleichlich eindrucksvoller als jeder Artilleriebeschuß. Und ohne die Überzeugung, wehrlos in weniger als zwei Minuten unter vierhundert Hufen zertrampelt und von Hundert Säbeln erschlagen zu werden, hatte er es für unfair gehalten, diesen herrlichen Angriff mit einem kleinen funktionierenden

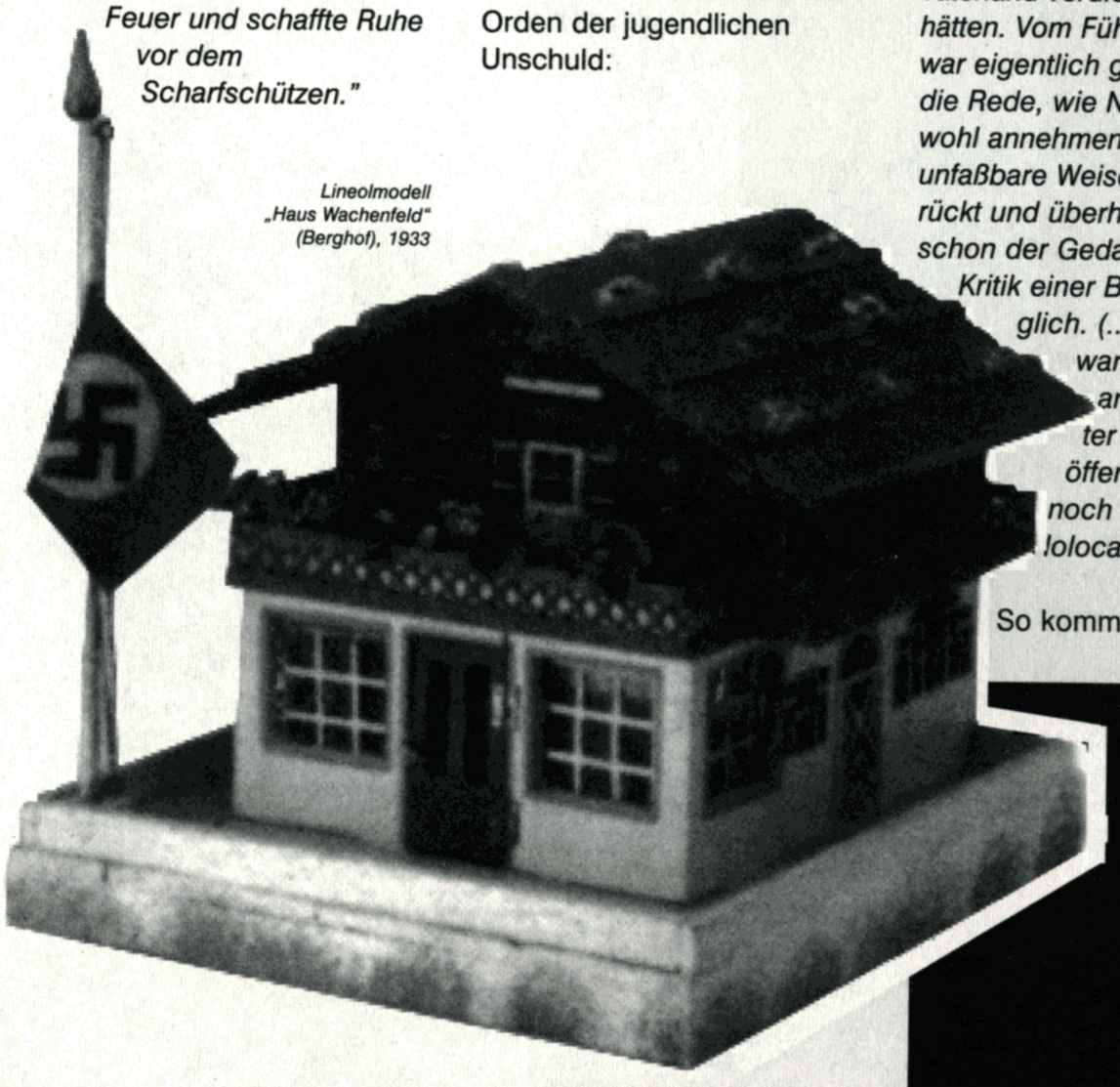


SS-Jungschütze, Porzellanmanufaktur Nymphenburg, 1941

Maschinengewehr in ein Chaos zu verwandeln."

Teufelskerle handeln *"kaltblütig"*. Und wenn sie vom Krieg schreiben, dann in einer entpersönlichten Form, die den Unterschied zwischen Mensch und Maschine verschwimmen läßt: Gefahr erkannt, Gefahr gebannt. Der infantile Technik-Animismus, der Herrn G.s Erzählungen durchzieht, ist in dieser Hinsicht charakteristisch. Hier schießen nicht Menschen aufeinander, sondern Kraftfahrzeuge:

"Endlich tauchte von Süden her ein deutscher Panzerspähwagen auf, erkannte schnell und richtig die Situation, nahm den feindlichen Häuserblock unter Feuer und schaffte Ruhe vor dem Scharfschützen."



Lineolmodell „Haus Wachenfeld" (Berghof), 1933

Für das Eingeständnis von Angst, Unsicherheit, Versagen und Schuld gibt es in dieser restlos kontrollierten Geschichte von einem restlos kontrollierten Menschen keinen Platz. Das Erzählprinzip heißt Geradlinigkeit: *"Man"* geht durchs Leben, aufrecht und ungebeugt, mit Haltung und Anstand. Und damit der biographische Rückblick ein vollständig begradigte Lebenslinie präsentieren kann, muß Herr G. den rassistischen Eroberungskrieg, zu dessen Zielen die Versklavung *"slawischer Untermenschen"* und die Vernichtung des Judentums gehörte, zu einem Kreuzzug edler Ritter zurechtlügen. Gereinigt vom Geruch der begangenen Verbrechen erscheint die Waffen-SS als Orden der jugendlichen Unschuld:

"Sie alle waren im Alter von Mitte bis Ende zwanzig und mit patriotischen Idealen unter Jugendführern aufgewachsen, die zu einem großen Teil aus der christlichen Jugend kamen. Ihr Wahlspruch war: 'Du bist nichts, dein Volk ist alles!' und als ihre Tugenden galten Tapferkeit und Ritterlichkeit. Sie hatten als heranwachsende Jugend und als Soldaten erlebt, welche unerhörte geballte Kraft darin lag, daß in einem Volk fast alle an einem Strick zogen und waren sich dessen sicher, daß sie am Ende des Krieges, ob lebend oder tot, sich um ihr Vaterland verdient gemacht hätten. Vom Führer Adolf Hitler war eigentlich gar nicht so viel die Rede, wie Nachgeborene wohl annehmen. Er war auf unfaßbare Weise so sehr entrückt und überhöht, daß schon der Gedanke an eine Kritik einer Blasphemie glich. (...) Natürlich war damals, anders als später behauptet, öffentlich auch noch nichts vom Holocaust bekannt."

So kommt es, daß Herr G. lediglich den kurzen Karrierestau nach Kriegsende als Knick in der Biographie empfindet:

Deutscher Schäferhund, Porzellanmanufaktur Allach, 1938

"Von seinem abgeschlossenen Medizinstudium und seiner Promotion abgesehen hatte Karl als früherer Hitlerjunge und Soldat der Waffen-SS anscheinend zu viele oder zu schwerwiegende negative Vorzeichen, um in seinem Beruf leicht unterzukommen."

Doch schon 1947 hat sich das Problem gelöst und Herr G. findet Arbeit als Assistenzarzt in der Psychiatrie. In seiner Erzählung schenkt Herr G. zwei Anstaltsinsassen ganz besondere Aufmerksamkeit: der *"Zigeunerin"* und dem *"Hebräer"*, den er *"Goldberg"* nennt. Eine Situation, die für die *"Aufarbeitung"* des Nationalsozialismus charakteristisch ist: in den Gerichten, Krankenhäusern, Gesundheitsämtern, Behörden und Unternehmen bekleiden die Nazis wieder die alten Positionen, während die Überlebenden der Vernichtungspolitik ihnen als Bittsteller, Schutzbefohlene und Entmündigte gegenübertreten. Der gönnerische Ton, in dem Herr G. von seinen beiden Patienten berichtet, soll zivile Liberalität und ärztliche Gutmütigkeit demonstrieren. Mehr jedoch verrät er über die latente Vernichtungsdrohung, die ärztlichen Normalisierungsstrategien auch im postfaschistischen *"Gesundheitswesen"* zugrundeliegt.

"Der Star der Heilanstalt war über lange Jahre, unübersehbar und unüberhörbar ein etwas zu kurz geratenes Paket von unvorstellbarer Vitalität, die 'Zigeunerin'. Sie wurde in der Kartei unter der Diagnose 'Psychopathie' geführt, was ihre Qualitäten nur unzureichend andeutete... Man verbrachte sie bei ihren Wutanfällen in die sicherste und festeste Zelle der unruhigen Frauenabteilung... Trotzdem gelang es der völlig nackten Patientin während einer Nacht ohne irgendein Hilfsmittel außer ihren Händen den lückenlos verlegten Parkettboden aufzureißen, die auf dem Estrich aufgeklebten Parkettbretter zu lösen und mit den abgelösten Parkettbrettern so lange an die einze-

mentierten Türangeln zu klopfen, bis diese sich lockerten.

SS-Kerzenhalter, Manufaktur Allach, 1938

Karl erfuhr nach Jahren, daß man die Kranke wegen ihrer sich häufig wiederholenden Tobsuchtsanfällen leukotomiert habe, was besagte, daß man bei ihr eine Hirnoperation zur Dämpfung ihrer Vitalität vorgenommen habe. Dann sei sie deutlich ruhiger geworden und ihre vorher reichliche Auswahl an ordinärsten Schimpfwörtern habe sich eingeschränkt auf 'alte Sau'. (...) Zum Schutz der öffentlichen Sittlichkeit gerichtlich eingewiesen, eskortiert von zwei Polizisten, erschien in der Heilanstalt eines Tages ein sehr gepflegter Herr in dunklem Nadelstreifenanzug mit besten Umgangsformen und von weltmännischer Art. Er war Berliner, Hebräer, Volljurist und Juwelenhändler. Aber nicht deshalb, sondern weil er einen Sechzehnjährigen verführt habe, war er nach § 175 zum Schutz der öffentlichen Sicherheit eingewiesen worden. Dieser Herr mit Namen Goldberg brachte vom ersten Tag seines Erscheinens an Leben in die sonst so geruhsame Heilanstalt."

Es ist sicher kein Zufall, daß Herr G. ausgerechnet diese beiden *"Fälle"* erwähnt. Wie viele andere Stellen in dem Buch scheinen sie geschrieben zu sein, um *"Karl"* als vorurteilslosen Menschen zu präsentieren, der für die *"Herzensgüte"* eines russischen Kommissars ebenso Sympathien hat wie für die *"Vitalität"* der *"Zigeunerin"* oder die tadellosen *"Umgangsformen"* des jüdischen, homosexuellen Juwelenhändlers. Diese vorgezeigte Xenophilie ist um so bemerkenswerter, als Herrn G. an seiner antisemitischen Einstellung keine Zweifel läßt:

"Die Psychotherapie, im dritten Reich durch ihre führenden Vertreter jüdischer Rasse in Mißkredit gekommen, begann wieder an Boden zu gewinnen."

Eine ähnliche *"Fremdenfreundlichkeit"* verrät auch Herrn G.s genüßliche Altherren-Erinnerung an eine besonders exotische Kriegsbeute: Von der russischen Familie, bei der er einquartiert ist, wird der SS-Mann und Besatzer mit einem *"braunäugigen, dunkelhäutigen, schwarzhaarigen"* Mädchen *"verwöhnt"*.
Mit dem untrüglichen Sinn für die größtmögliche Geschmacklosigkeit gibt Herr G. dem Mädchen, dessen Abhängigkeit er mißbraucht hat, den romantisierenden Namen *"Xenia", "die Fremde":*

"Da die russischen Männer zu dieser Zeit auch als Soldaten irgendwo ihre Pflicht taten, wurden die deutschen Soldaten als Befreier sehr verwöhnt. Auf jeden Fall machte Karl diese Erfahrung. Er ließ seine russische Matka und ihre zwei Töchter an seiner abendlichen Mahlzeit teilnehmen. Schließlich stellte man gemeinsam fest, daß man müde war und schlafen wolle. Karl bekam sein eigenes, wenn auch kleines Zimmer mit tadellos und frisch bezogenem Bett. Kaum war er im Bett, da öffnete sich die Tür noch einmal, wurde vorsichtig von innen wieder verschlossen und schneller als er denken konnte lag die braunäugige, dunkelhäutige, schwarzhaarige, sechzehnjährige Xenia neben ihm im Bett und gab sich wie eine erfahrene, liebende Frau."

Herr G. hat sein Buch, gedruckt in einer Auflage von 300 Stück, im Kreis der Familie und seiner ehemaligen Patienten verteilt.

SS-Bierkrug, Manufaktur Allach, 1938

Niemand hat etwas dazu gesagt. Drei Jahre später bekommt er doch noch eine Antwort. Seine Großnichte S., die Herrn G. als freundlichen, manchmal etwas anzüglichen alten Herrn kennengelernt hatte, hat mit wachsendem Ekel das Buch gelesen und beschlossen, mit dem familiären Schweigegesetz auch die Komplizenschaft mit einem bekennenden Nazi zu brechen.
In ihrem Brief nennt sie die Begriffe, die in seiner harmonisierenden Lebensbeichte keinen Platz hatten: Vernichtung, Mord, Eroberung, Unterwerfung, Vergewaltigung, Militarismus, Antisemitismus, Rassismus, Faschismus. Statt den jungen Soldatenhelden zu bewundern, der *"auf wunderbare Weise wieder aus dem Krieg zurückkam"*, spricht S. vom Vernichtungsfeldzug der Waffen-SS, an dem Herr G. als williger Vollstrecker teilgenommen hat. Und sie stellt klar, daß sie auf ein freundliches Verwandtschaftsverhältnis, das diese Verbrechen deckt, tabuisiert und verschleiert, keinen Wert legt.

Zuerst trifft ein entrüsteter Brief von Tante D., der Frau von Herrn G., ein:

"Patenkind S.,
als wir gestern abend nach 10tägigem Urlaub zurückkamen, war Dein Schrieb ein böser Empfang! ... Diese ganze entsetzliche Geschichte mit Holocaust, Verfolgung und all dem Schrecklichen geschah zu der Zeit, als die Männer draußen standen und fielen - für die Heimat! Nach Kriegsende und in Gefangenschaft erfuhren sie erst von all dem Grausigen. Um Parteigenossen zu sein, waren sie ja viel zu früh im Krieg! Da wagen es Jüngere, fast 2 Generationen danach, einseitig informiert und aufgehetzt, von blutbesudelten Soldatenhänden zu schreiben... Zur weiteren Information: Deine Patin war weder im BDM noch in der Frauenschaft: Aus Überzeugung!"

Es folgt ein maschinengeschriebener Brief von Herrn G.:

"An Nichte S.
Wie Du überhaupt zu Deinen Wertungen kommst von Begriffen und Geschehnissen, die Du selbst überhaupt nicht erlebt hast im Gegensatz zu mir, läßt an Deiner geistigen Reife zweifeln. Als Jugendlicher im Dritten Reich aufgewachsen, hatte ich viele, sehr positive Eindrücke. Was Du aber, ohne es erlebt zu haben, mit der Nazi-Zeit verbindest, sind Greuel, Mord, Vernichtung, Vergewaltigung etc. Das hat es wohl im Krieg auf beiden Seiten gegeben. Zum Glück habe ich davon viel weniger erlebt als manche andere... Deine Distanzierung von unserer verwandtschaftlichen Beziehung bedaure ich. Man muß es Dir wahrscheinlich nachsehen, daß Du trotz Deines aparten Äußeren Dich irgendwie als Außenseiterin 'rassistisch' zu Unrecht bedroht fühlst."

Daß Menschen, die *"anders"* aussehen als Deutsche üblicherweise aussehen, sich in Deutschland rassistisch zu Recht bedroht fühlen, liegt nicht zuletzt an der Existenz alter Nazis wie Herrn G.
Und die Bedrohung der *"Apartheid"* wird nicht geringer, sondern größer, wenn ein

solcher alter Nazi seine Großnichte exotisierend *"apart"* findet - wie er auch die *"braunäugige, dunkelhäutige, schwarzhaarige, sechzehnjährige Xenia" "apart"* gefunden hat. Wie der SS-Mann mit dem Anderssein von Menschen umgegangen ist, die er nicht als *"apart"* beurteilte, läßt sich nur ahnen. In seinem Buch verliert er dazu kein Wort. An seinen Händen, sagt er, klebt kein Blut. Und als ob er die These von der Banalität des Bösen illustrieren wollte, betont Herr G. seine tadellose Führung im bürgerlichen Leben: *"Von einem fairen Boxkampf abgesehen, bei dem mein Gegner Nasenbluten bekam, erinnere ich mich an keinen Fall, daß jemand von mir vorsätzlich und wissentlich verletzt worden ist. Ich muß hier allerdings doch einen einzigen Fall anführen, bei dem ich, um mich berechtigt zu wehren, einen unverschämten Angehörigen einer Drückergruppe, der mich auf unserem eigenen Grundstück als geizigen alten Hund bezeichnete, - nach vorheriger Warnung - von oben bis unten mit Wasser aus dem Schlauch abspritzte und mit dem gewünschten Erfolg, daß er dann ging."*

Während für Herrn G. die im organisierten Gemetzel begangenen Morde nicht zählen (worin er völlig dem gesellschaftlichen Grundkonsens entspricht, auf dessen Basis Staaten ihre Kriege organisieren) verwendet er großen Ehrgeiz darauf, seine vollendete Harmlosigkeit im Zivilleben zu belegen. Eine blutige Nase im fairen Boxkampf, ein gewildertes Reh, das ist alles, was er sich vorzuwerfen hat. Tausende von Patienten, sagt Herr G., haben ihn als friedfertigen und freundlichen Mann kennengelernt. Das Banale ist hier nicht nur die reale Kehrseite des Bösen, es dient auch seiner Verharmlosung. So gibt es in Herrn G.s Äußerungen eine tatsächliche Einfältigkeit und Banalität, die sich selbst als Geradlinigkeit und Aufrichtigkeit versteht, aber diese vorgebliche Arglosigkeit wird auch als Entschuldungsstrategie instrumentalisiert. Selbstbanalisierung wird zur Selbstrechtfertigung: Wer Freude an *"kleinen Holzschnitzereien"* hat, kann doch kein Verbrecher sein.

"Ich habe ja nichts getan", diese allereinfachste Verleugnungsformel funktioniert nicht für einen, der als Kriegsfreiwilliger in der Waffen-SS war. Um so wichtiger wird die zweiteinfachste Rechtfertigung: *"Es haben doch alle mitgemacht."* Was ja stimmt. Und so kommt es, daß ausgerechnet ein belasteter Nazi einen erstaunlich genauen Eindruck davon geben kann, wie lückenlos sich im NS-Deutschland die Gesellschaft zur Volksgemeinschaft der Artgenossen geschlossen hat:

„An dieser Stelle muß auch festgestellt werden, daß das dritte Reich nicht, wie heute von schlecht orientierten jungen Menschen angenommen wird, ein Volk von 'Möchtegern-Attentätern' gegen Hitler war, sondern ein weitgehend solidarisches Volk mit einem Ziel. Und nur so sind die unglaublichen militärischen und wirtschaftlichen Leistungen des deutschen Volkes im letzten Weltkrieg zu begreifen."
Und schließlich - nicht nur für Herrn G. wird das wichtig gewesen sein - hat auch die Kirche ihren Segen gegeben:

"Vielleicht ist es gut, Dich hier schon darauf hinzuweisen, daß z.B. die SS-Division, der ich zeitweise auch angehörte, vom Kardinal und Erzbischof von Münster in Westfalen, Graf von Galen, gesegnet wurde, als sie in den Krieg zog. Ferner darauf, daß die höhere SS-Führung zu etwa einem Drittel von Adel war, was auf seine Weise das Ansehen dieser Verbände charakterisiert. Hohe Adelshäuser wie die Preußen und die Thurn und Taxis hatten je einen Sohn bei der SS, die Thurn und Taxis aber auch einen im Kloster. Papst Pius XII, der zu Hitlers Zeit päpstlicher Nuntius in Berlin war, hat sich niemals, weder als Nuntius, noch später als Papst auch nur andeutungsweise gegen die NS-Herrschaft gewandt. Die katholische Kirche, der heilige Stuhl, ein Hort der Moral und der Ethik, war nach dem Kriegsende die Instanz, die ohne Zweifel sehr vielen Nationalsozialisten die Flucht ins Ausland ermöglicht hat."

Über die Mordaktionen der Waffen-SS, die "Säuberung" der besetzten Gebiete von Juden, Kommunisten und Partisanen, verliert Herr G. kein Wort. Statt dessen findet sich hier die typische Skala von Leugnungen und Relativierungen des Holocaust: Verbrechen wurden *"wahrscheinlich"* begangen, - aber *"von allen Seiten"*. Und wenn es deutsche Verbrechen gab, so wurden sie in legitimer Notwehr begangen. Wo derart Täter und Opfer verkehrt werden, darf eine zeitgemäße Version der *"jüdischen Weltverschwörung"* nicht fehlen:

"Ganz offensichtlich bist Du eine sehr späte Musterschülerin des amerikanischen Umerziehungsplans für Deutschland, ausgedacht von Morgenthau, der nebenbei auch alle deutschen Männer kastrieren lassen wollte. Was heute noch im Sinne Morgenthaus von dieser Zeit als Greuel bezeichnet wird, gab es wahrscheinlich schon. Wie groß und zahlreich diese Greuel waren, ist eine andere Frage. Merkwürdig ist auch die politisch motivierte Einstellung unserer Gerichte, daß sie schwere Strafen dem androht, der die Behauptung eines Engländers verbreitet, daß es zeitlich und technisch völlig unmöglich gewesen sei, in sogenannten Vernichtungslagern so viele Menschen wie behauptet umzubringen. Hierher gehört auch die nirgends widersprochene Behauptung, daß die israelitische (sic!) Regierung als eines der wichtigsten Anliegen ihrer Außenpolitik den ständig wiederholten Anspruch auf finanzielle Wiedergutmachung betrachtet, weil damit eine sehr wichtige Stütze des Staates Israel gepflegt wird.
Es ist Dir anscheinend vollkommen entgangen, daß der wohl zwanzigjährige Krieg Israels gegen seine Nachbarn mit genau denselben Motiven geführt wird, die Hitler veranlaßten, einen Krieg zu beginnen. Wer hat schon die Greueltaten der Israelis gezählt? Und wer wirft sie ihnen vor? Du anscheinend nicht. Das ist natürlich auch nicht zu befürchten, denn die Macht der Juden in den USA ist unbestritten so groß, daß kein Präsident ohne deren Zustimmung gewählt werden kann."

Innenraum des späteren „Berghofs", 1933

Herrn G.s größter Stolz und das Kernstück seines Rechtfertigungsbriefs ist eine umständliche Abhandlung über die Gewalt im Allgemeinen:

"Versuch der Betrachtung des Zweckes menschlicher und in der übrigen Natur wirksamer

Anzeige der Firma Loden-Frey, 1933

Triebe und der Wertung derselben für eine scheinbar von Gott angestrebte Harmonie in der belebten Welt und Hinweis auf die Illusion einer völlig gewaltfreien Welt durch Verzicht auf jede Konkurrenz."

Unter diesem barocken Titel erklärt Herr G., daß der Hang zur Konkurrenz und zu ihrer gewaltsamen Durchsetzung in der Natur des Menschen liege. Ausgehend von einer handgeschnitzten Trieblehre gelangt er mühelos zu Begriffen wie Nation oder Volksgemeinschaft und zur Notwendigkeit des Krieges. Interessant ist diese kleine Naziphilosophie vor allem deshalb, weil sie so unspektakulär ist. Sie vermeidet die *"harten"* Begriffe der nationalsozialistischen Rasse-Ideologie und entfaltet das Panorama einer alltagsfaschistischen Ideologie, die 1. strafrechtlich nicht relevant ist und 2. gesellschaftlich so verbreitet und akzeptiert ist, daß gar nicht als faschistisch wahrgenommen wird.

"Die Vogelmutter füttert nur die kräftigen Nachkömmlinge und wirft die schwachen aus dem Nest. Im Wirtschaftsleben geht die Konkurrenz über Leichen und selbst im familiären bäuerlichen Bereich kann man es erleben, daß die alten gebrechlichen Großeltern im Ausgeding ihre, ihnen bei der Hofübergabe zugesicherte Nahrung, oder im Winter einen warmen Ofen, nur dann bekommen, wenn sie dafür die Enkel täglich bezahlen. Im Familien- und Berufsleben, in der Ehe und in der Schule, überhaupt in allen menschlichen Gruppierungen gibt es Konkurrenz durch bessere Leistung, aber auch durch gegenseitige Demütigung oder z.B. - 'Mobbing'. In größeren Gemeinschaften von Menschen kann aber, wie die Geschichte lehrt, auch die Konkurrenz der Einzelmenschen gegeneinander dadurch unterlaufen werden, daß man auf die Konkurrenz zwischen den Individuen verzichtet, sich in der Gruppe eins fühlt und im Großen mit anderen ähnlichen Gruppen rivalisiert. Je besser das gelingt wie in strengen religiösen Sekten, selten auch in ganzen Völkern - wie z.B. im Dritten Reich - um so stärker wird die Gruppe dann in der Konkurrenz. Im Hinblick auf den Sozialismus - im Dritten Reich 'Nationalsozialismus' - meine ich, daß er so verstanden werden soll, daß auf eine Konkurrenz in der Nation innerhalb der Nation verzichtet wird, was unerhört viele Kräfte spart und erhält, und diese Kräfte zur Verfügung hat in der Konkurrenz mit anderen Nationen."

Dieses Denken ist gar nicht so ungewöhnlich. Daß Konkurrenz der Fortentwicklung der Menschheit diene oder daß die Fleißigen sich mit allen Mitteln gegen die Faulen zu wehren hätten, gehört zum common sense der demokratischen Wettbewerbsgesellschaft. So hat eine ganze Reihe von faschistischen Ideologemen ihren Platz in der *"Mitte der Gesellschaft"* behalten können. Zeugnisse wie die von Herrn G. weisen darauf hin, daß unter der Decke des spektakulären Aktuell-Seins die einfachen Modelle und leicht zu merkenden Verhaltensregeln der nationalsozialistischen Alltagsideologie ungebrochen

BMW-Werbezeitschrift, 1940

ihre mikropolitische Wirksamkeit entfalten. Vor allem in den Institutionen der *"langen Dauer"* (Familie, Nachbarschaft, Verwaltung, Justiz, Schule, Kirche, Verein, Krankenhaus, Altenheim, Militär, Polizei, Feuerwehr, Betrieb, etc.) beweist das faschistische *"Wissen"* seine Haltbarkeit. Es begegnet uns als *„Lebenserfahrung"*, als *„gesunder Menschenverstand, als „natürliches"* Gefühl für *"Anstand"*, für das, *„was sich gehört"* und was *„normal"* ist. Faschistische Weltweisheiten und Lebensauffassungen überleben in den geläufigen Auffassungen vom Wesen des Menschen und der Natur, in den Vorstellungen von ehrlicher Arbeit und echter Gemeinschaft, von Gesundheit, familiärer Verantwortung, Geschlechtsidentität und Kindererziehung, vom *„richtigen Mann"* und *„der richtigen Frau"*. Unbeeindruckt vom Entstehen neuer, schickerer Faschismen in neuen, schickeren Medien hält sich eine vom Faschismus geprägte Alltags- und Familienkultur, die sich auf trägere und vergleichsweise archaische Medien stützen kann. Deren Wirkung und Langlebigkeit liegt in ihrem repetitiven Charakter, ihrer Banalität und Blödsinnigkeit: Erziehung, Ausbildung, Tanzstunde, Turnunterrricht, Lokalzeitung, Boulevardzeitung, Frauenzeitschrift, Heimat- und Unterhaltungssendung, Wirtshaus- oder Arztbesuch, Arbeitsdisziplin, Betriebsausflug, Bergwanderung, Kaffeeklatsch. Eliminationdiskurse wie die vom *„Asylproblem"* oder von den *„Sozialschmarotzern"* bauen unmittelbar auf diesem faschistischen Grundwortschatz auf. In dieser Hinsicht also ist Herr G. leider nicht so alleine, wie er glaubt.

Auf seinen Sohn M. jedenfalls hat sich der Respekt vor der *„Leistung"* übertragen, egal was ihr Zweck oder ihre Bestimmung ist. In einem Brief an S. schreibt er:

„Dieser alte Herr hat die formativen Jahre seines Lebens in einer Aufklärungseinheit einer Armee zugebracht, dabei täglich die Angst vor dem Tod verdrängen müssen, ein Leben gelebt im Bewußtsein, daß seine Chance, den 25. Geburtstag zu feiern, weniger als 10 % war. Als einer der Überlebenden mußte er sein Heldentum ein Leben lang verbergen und hat nun ein Zeitzeugnis abgelegt. Die Motivation zur Leistung und zum persönlichen Opfer bis zum täglich geforderten Einsatz des eigenen Lebens dieser Jungen von damals fordert mir große Achtung ab - ähnlich wie die Motivation derer im Widerstand."

Wie viele alte Nazis fühlt Herr G. sich ungerecht behandelt: Wer in der SS war und *„für Familie, Gemeinschaft und Volk"* sein Leben riskiert habe, werde heute *"entweder als Verbrecher oder als Idiot"* betrachtet. Dabei seien die jungen Burschen in erster Linie *"Idealisten"* gewesen. Aber das muß sich ja nicht ausschließen. Idealist, Idiot, Verbrecher. Und heute der nette Großonkel. Vertreter des Bösen und des Banalen. Alles in einem. ◆

Alle Fotos aus dem Austellungskatalog: „München-Hauptstadt der Bewegung"

und Mitch Kapor gegründeten *„Electronic Frontier Foundation“* gehören. Besonders aufschlußreich und unübertroffen pathetisch ist John Perry Barlows *„Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace“*, mit der er auf den us-amerikanischen *„Telecommunication Reform Act“* reagierte und dabei den durch nichts mehr haltbaren Mythos vom unabhängigen Kosmos Internet wieder aufwärmte: *„Regierungen der industriellen Welt, ihr müden Giganten aus Fleisch und Blut, ich komme aus dem Cyberspace, der neuen Heimat des Geistes. Im Namen der Zukunft bitte ich Euch, Vertreter einer vergangenen Zeit: Laßt uns in Ruhe! Wo wir uns versammeln, habt ihr keine Macht mehr.“* (in: telepolis, Mannheim 1996) Die Vorstellung einer basisdemokratischen Computernetzwerk-Welt teilt auch der *„immediast underground“*, eine Gruppe von us-amerikanischen Medien-subversiven, die ganz im Geiste Burroughs auf die *„elektronische Revolution“* hoffen, genauso wie Teile der AktivistInnen des niederländischen Web-Servers XS4all.nl. Verbunden sind diese verschiedenen Szenen durch die Annahme, daß in der technischen Struktur des Internets und seiner massenhaften Ingebrauchnahme ein quasi-automatisches Demokratisierungspotential liege. Die zweite Argumentationsfigur technischer Utopie findet sich im *„postmodernen“* Loblied auf die *„vielstimmigen und pluralistischen Hypermedien“*, die jeden Wissenstotalitarismus dekonstruieren könnten. Diese Argumentation codiert die Internetdebatte mit poststrukturalistischen Begriffen wie Rhizom, Dekonstruktion, Verkettung, *„différance“* usw. hoch: *„Auf dem Web findet sich alles auf der gleichen Fläche. Deswegen ist alles differenziert. Das Web verbindet eine offene Vielzahl von Gesichtspunkten, doch diese Verwirklichung wird transversal verwirklicht, als Rhizom, ohne göttlichen Standpunkt, ohne überragende Vereinheitlichung“.* (Pierre Lévy). Die meisten Texte der *„postmodernen Medientheorie“* strotzen nur so von fröhlich-eindimensionalem Technikdeterminismus, der sich für nichts zu doof ist: *„Mittlerweile genügt die tägliche Dosis Surfen auf dem Internet, um Deleuze' und Guattaris Gleichung von Rhizomatik und Nomadologie zu verifizieren“* (in: Stefan Bollmann, Christiane Heilmann: *„Sucht keine Wurzeln, folgt dem Kanal“*, Kursbuch Internet, Mannheim 1996).

Die dritte Argumentationsfigur schließt direkt an das Primat von Wissen und kollektiver Intelligenz der beiden ersten Positionen an und gibt ihm eine offen reaktionäre Wendung. Ich möchte diese Position *„konservativen Kognitions- oder Gehirnfetischismus“* nennen. Bestes Beispiel ist das Manifest *„Magna Charta für das Zeitalter des Wissens“* von den us-amerikanischen Konservativen George Gilder, Alvin Toffler u.a.. Sie formulieren eine neoliberale Welt der Zukunft, in der Wissen, Individualismus, ungehemmtes Konkurrenzdenken und Marktmechanismen, die Hauptrolle spielen. Gilder und Toffler beschreiben die neoliberale Umstrukturierung als eine natürliche Folge technischer Entwicklung, dank der wir uns endlich von *„zuviel Bürokratie, Institution und Verwaltung“* befreien können, also von zuviel korporativer Einmischung von Seiten des Staates, der Gewerkschaften o.ä., die wirtschaftsliberale Konservative schon immer gestört hat. Die *„Magna Charta“* ist eine bioelektronische Naturphilosophie des Neoliberalismus, nach der auf Computertechnik und freiem Markt ein neues Zeitalter aufgebaut werden soll. Die vierte Argumentationsfigur ist die Forderung der Regierungen und der Unternehmen nach freier Zirkulation von Wissen als Ware, die sie als *„demokratische Investition“* anpreisen. Hier kann man stellvertretend an die Rede des US-Vizepräsidenten Al Gore *„vom größten Geschäft auf dem wichtigsten und lukrativsten Markt des 21. Jahrhunderts“* und an die amerikanische Regierungsinitiative einer *„National Information Infrastructure“* erinnern. Die Münchner Tagung *„Internet und Politik“* bezieht sich ganz auf diese Position: *„Elektronische Demokratie als Schlüssel für die Zukunftsfähigkeit Europas“* (Martin Bangemann), *„Die Zukunft planen. Strategien eines Global Players für die Entwicklung von technischen Standards“* (Microsoft), *„Die deutsche Telekom und das Internet. Visionen für eine globale Infrastruktur des World Wide Web“.* Diese vier Argumentationsfiguren einer *„Techno-Utopie“* treten meist gekoppelt auf. Dabei greifen die Positionen 3+4 ständig auf die Positionen 1+2 als Innovations- und Trendmaterial zu. Inzwischen geht es vor allem darum, daß durch 1+2 mystifizierte Feld des *„Underground Internet“* zu einem sicheren und geordneten Gehege zu machen, in dem staatliche Zensur- und industrielle Sicherheitsbegehren genauso wie der Wunsch des Konsumenten nach Übersichtlichkeit und Suchprogrammen zufrieden gestellt werden.

5.Medienguerilla

Auch Hacker und Cypherpunks, die man eigentlich für die natürlichen Feinde des neuen Sicherheitsdiskurses halten könnte, nehmen an der Fetischisierung des Datenverkehrs teil. Letztes Jahr sagte zum Beispiel ein Teilnehmer der Diskussionsveranstaltung *„Medienguerilla - so what?“* an der Wiener Universität, daß die politische Bedeutung der Hacker daran deutlich werde, die Wallstreet crashen zu können. Noch in dieser negativen Vision von der Unterbrechung und Umleitung der Datenströme trifft man auf eine technikdeterministische Position, die davon träumt, daß das System zur Hardware geworden ist, in die man technisch intervenieren könne, und das Soziale zu seiner Software. Die Annahme, Herrschaft habe sich auf eine technische Struktur zurückgezogen und manifestiere sich nun im elektronischen Gehirn ist ein typisches *„reverse phantasm“*, daß das Herrschaftsphantasma von künstlicher Intelligenz umgekehrt widerspiegelt. Gesellschaftliche Veränderung wird als technischer Akt präsentiert, als HighTech-Krimi, in

dem vereinzelte, super schlaue Aufständische das System austricksen: Bumm! Dabei ist es eher üblich, daß Hacker bei Software-Unternehmen anheuern und ihr Wissen in die Sicherheitsberatung einbringen. Die subversiven Phantasien der Kommunikationsguerilla speisen sich aus verschiedenen Quellen von den psychoakkustischen Experimenten Burroughs: *„Geräuscheffekte von Krawallen können einen tatsächlichen Krawall auslösen, wenn eine Krawallsituation besteht“*, bis zu den Praktiken und Thesen italienischer RadiopiratInnen: *„Die Ausstrahlung der produktiven und politischen Informationen unterbrechen, die Zentren der Sammlung und Speicherung der Daten sprengen und zerstören, die Gehirne, in denen die Informationen gespeichert sind, sabotieren. Das ist die aktuelle Ebene der Guerilla, der Situation angemessen, in der der Staat als Instrument der politischen Koordination der kapitalistischen Bewegung sich im elektronischen Gehirn darstellt.“* (Radio Alice) Die historische *„Kommunikationsguerilla“* hat den wichtigen Schritt getan, nicht nur die Botschaft der Medien als ideologisch zurückzuweisen, sondern auch ihre Struktur: die Einseitigkeit der Massenkommunikation, die Dominanz sendender Masterminds, die Zerstückelung der Information in unterhaltende Spots, die weiche Vertreibung der Subjekte von der Straße in die Wohnzimmer, in ihre *„SoHo“*s, ihre *„small offices/homes“*.

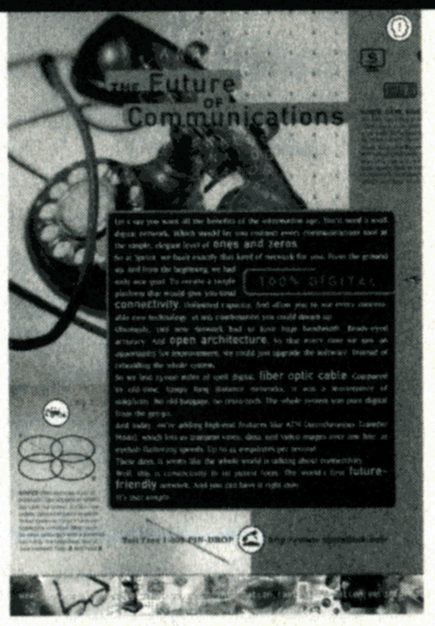
Diese Position, die McLuhan mit der Parole *„The medium is the message“* weltweit be-kannt gemacht hat, wird in den letzten Jahren allerdings nur noch rein technisch formuliert. Entweder stößt man auf die positive Position: *„Das Internet ermöglicht einen gleichberechtigten Zugang zu Wissen und Information, ermöglicht many-to-many-communication und damit mehr Demokratie“*, oder auf ihr negatives Double: *„Die Architektur der Chips und der PCs unter MSDOS-Herrschaft ist eine Architektur der Macht“* (Kittler).

6. Aufklärung kaputt

Das zentrale Stereotyp der Netzdebatte ist die Behauptung *„Mehr Kommunikation - mehr Wissen - mehr Demokratie“*. Unausgesprochen wird damit auf das Versprechen der Aufklärung verwiesen: Wissen wird die Subjekte befreien. Der Automatismus des aufklärerischen Programms, befreie dich selbst durch das Wissen, das du hast, hat aber nicht funktioniert. Das liegt bekanntlich daran, daß Wissen und Information selbst Herrschaftssysteme sind. Und so hat auch ihre massenhafte Verbreitung seit dem 18. Jahrhundert die Verbindung von Wissen und Macht nicht gekappt, sondern institutionalisiert und allgegenwärtig gemacht. Jedes Subjekt durchläuft in seiner konkreten Lebenszeit Verfahren wie Alphabetisierung und Schule, Stillsitzen und Sich-Disziplinieren, die ein *„Wissen der Ordnung und der Anpassung“* vermitteln. Danach *„weiß“* das Subjekt, daß es nicht den Chef beleidigen, nicht bis zwölf Uhr mittags schlafen und nicht verpassen soll, *„etwas aus sich zu machen“*. Es hat die Lektion der Institutionen und ihre Regeln wie Wissenschaftlichkeit und Bürokratismus, ihre Versprechen wie Karriere und Glück und auch ihre Drohungen kapiert: *„Eine Lehrerin, die einen Schüler abfragt, informiert sich nicht, ebensowenig informiert sie, wenn sie eine Grammatik- oder Rechen-Regel lehrt. Sie ‘unterweist’, sie gibt Anordnungen, sie kommandiert. Die Anordnungen eines Lehrers sind dem, was er uns lehrt, nicht äußerlich und werden ihm nicht hinzugefügt.“* (Gilles Deleuze/ Félix Guattari).

7.Unterhaltungs-futurologie: Freizeitparks

„Ein High-Definition Bildschirm mit den Umrissen eines Micky Maus-Kopfes. Ein statischer Schneesturm fegt über den Schirm. Auf dem Bildschirm erscheint das nächtliche Schloß von Dornröschen. Die Zinnen von Feuerwerk erleuchtet. Das Siegel des U.S.-Präsidenten erscheint in einem Ring strahlender, konzentrischer Kreise. Der Adler wurde durch einen Micky Maus-Kopf ersetzt.“ (Darius James: Negrophobia) In der wirklichen Wirklichkeit, der wir hier auf den Fersen sind, bewegen wir uns nicht auf die *„e-democracy“* zu, sondern auf eine spätkapitalistische Gesellschaft, in der immer mehr Bereiche wie Dienstleistung, Medizin, Landwirtschaft, Produktion und Freizeitindustrie computertechnisch unterstützt ablaufen. Am Beispiel der Freizeit können wir einige Entwicklungen technisch gestützter Kontrolle erfrischend konkret an unserem eigenen Leben nachvollziehen. Die Freizeit ist der Ort, wo das Subjekt individuell angerufen wird, sich selbst zu verwirklichen. Diese Selbstverwirklichung wird immer mehr zu einem hochindividuellen, äußerst anstrengenden Prozeß geschmackvoller und möglichst differenzierter Konsumption, sportlichem Körpermanagement und kompetenter Kulturaktivität. Die Freizeit ist also nicht nur der Feierabend, an dem sich das Fabrik-Subjekt mit standardisierten Massenangeboten der Unterhaltung kurzweilt, sondern ein zunehmend komplizierter und umstrittener Ort. Das hat mehrere Gründe: Erstens werden immer mehr Menschen durch technische Rationalisierung und neoliberale Austeritätspolitik in die Dauerfreizeit Arbeitslosigkeit entlassen. Gleichzeitig will der Kapitalismus aber zweitens in der Freizeit sein Versprechen von Freiheit als Individualität und Konsum einlösen: Hier soll sich das Individuum selbst kaufen als ausgeklügeltes System von umweltverträglichem Shopping, kultureller Kompetenz und geglückter Selbstfunktion. Drittens liegt aber in der Freizeit auch ein ambivalenter Freiraum, den bisher alle sozialen Bewegungen für eine autonome Nischenpolitik genutzt haben. Und so befindet sich der Kapitalismus sowohl in dem herrschaftstechnischen als auch ökonomischen Zugzwang, seine Freizeitindustrie immer wieder zu reaktualisieren und zu intensivieren. Die



Freizeitindustrie koppelt deshalb an Sub- und Popkulturen an und führt immer differenziertere Stile in das metropolitane Konsum-Spiel ein. Bei diesem Spiel geht es um die Konstruktion von Zeiträumen, in die die Sehnsucht der Subjekte nach *„dem Leben jetzt sofort“* abgelenkt werden kann. Technik spielt dabei eine doppelte Rolle. Auf der Zeichen-Ebene garantiert sie den orangenen Sci-Fi-Glanz des Neuen, Hippen und Coolen. Sie verspricht Teilhabe am kulturellen Update und an der stetigen Zunahme des Services: kleine Gadgets zum Mitnehmen, Multimedia

The bitterest pill is mine to take
(but if I take it for a hundred years I couldn't feel anymore ill)

von Reinhard Jellen

Nach umfassender Selbstkritik hat der Verfasser von „Dies ist der modernistische Welt" den zweiten, objektivistischen und "wissenschaftlichen" Teil: „Nicht nur für meine linksradikalen Freunde: bohrende Fragen an Onkel Sex" wegen seiner sexistischen, rassistischen und vitalistischen Tendenzen, monokausalen Zusammenhangsvergehen und stalinistischen Vereinfachungsverbrechen freiwillig (wir mußten ihn nicht einmal erschießen) zurückgezogen. Wer dennoch nicht auf das Mißvergnügen verzichten will, kann den Text direkt bei Reinhard Jellen (Holzapfelstr. 7, 80339 München) gegen einen frankierten Rückumschlag beziehen. Weiter nun mit dem dritten, subjektivistischen und „künstlerischen" Teil.

"You better get out before you gaze into the oblivion." (Gebenedeiter Türsteher, London)

Die Tage am Grunde des Sees: Alles löst sich auf, alles zerstiebt zu Nichts, nur im Verschwinden bleibt sich alles gleich. Während der Kapitalismus boomt, ist diese Epoche, dieses sichselbstbewegende, tote Etwas schon längst gestorben, dem Untergang preisgegeben, nur haben es ausgerechnet im Informationszeitalter die zuständigen Stellen versäumt, hiervon Mitteilung zu geben. Deswegen ist unsereins gezwungen, sich an der Oberfläche zu halten, um nicht unterzugehen - wenn man ohnehin nicht gleich einem leckgeschlagenen U-Boot am Meeresgrund herumkrebst und selbst das schlichte Auftauchen um Luft zu holen zu einem aussichtslosen Kampf wird - wobei wir schon längst nach den Perlen tauchen könnten. Tagtäglich derselbe Schonwaschgang in der gleichen Waschmaschine zermürbt selbst den aufrechtesten Waschlappen auf die Dauer: Deshalb werde ich heute noch ausgehen und frei nach dem Motto: *wenn es dem Tier gut geht, freut sich der Mensch*, versuchen, der Goldmarie ein klein wenig nach dem Rockzipfelchen zu schnappen. Und morgen werde ich aufstehen, in die Arbeit gehen oder nicht in die Arbeit gehen, zurückkommen, mein Wiedersehen mit gestern feiern, Bücher lesen, Platten hören, ausgehen oder vernünftig spielen, werde mich lustig machen über die Ratten, die das sinkende Schiff verlassen und über jene Narren, die über all diesem kaputtzugehen drohen und ich werde wieder aufstehen. Und vor allem werde ich mich über mich selbst lustig machen und mir selbst der größtmögliche Idiot sowie der peinlichste aller Zeitgenossen sein: Nur ich weiß, wie langweilig ich wirklich bin. Und Schüchternheit ist eine Art Spiel: Reise nach Jerusalem,

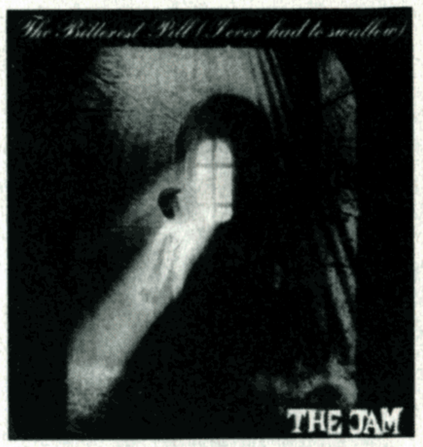
"Wie sehr wollte ich stets dem Lächerlichen die Maske des Schrecklichen herunterreißen, zeigen, wie lächerlich das Schreckliche und wie schrecklich das Lächerliche ist, und habe mich doch nur immer schrecklich lächerlich gemacht, wobei ich mich immerhin des einen rühmen darf, das Lächerliche der Lächerlichkeit preisgegeben zu haben." (Aus dem Liederbuch der sudetendeutschesten Vortrefflichkeiten)

wobei die Stühle schon besetzt sind von eigenen und klugen Antworten auf die Welt, nach denen niemand

"Die untergehende bürgerliche Gesellschaft phosphoresziert ebenfalls auf eine interessante Weise, wobei ich das Wort "interessant" recht abwertend gebrauche, wie für Varieté, Zirkusvorstellung, Chansonette." (Ernst Bloch)

gefragt hat, für die sich niemand interessiert und nach denen niemals jemand fragen wird. So ist es durchaus als Sinn für Humor zu nehmen, wenn die Musik tatsächlich einmal abbricht und das große Schweigen beginnt. Nur leider ist mir nicht mehr jener große, adäquate Humor gegeben, um zu alledem, diesem Rattenrennen, bei

dem einige schon am Ziel angelangt sind, bevor überhaupt der Startschuß gefallen ist, Hurrah! zu schreien. Am Ende des 20. Jahrhunderts geht man weg, um jemanden kennenzulernen, den man nicht kennt, den man nicht mag, weil er langweilt und der man meist selbst ist. Seltsam: man geht ja deswegen raus, geht weg, weil man aus sich heraus will und entdeckt doch nur stets die eigene Fremdheit in der Gestalt des anderen. Des Nachts durchwandert man endlose Wüsten in eigenen Zimmern oder geht die gleichen, alten Straßen entlang, in denen man stets den gleichen trifft, nämlich niemand und man immer an dieselbe verschlossene Tür klopft, bis um drei Uhr morgens die Stille ein von einem pumpenden Dröhnen erfüllter Ort wird, wo das Chaos uns angrinst, der Abgrund wehmütig herüberblickt und beschließt, daß er uns noch ein wenig Zeit läßt, um letztendlich doch in einen zeit- und schwerelosen Schlund zu stürzen, der sich Bett nennt. Dann mit Glück ein paar Stunden Schlafarbeit bis man schweißgebadet aufwacht und der gleiche, alte Blödsinn von neuem beginnt. Nicht nur, daß ich immer den gleichen Tag erlebe, ich wache stets neben dem gleichen Vollidioten auf, der sich auch noch für mich ausgibt: Aber so ist die Zeit, die Welt, und haben wir nicht trotz allem unseren Spaß, ein tolles Leben, und wenn ihr dies glaubt, so habt ihr es nicht besser verdient. Hate now, pay later. Sie sind wieder am Anfang der achtziger Jahre angelangt und nebenbei linksradikal geworden. Sie haben die Problemstellung wieder nicht erkannt. Gehen Sie wieder an den Start zurück und spielen Sie wieder Menschärgeredich und es gibt kein richtiges Leben im falschen außer in unsrer Küche daheim. Schafft ein, zwei, viele macht- und hierarchiefreie Räume, die nicht von der Kapitallogik durchsetzt sind und in denen sich vor allen Dingen so vorzüglich frühstücken läßt. Noch ein Löffelchen osmotische Prozesse gefällig? Nehmen Sie aktiv teil in der Schlacht um ein gutes Gewissen. Gehen Sie wieder in die sechste Klasse, fühlen Sie Kirchentag und denken Sie Punkrock, aber beginnen Sie dieses Mal wenigstens zu verstehen, daß Klischees nur Wahrheiten darstellen, die ein wenig in die Jahre gekommen sind. Speisen Sie sich ein, lassen sie uns teilhaben an Ihren kreativen und destruktiven Energien. Bitte empören Sie sich, aber denken Sie nicht, und wenn sie schon einmal denken, dann bitte mit der Verve eines Botanikers, der sich in seiner geistigen Sahelzone ernsthafte Sorgen um seine theoretische Lieblingspalme macht. Am Besten bleiben Sie jedoch so dämlich wie Sie wirklich sind



und halten sich für mordsgefährlich, wie Sie nun mal tatsächlich auch sind, für die richtige Seite nämlich, und wir werden auch weiterhin viel Spaß mit Ihnen haben. In unserem antiautoritären Kindergarten bleibt für Sie stets ein Platz reserviert. Und die Pointe zum Schluß: traditionell ist die Oase etwaiger Widerspruchslosigkeiten nicht der Sozialismus, sondern das Paradies, dementsprechend sind auch Heilige idealerweise nach einem möglichst grausamen Opfertod an diesem Ort am entschieden besten aufgehoben. Wenn dir also der nächst reale Sozialismus wieder nicht widerspruchslos genug sein sollte und du statt dessen das schöne, das reine, das ewige Paradies des Glücks auf Erden holen willst und Häuptling widerspruchsfreie Zone sich in dir zum Veitstanz anschickt, kein Problem: Kündige deine endlichen Geschäfte und geh doch rüber.

Noch was?

"Ich lege für den Fall meines Todes das Bekenntnis ab, daß ich die deutsche Nation wegen ihrer überschwenglichen Dummheit verachte und mich schäme, ihr anzugehören."
(Arthur Schopenhauer) •

Auf den Spuren von Schwabylon-Merricks

Der „Sound of Munich“, das Schuhmann’s und süßer Sekt.

von Reinhard Jellen und Thomas Bärnthaler

Nach einer siebenjährigen, den Erdball umspannenden Reise in puncto Musik (Mod, England, Madness, Fehlfarben, Libella, Kindergarten, winnie the poo, Manchester, Rave, Kalifornien, Brasilien, Bukarest, A&M) sind die Merricks mit ihrer zweiten CD, “The sound of munich” in heimischen Gefilden angelangt: im Schwabing der siebziger Jahre, genauer gesagt, in den Musicland-Studios Giorgio Moroders und dessen Disco-Musik.

Während man beispielsweise bei den meisten Hamburger Bands eine vage Beat-Tradition ausmachen kann, die nicht unwesentlich von der dort anwesenden Befreiungsmacht England herrühren dürfte, begaben sich die Merricks auf die Suche nach Ausläufern jener Kulturgüter, welche AFN und die GIs nach München brachten und wurden prompt fündig bei den Disco-Produktionen Moroders, dem wir unter anderem Klassiker wie das poppig-idiorhythmische “Fly, Robin Fly” von Silver Convention und Donna Summers rätselhaft-hypnotischen Tanzflächenfüller “I Was Made To Love You, Baby” zu verdanken haben. Hierbei verstehen die Merricks Disco nicht in erster Linie als Tanzmusik, sondern als “perfekten Pop” (B. Hartwich) und somit als Lebensprojekt: melodiöse, einprägsame, unprätentiöse, katholische Sinnendurchtränktheit, die sich perfekt produziert mit optimistischen Botschaften mischt und selbstverständlich unendlich mehr Sophistication aufzuweisen hat als alle Rockmusik von Jethro Tull bis Curt Cobain. Dem entsprungen sind Lieder mit großen Melodien und Produktionen mit Liebe zum Detail, die einen deutlichen Hinweis darauf liefern, daß es von den Bäumen des Lebens noch so einiges zu naschen gibt und das zu Zeiten, in welchen die victorianische Sexualmoral ganz unvictorianisch fröhliche Urstände zu feiern pflegt, und sich Menschen als Vorsatz zu Neujahr vornehmen, weniger Sex zu haben als letztes Jahr, weil sie immer schon wissen wollten, was weniger als nichts ist. Wie das Schuhmann’s (meine Lieblings-DDR-Eckkneipe in München, in der nicht der blöde Gast wie unsereins und schon gar nicht einer der dort zahlreich vorhandenen, noch blöderen Gäste König ist, sondern die dort arbeitende Klasse das Sagen hat, in der man dementsprechend erfreulicherweise noch vom Personal die Plätze zugewiesen bekommt, wie sich’s gehört) sind die Merricks somit eine Anstalt mit utopischem Auftrag: Während man letztendlich das Schuhmann’s (und man sage uns nicht, das Schuhmann’s als Vorbegriff des Kommunismus sei das Abwegige schlechthin. Die Egon Bar stellt unserer Meinung noch etwas viel unglaublich Unmöglicheres dar: Sozialdemokratie mit menschlichem Anlitz) frequentiert, um dort vollendete Manieren beigebracht zu bekommen

(und nebenbei Whiskeys konsumiert, an denen sich auch Raymond Chandler erfreut haben würde, wenn nur dieser Planet in seinem Sinnrepertoire so etwas ähnliches wie 'Gerechtigkeit für Lebende' aufzuweisen hätte), die man logischerweise im Zustand glückstrunkener Durst-euphorie nur in äußerst rudimentären Ansätzen besitzt, also versucht, dem Ambiente gemäß Anlagen zu entwickeln, die man sich selbst gar nicht mehr zutrauen würde, wenn man nicht müßte (und was leider auch nicht immer klappt, nur dann lodern die Flammen der Schande freilich hoch), besucht man ein Merricks-Konzert, weil man sich vergnügen, alles um sich herum vergessen will und versteht - wenn es funktioniert - nebenbei für fünf Sekunden den Sinn der Welt, den man ihr auch nicht ständig zutraut: Diese Welt, gemeinhin bekannt als geschlossene Deprimierungsanstalt, die uns tagtäglich an das Vorhandensein von unsäglicher Dummheit in mannigfaltigsten Variationen und Härtegraden und an die Unsinnigkeit unseres eigenen Daseinchens erinnert, ist auch dazu da, daß man sich in Anmut und Würde darin dauerhaft amüsiert (nur ist die Welt leider kein - im Falle der Merricks ohnehin viel zu kurzes - Popkonzert). Somit machen die Merricks, wie alle beste Popmusik etwas mit uns, was Immanuel Kant (der ständig von der Ebene der Sinnlichkeit abstrahiert und verlangt, wir sollten uns zur Welt moralisch, also gar nicht verhalten) nicht tut: Die Merricks sogedacht entlassen ihr Publikum nämlich mit dem Auftrag, innerhalb dieser Gesellschaft Tendenzen aufzuspüren, deren Umsetzung in gesellschaftsumwälzende Praxis, der ästhetischen Totalität ihrer Musik als Versinnlichung des Abstrakten in der Form von Würde und Schicklichkeit genüge tut. Denn Harmonie, Melodie, Schönheit sind eben auch Teile einer Utopie, die ihrer Umsetzung von Ästhetik in gesellschaftliche Praxis harren. Solange es Menschen gibt, die Schönes und Ansehnliches zustandebringen und dies zu vermitteln vermögen, wird es Menschen geben, die sich dabei erinnert fühlen, daß es prinzipiell möglich ist, eine Gesellschaft herzustellen, die dieser Schönheit würdig ist. In diesem Sinne wurden die schönsten Bücher, die vortrefflichsten Gedichte, die besten Dramen und die anmutigsten Lieder seit jeher von Kommunisten geschrieben: "Es ist in der Geschichte der Menschheit kein Kunstwerk gefunden worden, daß nicht affirmativ gewesen wäre, nämlich in dem Sinne, daß es nicht das Recht des Menschen auf Verwirklichung seiner Möglichkeiten bejaht hätte." (Peter Hacks)
Kunst ist Kritik an der Welt, indem der noch unfertigen, unvollkommenen Welt (im Falle des Spätkapitalismus euphemistisch ausgedrückt) ein vollendetes, gelungenes Kunstwerk Gesellschaft entgegengestellt wird. Die Kunst zeigt der Welt, was die Welt kann, wenn sie nur wollte, was sie tatsächlich könnte, wenn sie wüßte. Ihre Parteilichkeit hat nichts mit Einseitigkeit gemein, viel eher geht es darum, beide Seiten des Gegenstandes sich zur Grundlage der Erkenntnis zu machen, und deswegen, weil sie beide Seiten kennt, sich für jene Seite zu entschließen (ohne sich nur einseitig, blind und abstrakt auf die richtige Seite zu beziehen, wohlwissend, daß das Richtige ohne das Falsche, das Falsche ohne das Richtige nicht ist: es gibt keine Wahrheit, welche außer der Welt ist), welche die geringere Einseitigkeit aufweist, um mitunter auf die größere Begrenztheit der anderen Seite aufmerksam zu machen. Oder, um einmal mit Heinrich Heine zu sprechen: "Wir wollen keine Sanskülotten sein, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt: einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien - Seid deshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner! Auf eure zensorischen Vorwürfe entgegnen wir euch, was schon ein Narr des Shakespeare sagte:'Meinst du, weil du tugendhaft bist, soll es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?`" Ist die Welt schlecht? Oder ist das Leben schön? Nicht erst seit Andreas Dorau und den Merricks wissen wir, daß beides stimmt, und eben weil (eigentlich) das Leben schön ist, bedarf ersteres notwendig einer drastischen Korrektur (um nicht zu sagen, einer bestimmten Negation, des Privateigentums an Produktionsmitteln nämlich). Es ist aber sehr, sehr nett von ihnen, daß sie uns zu gegebenen Zeiten daran erinnern. Die Merricks: kein angelyrtes, fünfviertelpsychotisches, ingmarbergmannfilmdaseinsdrucktoncollagenhaftes Hokuspokus-Peng-Peng, Gebrechkapriziösel und Diskurslarifari, mit der sonst der hiesige Deutschmusikus vor der staunenden Fach- und Laienwelt zu dilettieren pflegt, sondern traumwandlerische Eleganz mitsamt burschikosem Charme gemixt mit gebirgsquellwasseranwolkenlosemsommermorgenreinen Gesang, den kein Duftwässerchen trüben kann. Und alles zeigt uns, daß selbst diese Menschheit noch eine Zukunft vorzuweisen hat.

Vom Großstadtdschungel überwuchert: Der Turmbau zu Schwabing. Der Anfang vom Ende. Shine On, O Mighty Schwabylon!

Einst erhob sich am Rande von „Swinging Schwabings" Hauptschlagader, der Leopoldstrasse, ein Bauwerk, das einem aus gigantischen Legosteinen nachgebauten aztekischen Sonnentempel glich. Doch obgleich die 70er Jahre in Mode, Kunst und Musik ein fröhliches Comeback feiern, bleibt das SCHWABYLON für immer vom Erdboden verschwunden. Überteuerte Mieten für die in seinem Inneren verborgenen Boutiquen, Bars, Restaurants und Tanzlokale, so Architekt Prof. Dr. Justus Dahinden aus Zürich, haben den kommerziellen Absturz des kühnsten architektonischen Entwurfs der bayrischen Landeshauptstadt schon nach wenigen Jahren herbeigeführt. Erbaut 1973 begann bereits nach einem Jahr sein Niedergang. 1975 hatte es gerade mal noch 12 Mieter. Am Ende wollte nur ein einziger Münchner in dem stilvollen Ambiente verweilen, der Künstler Gernot Bubenik. Und weil das SCHWABYLON bei seinen Zeitgenossen eher als Schande in Plastik denn als Zierde einer ansonsten recht langweilig bebauten Metropole galt, wurde es 1979 kurzerhand wieder abgerissen. Heute ist es ein Kultobjekt, das urbane Archäologen unserer Tage ins Schwärmen geraten lässt.

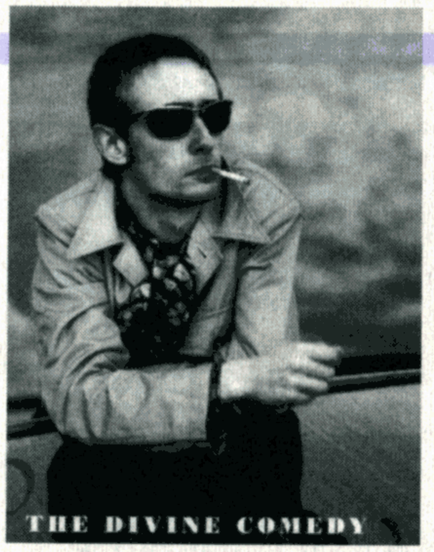
Schon immer war der grösste Feind einer Epoche die nachfolgende. Aber während die gotischen Dome des Mittelalters nicht zuletzt durch den Einsatz eines Johann Wolfgang von Goethe für die Nachwelt erhalten blieben, hatte das SCHWABYLON keinen solch gewichtigen Fürsprecher. So fiel es der Abrissbirne zum Opfer und machte Platz für graue Bürohäuser, die keiner anschaut.

von Moritz Reichelt

Ciao Ciao Disko

Bum Bum

Kontrolliert: Konzerte in München



From Disco: To Disco - Die Kölner Schule der Clubmusik war gleich doppelt angetreten, um endlich die Brücke zu schlagen zwischen den Präsentationsformen „Platten-Auflegen“ und „Live-Musizieren“ - mit bedingtem Erfolg, wie sich herausstellen sollte. Erst gegen Mitternacht, die Halle ist halbvoll, betritt die juvenile House-Combo *Ego Express* aus Köln die Bühne des Incognito. Allgemeines Lockermachen. Ein Tambourine rasselt im Takt. Vereinzelt wird getanzt. Etwa eine Stunde lang hantieren die vier Teenager an ihren diversen Hardware-Gerätschaften herum, dabei eine verspielte und sehr buntscheckige Sound-Katze aus dem Sack lassend, dann gibt *Hans Nieswandt* aus dem Hintergrund das Zeichen für die Ablösung. Ganz unauffällig und ohne merkliche Übergänge legt er erstmal ein solides DJ-Set ein, um den Faden nicht abreißen zu lassen. *Justus Köhnke* gesellt sich dazu und beginnt ebenfalls, an geheimen Geräten herumzuschrauben. Der Whirlpool ist in der Warmlaufphase. Schließlich erscheint Disco-Diva *Eric D. Clark* aus dem Off, sonnenbebrillt und in glamouröser Garderobe, und hat nun die undankbare Aufgabe, als Blickfang das doch relativ unspektakuläre Geschehen auf der Bühne in einem konzertmäßigen Sinne an sich zu reißen. Doch was auf Platte so unübertrefflich gelingt, die Synthese aus Disco, House und Pop, gerät auf der Bühne zum bescheidenen Knöpfchendrehen ohne Begeisterungspotential. Der sprichwörtliche Funke will einfach nicht überspringen, was das Publikum mit Indifferenz quittiert. Als schließlich beim Hit „Cold Song“ die Sampler verrückt spielen, ist das Haus nicht mehr zu rocken.

Spaß umsonst in der Muffathalle: Ben Folds muß als kleiner Junge in einen Zaubertrank gefallen sein, den Elton John und Billy Joel in den 70ern zusammengebraut haben. Unglaublich, welch vergessene Flaschenpost der Pop-Ozean da wieder an Land geschwemmt hat. Die Reduktion aufs Wesentliche (Flügel, Bass, Schlagzeug) und das Wissen um die kontrollierte Attacke zeigen jedoch auch, daß *Ben Folds Five* keine bloßen Manieristen sind, sondern sehr wohl ihre Lektion „Hardcore“ in den 80ern verinnerlicht haben. Da sitzt jedes Intro, jeder Break und jeder Gimmick. Mit Ellbogen, Füßen und Hocker malträtiert Ben Folds perfekt getimet seinen Flügel und schüttelt dabei eine Songperle nach der anderen aus seinen Ärmeln, während seine nicht minder adrenalintrunkene Backband beachboysmäßige Harmoniegesänge ins Mikrofon schmettert. Eine überzeugende Sache sollte man meinen, doch wirkt so spielfreudige Gewinnsucht auf Dauer aufdringlich. Gewinner des Abends war sowieso die kanadische Vorband *Spooky Ruben.* Die ließen es nämlich nicht nur hemdsärmelig „abgehen“, sondern überzeugten durch himmelstürmende Melodien und verwegene Songarchitekturen. Der zöpfetragende Sänger hatte eine Indianerkutte an und drunter ein T-Shirt, Aufschrift: „Girls Rule“ und sang Zeilen wie: „I wanna take a trip on a spaceship, but don´t take me further than Mars...“ - die Keyborderin sah aus wie Björk auf dem Faschingsball der Enterprise. *Heinrich Beats The Drum* (Vorvorband) gehören sofort von der Kulturpolizei verhaftet.

Ihr ganz besonderes Verständnis von unbeschwerter Musik zwischen Disko und Plastik-Pop, das mit ihrem Titel „Ciao Ciao Disko Bum Bum“ recht gut beschrieben ist, führten die Münchner *Merricks* im hoffnungslos überfüllten Backstage vor. Giorgio Moroder läßt grüßen. Besonders eindrucksvoll der Kontrast zwischen der in stiller Grazie verharrenden Sängerin Maus und dem wild tanzenden Bernd Hartwich am Vocoder, einem Gerät, das den süßen Wohlklang der menschlichen Stimme in ein Darth-Vader-artiges Schnurren verwandelt. Man darf gespannt sein auf die neue Platte. Für geteilte Freude sorgte dann das als Girlgroup getarnte Hamburger Sixties-Ensemble *Mobylettes.* Mit einigem gutem Willen könnte man Musikkabarett dazu sagen. Den Abschluß bildeten die *Lassie Singers* aus Hamburg, die ihre treue Fangemeinde in den ersten fünf Reihen zu Begeisterungsstürmen hinrissen.

Ausgefeilte hysterische Arrangements von höchster Präzision präsentierte das Münchner Trio *Couch* anläßlich seiner Single-Vorstellung in der Glockenbachwerkstatt. Abstrakter Amokrock ohne überflüssigen Gesangsballast. Die sperrigen Songs, durchfurcht vom polternden und röhrenden Bass und den gezügelten Taktexorzismen des Schlagzeugers, folgten dem Kompositionsgesetz der Unvorhersehbarkeit. So fesselnd kann komprimierte Instrumentalmusik jenseits des Dominantseptakkords sein.

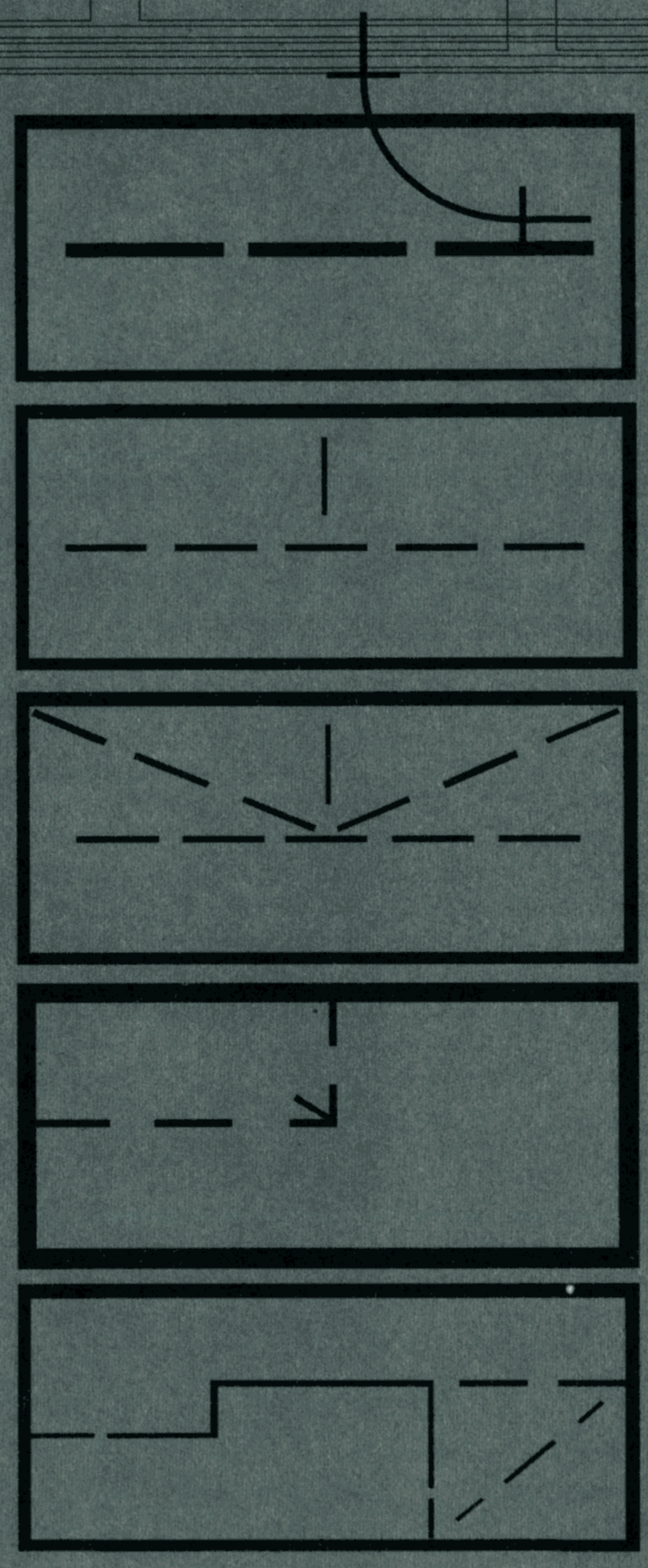
Drei Bands trafen beim „New York meets Munich“-Abend im *Strom* auf ca. zwei Dutzend Münchner Gäste. Das haben die sich bei dieser Ankündigung sicher auch ein bißchen anders vorgestellt. Den bemühten aber farblosen Charme des Übungsraumes verbreitete Opener *Butterglory.* Unauffällig. Dann das: Zunächst dachten alle an einen Soundcheck. Doch die Frau, die da verloren an ihrer Gitarre zupfte, fing plötzlich launisch zu singen an. Das muß dann wohl *Catpower* sein. Eine halbe Stunde plätscherte das so dahin, dann geschah etwas sehr merkwürdiges: Der ohnehin schon extrem fahrige und flattrige Gesang franste immer weiter aus, bis nur noch ein zusammenhangloses Gestammel übrig war. Die Geschichten kreisten um ein paar blumenwerfende Skinheads auf einem John Fahey bzw. Woody Guthrie Konzert. Dazwischen Hüsteln und das eisige Schweigen des Befremdens. Die radikalste Dekonstruktion des Konzepts „Konzert“ seit der Erfindung der Bühnenbretter. Das abschließende

Konzert der Band *Guv'ner* rückte die Welt wieder ins rechte Lot. Lärmender Indierock mit der Betonung auf Indie und einem Drummer, der sein Schlagzeug wortgemäß als Zeug, das man schlagen muß, verstand. Slackermusik ohne Überraschungsmomente.

Fünf Gentlemen mit Anzug und Krawatte drängten sich auf der Minibühne des *Substanz*, im Hintergrund weihnachtliche Lichterketten. Weil die irische Band *Divine Comedy* jedoch nicht nur Wert auf seriöse Erscheinung, sondern auch auf gepflegte Unterhaltung mit Hang zum feierlichen Pomp legt, ließ sie zur Einstimmung erstmal eine bunte Konfettibombe platzen. Das Sinfonieorchester war aus Kostengründen daheim geblieben, dennoch entwickelte sich Song für Song eine Atmosphäre, die mit dem Wort „Größe" nur unzureichend beschrieben werden kann. Stimmlich kann Sänger Neil Hannon leicht in einer Crooner-Liga mitspielen, irgendwo zwischen Scott Walker und Marc Almond. Auch die stilvolle Instrumentierung (Platte!) und die Tendenz zu romantizistischen Inszenierungen (Casanova, Paris, Froschprinzessin etc...) signalisieren die Geistesverwandschaft zu einem Musikverständnis, das Pop als choreografisches Gesamtkunstwerk begreift. Applaus nimmt er mit einem erhabenen „Thank you, you're lovely" entgegen, das Mikrofon hält er selbstverständlich mit den Fingerspitzen. Höchstwertung.

Thomas Bärnthaler ■

MILLE PLATEAUX



[CD MP33]
[Christophe Charles: Undirected]

[CD MP34]
[Terre Thaemlitz: Die RoboterRubato]

out in 2/97:DCD MP 35 [DCD MP35]
[Thomas Koener: Teimo/Permafrost]

[CDLP MP36]

Sigrid Löffler dekretiert in der "ZEIT" das Ende der Spaßkultur, in der SPEX sind die "Politics of Pleasure" in das Stadium der philosophischen Abenddämmerung eingetreten und eine neue Zeitschrift sagt schon im Namen, was den Spaß-"Egoismus" der 80er Jahre ersetzen soll: "Soziale Verantwortung" heißt das Blatt und liefert dem deregulierten Jahrzehnt den dazugehörigen Sozialkitsch. Neu entdeckt: "Der Single mit Verantwortung".

„We are not amused"

Spaßtruppen in St. Petersburg

Spaßkrise? Vielleicht. Für das Veranstaltungsblatt *"In München"* allerdings sind die fetten Jahre noch nicht vorbei. In der Party-Kolumne *"Falsche Freunde"* regiert nicht nur ungebrochen der deutsche Spaßfaschismus, er erobert auch neuen Lebensraum im Osten:

"Besonders erheiternd waren allerdings WOLFGANG SECHSER mit seiner neuen, alten Flamme JANA HÜFNER sowie Hausfreund HANNES AUS DEM BRUCH: Das Trio Infernale hat nämlich unlängst St. Petersburg heimgesucht und dabei größeren Schaden als die deutsche Wehrmacht angerichtet. Besonders lustig war, daß Meister SECHSER (der sich inzwischen wie ein rüstiger Endvierziger vorkommt) als vermeintlicher Zuhälter nicht ins Hotel durfte. Den Frust hat er sich dann bei vier oder fünf Flaschen 'Mouton Rothschild' von der Seele gespült - das Exemplar zu rund 450 Mark. Seine Freundin Jana war von der Aktion so begeistert, daß sie gleich ein Wodkaglas durch die Scheibe beförderte - prompt waren nochmals 180 Dollar fällig. Da hat selbst die Russen-Mafia nur neidisch geguckt. Auf alle Fälle hat sich unser WOLFI prächtig amüsiert..."

"Spaß oder Verantwortung" ist ein bedeutungsloses Feuilleton-Thema. Die entscheidende Frage ist: "Was für ein Spaß? Und wozu Verantwortung?" Hier ist wieder Spinoza zuständig. Von ihm wissen wir, daß der Appell zur "Verantwortung" ein Herrschaftstrick und der Spaß ein politischer ist: durch nichts unterscheiden sich die Menschen so sehr wie durch das, was sie lustig finden.

Die Gesellschaft des Funs

Eine systematisch angelegte Spaßkritik ist uns aus dem Jahre 1970 überliefert. Damals, als er sich noch nicht zum Autor gehobener Science Fiction wegvirtualisiert hatte, veröffentlichte ein gewisser Herr Baudrillard das Buch *"La société de consommation"*, was sich schlicht mit "Konsumgesellschaft" oder schicker mit "Gesellschaft des Konsums" wiedergeben läßt. Das Buch ist leider nie vollständig übersetzt worden, nur Auszüge davon finden sich in *"Ich habe einen Körper"*, herausgegeben von Claudia Gehrke, München 1981. Als Beitrag zur Spaßdebatte zitieren wir hier aus dem

Abschnitt *"Das Fun-System oder der Zwang zu genießen":*

"Einer der besten Beweise dafür, daß das Prinzip und der Zweck des Konsums nicht im Genießen besteht, ist der, daß dieses Genießen heute erzwungen ist und institutionalisiert, nicht als ein Recht oder als ein Vergnügen, sondern als staatsbürgerliche Pflicht. Der Puritaner betrachtete seine eigene Person als ein Unternehmen, das Früchte tragen sollte zur höchsten Ehre Gottes. Seine 'persönlichen' Eigenschaften, sein 'Charakter', mit deren Produktion er sein Leben verbrachte, waren für ihn ein Kapital, das gewinnbringend eingesetzt und ohne Spekulation und Verschwendung verwaltet werden mußte. Umgekehrt, aber auf die gleiche Weise, betrachtet sich der Konsumenten-Mensch als genießen-müssend, als ein Unternehmen des Genusses und der Befriedigung. Als glücklich-sein-müssend, verliebt, schmeichelnd/geschmeichelt, verführerisch/verführt, teilhabend, euphorisch und dynamisch. Das ist das Prinzip der Maximierung der Existenz durch die Vervielfältigung der Kontakte und Beziehungen, durch den intensiven Gebrauch von Zeichen und Objekten, durch die systematische Ausbeutung aller Genußmöglichkeiten.

Für den Konsumenten, den modernen Menschen, kommt es gar nicht in Frage, sich vor diesem Glücks- und Genußzwang zu drücken, der in der neuen Ethik das Äquivalent zum traditionellen Arbeits- und Produktionszwang abgibt. Der moderne Mensch verbringt sein Leben immer weniger mit der Produktion in der Arbeit, sondern immer mehr mit der kontinuierlichen Produktion und Erneuerung seiner eigenen Bedürfnisse und seines Wohlbefindens. Er muß darauf bedacht sein, ständig all seine Konsummöglichkeiten und -fähigkeiten zu mobilisieren. Wenn er es vergißt, erinnert man ihn höflich und augenblicklich daran, daß er nicht das Recht hat, nicht glücklich zu sein. Deshalb ist es nicht wahr, daß er passiv sei: es ist eine kontinuierliche Aktivität, die er entfaltet, die er entfalten muß. Wenn nicht, läuft er Gefahr, sich mit dem zu bescheiden, was er hat und asozial zu werden.

Daher das Wiederaufleben einer universellen Neugier (ein zu erforschendes Konzept) in Angelegenheiten der Küche, der Kultur, der Wissenschaft, der Religion, der Sexualität usw. ... Man muß alles versuchen: denn der Mensch des Konsums wird heimgesucht von der Furcht, etwas, einen wie auch immer gearteten Genuß, zu 'verpassen'. Man weiß nie, ob dieser oder jener Kontakt, diese oder jene Erfahrung (Weihnachten auf den Kanaren, Aal mit Whisky, der Prado, LSD, Liebe auf japanische Art) euch nicht eine 'Sensation' entlockt. Hier ist nicht mehr der Wunsch im Spiel, nicht einmal mehr der 'Geschmack' oder eine besondere Neigung, es - handelt sich um eine verallgemeinerte Neugier, angetrieben durch eine diffuse Besessenheit - die 'fun-morality' oder den Imperativ, sich zu amüsieren..." o

Jean Auguste Dominique Ingres
Das türkische Bad, 1862

Eliminatorischer Exotismus.

Besserweissi: fuck off

"Differenz", Rassismus, Postkolonialismus: Modische Schlagworte, die im breit angelegten völkischen Konsens der neuen Berliner Republik wirkungslos verhallen. Seitdem die Öffentlichkeit sich im Sog des deutschen Nationalwahnsinns unvermutet der Anwesenheit sogenannter "ethnischer" Minderheiten bewußt wurde, versucht man vielmehr, sie in verschiedenen Formen als Objekte paternalistischer Bevormundung zu benutzen. Die Entdeckung des unbekannten Kontinent "Rassismus" führt im mehrheitsdeutschen Kulturbetrieb zu hektischem Kolonialgetue. Mit bewährter Gründlichkeit werden DIN-taugliche Ethno-Normen verfertigt und hartnäckig an artfremden Objekten wie uns getestet. Eine solche Praxis führt zu den absonderlichsten Ausgrenzungsanstalten: wenn sich eine beliebige Ansammlung erst einmal zur "Rassen"frage bekennt, wird es für uns erfahrungsgemäß gefährlich.

von Hito Steyerl

Deutschland 1996: in der Marktlücke zwischen dem anhaltenden Touristikboom und dem wiederbelebten Volkssport des Freizeitpogroms hat sich seit geraumer Zeit ein kulturelles Begleitpersonal etabliert, das einem klassischen Widerspruch des völkischen Selbstverständnisses einen neuen Überbau zu verleihen trachtet: die Nachfrage nach Konsum-Exotik und Darbietungen „kultureller" oder „ethnischer" Differenz erreicht offensichtlich immer dann neue Rekordwerte, wenn ihre realen ReferentInnen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln aus dem „Volkskörper" entfernt werden.

Die deutsche Diskussion „ethnischer" oder „kultureller" Differenz situiert sich mit untrüglicher Geschmackssicherheit in dieser altbekannten Verwertungsnische: werden die Träger „ethnischer" Stigmatisierung auch in der näheren Umgebung unsichtbar gemacht, abgeschoben, oder gar eliminiert, gelingt es dem Kulturbetrieb doch immer noch, passende Replikanten auf diskursiver Ebene zu rekonstruieren. Blieb es in der Ära des Unterhaltungsmonopolisten UFA vorwiegend Zarah Leander und Marikka Rökk vorbehalten, anhand exotisierender Sangeskunst den nationalsozialistischen Alleinanspruch auf den lukrativen Markt des „authoring another culture" zu symbolisieren, hat sich die Anzahl „differenz"-beflissener Minstrels (1) gemäß den ökonomischen Gesetzen des medialen Spätkapitalismus erweitert, ohne dass sich an den tradierten Strukturen eines solchen Repräsentationsgebarens etwas geändert hätte.

Die Maschinerie der Verwertung minoritärer Perspektiven als exotischen Erlebnis-Rohstoff funktioniert nach klassischem Muster: erst ihre „Veredelung" durch Vormunde der Dominanzkultur fügt ihnen jenen diskursiven Mehrwert hinzu, der das Produkt für die angepeilte Konsumentenschicht genießbar macht. So war die damalige chinesische Kunst den Künstlern des Rokoko nicht „chinesisch" genug, um die exotische Norm ihrer „Chinoiserien" zu erfüllen. Auch der sog. „Wilde" wurde erst durch Rousseausche Distinktionsmanöver zum „Edlen" geadelt. Und so müssen heutzutage Äusserungen von MigrantInnen und Ethnisierten in endlosen Schäferspielchen majoritärer Infoeliten zivilisatorisch solange aufgetakelt werden, bis sie dem modischen Gepränge diskurskonformer „Migranterien" entsprechen und auf entsprechenden Zusammenrottungen feilgeboten werden können. Schon 1924 stellte Joseph Roth fest: „Eine geheiligte Tradition erfordert es, dass nur Angehörige der weissen Rasse Kulturerzeugnisse der anders pigmentierten vertreiben dürfen. Nur Europäer, die durch die Verfälschung des Christentums bereits bewiesen haben, was sie können, dürfen ihre Künste an fremden Kulturerzeugnissen erproben."

Diese Produktionsweise, die im Hinblick auf die Verteilung von Sprecherpositionen ein eindeutig „ethnisch" definier-

tes Kastensystem entstehen lässt, ist beschreibbar wie von S. Kracauer als „eine Zuchtwahl, die sich unter dem Druck der sozialen Verhältnisse vollzieht und zwangsläufig durch die Weckung entsprechender Konsumentenbedürfnisse von der Wirtschaft unterstützt wird."

Bajadere: Wort, das die Einbildung mitreisst. Alle Frauen des Orients sind Bajaderen (vgl. Odaliske).
Gustave Flaubert, Wörterbuch der Gemeinplätze, 1880

Das nachgebaute Fetischobjekt deutscher Monokultur muss dabei gewisse Euronormen erfüllen. Ein Beispiel: der Rückgriff auf orientalistische Techniken der Begehrensführung ermöglicht die Konstruktion der „Schleierfrau", einer Neuauflage des Flaubertschen Gemeinplatzes der Bajadere.
Diese Fiktion exotisch verhüllter, unterwürfiger und verfügbarer Weiblichkeit funktionierte lange Zeit als Leitbild westlicher Feministinnen in ihrem Stellvertreterinnenkreuzzug gegen ein stereotypisiertes „orientalisch-despotisches" Patriarchat.

Auch wenn dieser Schauplatz nach nervzerfetzenden Auseinandersetzungen mittlerweile als suspendiert gelten kann, bietet die Rückbesinnung auf den Schutzheiligen deutscher „Differenz"schreibe, nämlich Karl May, dem dominanten Zugriff ein geräumige Produktpalette „ethnischer" Prototypen: zur Zeit besonders im Schwange befindet sich das sogenannte Halbblut, auch Hybrid genannt. Das Standardklischee des akademischen „Differenz"-

Claude Monet
Madame Monet im Kimono (La Japonaise), 1876

schicks wird hierzulande vor allem als Projektionsfläche vorpolitischer Transgressionsphantasmen genutzt.

Karl May hingegen präzisiert seine/ihre ökonomische Funktion als unentbehrliche Verdichtung der Tauschverhältnisse zwischen kolonialen Subjekten und Objekten. Tatsächlich manifestiert sich in der heutigen, hochambivalenten Vergötzung des Hybriden eine weitere Reihe weltmarkttauglicher Eigenschaften: Verschlagen und doppelzüngig, dabei rassig und apart, ein Musterbeispiel an genetischer Deregulierung und flexibler Sexualpartnerschaft, dienen wir als schickes Identifikationsaccessoire im kultürlichen Globalisierungsgame.

Der vormoralische Triebkapitalist und seine anpassungsfähige Beutebraut: hinter dieser doppelten Traumbesetzung der neudeutschen „Rassen"forschung lässt sich unschwer die sinnstiftende Metaphorik des neonationalen Familienbetriebs ausmachen. Auf diese Weise lässt sich die Struktur der Nachfrage nach „Differenz"produkten eingrenzen: erwünscht sind stark sexualisierte, als analphabetisch konstruierte, mit dem begehrten haut-goût des Primitiven ausgestattete Chimären des majoritären Unbewussten.

Die Liste solcher Gemeinplätze lässt sich beliebig erweitern: der „HipHop"Kerl als unerschöpfliches Reservoir sozialdarwinistischer Männlichkeitsphantasien ist wohnhaft in einem „Ghetto", das nach majoritärer Auffassung wohl die Angstvorstellung eines entsolidarisierten Wirtschaftsgefüges vorstellen mag. In deutschen Fernsehserien wird die Winnetoutradition der 60er Jahre durch den verstärkten Einsatz „edler", „verfolgter" und „dankbarer" Migrant-Innen fortgeschrieben, und in der Beschreibung nichtarischer Kriminalstrukturen dominiert eindeutig eine Rhetorik der „multi-ethnischen Krakenhaftigkeit", welche geradewegs auf die unheimliche Verwandlungsfähigkeit eines Dr. Mabuse zurückverweist.

Der universale ideologische Nenner all dieser Stereotypen ist die Fetischisierung „ethnischer" Merkmale als ökonomisch verwertbare Genussmittel. Majoritäre Phantasmen über Minoritäre werden mit Wahrheitswert ausgestattet und als „Differenz"produkte verhökert.

Dieses Verhältnis imaginärer Verdinglichung wird von Marx in „der Nebelregion der religiösen Welt" geortet: „Hier scheinen die Produkte des menschlichen Kopfes mit eigenem Leben begabte, untereinander und mit den Menschen im Verhältnis stehende menschliche Gestalten. So in der Warenwelt die Produkte der menschlichen Hand. Dies nenne ich den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden(..)."

Weil die Produktionsweise solcher „Migranterien" jedoch im Verborgenen bleibt, und somit unangreifbar, funktioniert sie als Fundament normativer Gewalt.

Es ist die scheinbar neutrale Basis definitorischer Normierung, welche auf dem Umweg über das „Abweichende" beständig das dominante Selbstverständnis reguliert. Der „neutrale" Standort bestimmt sich über jene Elemente, die als „normal" vorausgesetzt werden: in der deutschen Gesellschaft bedeutet das z.B. die Anerkennung eurozentrischer Kulturwerte, die Zugehörigkeit zum Sozialsystem, die weisse Hautfarbe, sprachliche und soziale Kompetenzen, den Besitz der Staatsbürgerschaft und der bürgerlichen Rechte. Die chronische Diskussion über jene, denen diese Privilegien verwehrt bleiben, vermeidet jedoch die Auseinandersetzung mit dieser dominanten Auffassung des „Normalen", durch die Ausgrenzungsmechanismen immer wieder aufs Neue in Gang gesetzt werden.

Unterhaltsame Diskussionen über die jeweilige Disposition modischer Minderheiten, seien es nun Schizophrene, Obdachlose oder Nicht-Arier, zementieren diesen gegenüber nicht nur rhetorische Machtpositionen, sondern erzeugen obendrein einen exotischen Kitzel, in dem sich z.B. das rassistoide Entzücken über die „Negerkunst“ und ihre „spontane“ und „ursprüngliche Ausdrucksfähigkeit“ wiederholt.
So gilt es im Kulturbetrieb seit Jahren als selbstverständlich, sich über die Definition von „Andersartigkeit“ zu positionieren, anstatt die Selbstverständlichkeit anzugreifen, die mit solchen Manövern den gesellschaftlichen Rassismus perpetuiert.

Entgegen einem weit verbreiteten Gemeinplatz sind es nicht in erster Linie die peripheren Orte einer Gesellschaft, an denen Identitätspolitik betrieben wird, sondern es ist das Zentrum, das mit dieser Verschleierungstaktik sich seiner selbst bemächtigt. Am knappsten hat wiederum Karl May diesen Sachverhalt in seiner Autobiographie „Ich“ zusammengefasst. Frank und frei legitimiert er seine Statisterie aus Apachen und Wüstensöhnen: „Man sieht, dass ich ein echt deutsches, also einheimisches Rätsel in ein fremdes orientalisches Gewand kleide, um es spannender zu machen und anschaulicher lösen zu können.“

Odaliske: Alle Frauen des Orients sind Odalisken (vgl. Bajadere).
Gustave Flaubert, Wörterbuch der Gemeinplätze, 1880

Die majoritäre Exotisierungspolitik verhehlt durch die Produktion abstruser „Migranterien“ die realen Machtverhältnisse, die in diesen Konstruktionen fällig werden. Jedes Sprechen und Gesprochen werden, jedes Sehen und Gesehen werden ist in dieser Gesellschaft an einer unausgesprochenen „ethnischen“ Norm bemessen und von dieser Norm gerichtet.
Mit unermüdlicher Geduld wird seitens der Minoritären seit Jahren wiederholt, dass das Sprechen und Schreiben über, das Handeln für, das

Eugène Delacroix
Der Tod des Sardanapal, 1827

Forschen über, das Benennen und Ausstellen von aus dominanter Warte konstruierten Minderheiten diese auf den Status diskursiver Objekte festlegt und durch Zuweisung begrifflicher Homelands wiederum hegemoniale Machtverhältnisse reproduziert. Das so erzeugte Flair des „Authentischen“ wird im Prozess der Verwertung einverleibt und angeeignet, während der unbrauchbare Rest als irrelevant verleugnet wird.

Die Simulation von „Differenz“ auf medialer Ebene widerspricht in keiner Weise der gleichzeitigen Ausgrenzung von Menschen, denen eine solch „differente“ Position auf gesellschaftlicher Ebene zugewiesen wird. Selbst in scheinbar „gut gemeinter“ Absicht wirkt die Errichtung begrifflicher Grenzverläufe als strukturelle Reproduktion von Ausschlussmechanismen und als Form sozialer Kontrolle. Die „gute“ Absicht des benennenden Zugriffs soll das zweifache Interesse tarnen, das in dieser Handlung wirkt: zum einen die Wahrung des Besitzstandes normativer Gewalt und zum anderen die Ausbeutung der derart erzeugten Objekte. Eine solche Form der Benennung und Sichtbarmachung konstruiert zudem handsame Verwaltungs- und Bevormundungseinheiten.

Daher wird auch nicht der allgegenwärtige gesellschaftliche Rassismus thematisiert, der sich nicht zuletzt in der bodenlosen Ignoranz majoritärer Besserweissis äussert. Nein, das „Rassismusproblem“ wird weiterhin ausschliesslich auf minoritären Körpern und Biographien verhandelt, sie sollen „das Problem“ wie anatomische Beweismittel „darstellen“, während Angehörige der Mehrheit es ihnen und der Öffentlichkeit „erklären“. Als seien wir „das Problem“ und nicht etwa der flagrante Rassismus der Mehrheit.

Diese voyeuristische Neuauflage der Völkerschau verschleiert die Strukturen der Macht, welche eine solche Sichtbarmachungsstrategie im Stile pornographischer „Aufklärung“ organisieren. Sie verhindert eine umfassendere Betrachtung ihrer verdeckten Voraussetzungen: solche verschieben die Diskussion ausschliesslich auf das Schlachtfeld „ethnisch“ konstruierter Körper, um die komplexen Prozesse zwischen anbiedernder Identifikation und gleichzeitiger Kollaboration mit Herrschaftsverhältnissen seitens majoritärer „Aufklärer“ zu verdrängen.

Ob man die derart „ethnisch“ sichtbargemachten Partialobjekte jetzt mit dem absondernden Heuchelbegriff der InländerInnen (unter Essentialismusverdacht) als „Community“ oder schlicht und einfach als Kanacken und Bastarde zu Paaren treibt, macht dabei keinen Unterschied, solange ihnen diese Begriffe als weitere Zuschreibungen zugewiesen werden.

Die Frage lautet daher nicht, ob diese Einordnung von oben herab die „richtigen“, die „autorisierten“ Grenzverläufe wiedergibt, sondern ob die Auseinandersetzung über die Minoritären nicht nur ein Vermeidungsdiskurs ist, der majoritäre Strukturen des Ausschlusses bei gleichzeitiger Verwertung von „Differenz“merkmalen, kurz: den „eliminatorischen Exotismus“ der Mehrheit im Dunklen belässt.

Alfred Stevens
Die japanische Pariserin, 1885

Auf deutsch: Man begnügt sich damit, das Objekt der Debatten zu sezieren. Die widersprüchlichen Positionen, von denen die so gewonnenen Weis(s)heiten an uns vollstreckt werden, bleiben hingegen verschleiert. Denn diese Standorte preiszugeben, verspricht anscheinend kein lukratives Unternehmen zu sein.

(1) Minstrel: schwarz eingefärbte Weisse, die in der amerikanischen Filmproduktion „Neger“ vorstellen sollen. ✱

Sing und stirb

The making of Evita-Mythos

"Der Mythos ist ein Glaube, eine Leidenschaft. Er braucht keine Wirklichkeit zu sein. Er schafft Wirklichkeit dadurch, daß er vorantreibt und daß er Hoffnung, Glaube und Mut wird." (Benito Mussolini)

"Das wichtigste aber, was man über „Evita" sagen kann, ist:
Der Film strotzt vor Kraft, er pumpt seine Zuschauer mit Gefühlen voll und schürt die Sehnsucht, etwas Großes machen zu müssen, die Revolution oder einen Banküberfall oder eine Frauengruppe oder ein Gemälde." (Cordt Schnibben, DER SPIEGEL)

"Glamouröse Spitzen wie gemacht für Evitas glanzvolle Auftritte auf dem politischen Parkett der 40er Jahre. Heute wieder aktuell: Weiblichkeit total in Form einer Tunika mit Spaghettiträgern. Dazu passend eine transparente Hose aus dem gleichen kostbaren Material. Ensemble und Plateaupumps von Chloé." (Gala)

Die Fabrik der Fiktionen

Vom "Mythos Mussolini" weiß man inzwischen, wie er hergestellt wurde. Nämlich industriell. Die "Duce-Fabrik" umfaßte alle modernen Instrumente der Konsensbildung: Presse, Radio, Film, Schule, Universität, Gewerkschaften, Berufsverbände und Massenorganisationen der Partei. Die Zeitungen hatten präzise Anweisungen, wie sie das "Duce"-Bild zu malen hatten. Richtlinie vom 22.2.1940: "Immer gegenwärtig halten: alles, was jetzt in Italien geschieht, die wirtschaftlichen Anstrengungen, die militärische und geistige Vorbereitung usw., alles das geht vom Duce aus und trägt sein unverkennbares Kennzeichen." Nur gelegentlich mußten die Übereifrigen an der Übertreibung gehindert werden: Ein Popolo d'Italia-Artikel mit dem Titel "Mussolini rettet die Welt" wurde als "zu pathetisch und deshalb unerwünscht" zurückgewiesen. Erwünscht hingegen waren Berichte, die den Eindruck einer "alles menschliche Maß übersteigenden All-Präsenz, All-Gegenwart, All-Verantwortung Mussolinis" erwecken konnten. Ernsthaft tabu "waren die Krankheiten Mussolinis, sein Alter, seine Geburtstage, seine Rolle als Großvater, seine Auftritte bei mondänen Anlässen (Tanzen, Festessen)." Der Arbeitstag des "Duce" wurde als eine "dichte Folge von Lektüren, Audienzen, Gesprächen, Besuchen, Einweihungen, Ministerratssitzungen, Inspektionen und Paraden" geschildert. Im März 1929 erklärte Mussolini, "er habe seit dem Oktober 1922 über 60.000 Gespräche und Interviews gewährt und 1.886.112 Eingaben und Briefe von italienischen Bürgern beantwortet". Die Schafherde honorierte diese schier unmenschliche Leistung des guten Hirten mit gläubiger Gefolgschaft, die häufig religiöse Züge annahm. Aus dem Corriere della Sera vom 3.11.1936: "Und der Duce, wo ist er? Er ist überall. Er ist auch hier, in diesem halbdunklen Kämmerchen, während Du von Deinen Schmerzen sprachst. Hast Du nicht gespürt, daß er Dir zuhörte?" (alle Zitate nach: J. Petersen: Mussolini: Wirklichkeit und Mythos eines Diktators. In: Mythos und Moderne, hg. von K.H. Bohrer, FfM. 1983)

"A New Argentina"

Juan Domingo Perón war in den späten 30er Jahren argentinischer Militärattaché in Rom und hatte reichlich Gelegenheit, die Funktionsweise der faschistischen Mythenfabrik zu studieren. 1943 schloß er sich einer Clique von Militärs an, die die argentinische Zivilregierung stürzten. Sein bis dahin eher bedeutungsloses Ressort, das Ministerium für Arbeit und Soziales, baute er in den folgenden Jahren zur Machtzentrale aus. Mit einem "linksfaschistischen", wohlfahrtstaatlichen und gegen die traditionelle Agraroligarchie gerichteten Programm des "socialismo nacional" gewann Perón die Unterstützung der Gewerkschaften.
Wesentlichen Anteil an Peróns Popularität hatte seine Verbindung mit Eva Duarte, einer ehemaligen Theater- und

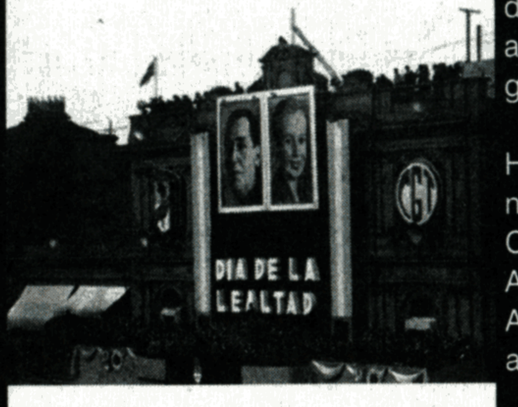
Radioschauspielerin. "Evita", die selbst immer betonte, daß sie von ganz unten komme, wurde zum Idol der armen und unterprivilegierten Arbeiter aus den Vorstädten, die durch die klassischen Organisationen der Arbeiterbewegung nicht repräsentiert wurden. Diese Masse des "einfachen Volkes", der Eva Duarte den spektakulären Namen "descamisados" ("Hemdlose") gab, bildete Peróns Hauptunterstützung, als es 1945 zur Machtprobe mit den konservativen Militärs kam.

Der 17. Oktober 1945 ist das mythische Ursprungsdatum des "neuen Argentinien". Damals kamen, mobilisiert von Evita und ihren Gefolgsleuten in der Gewerkschaft 300.000 Menschen auf der Plaża de Mayo in Buenos Aires zusammen, um die Freilassung des von seinen Offizierskollegen inhaftierten Perón zu fordern. Um einen Aufstand zu vermeiden, lenkte die Regierung ein. Nach einem Wahlkampf, in dem es zu blutigen Zusammenstößen mit der linken Opposition kam, wurde Perón im Februar 1946 mit 56% der Stimmen zum Staatspräsidenten gewählt. Obwohl sie keinen offiziellen Regierungsposten hatte, handelte Eva Perón als de facto-Ministerin für Arbeit und Gesundheit. Die klassische Wohltätigkeitslüge der reichen Agraroligarchie ersetzte sie durch ihre eigene: Sie strich die staatliche Finanzierung für die traditionelle "Sociedad de Beneficencia" und gründete die "Eva Perón Foundation", die sich aus "freiwilligen" Gewerkschafts- und Geschäftsbeiträgen, sowie staatlichen Lotterieeinnahmen finanzierte. Aus diesen Mitteln wurden Tausende von Schulen, Krankenhäusern, Altersheimen, Waisenhäusern errichtet und mildtätige Stiftungen finanziert. Eva Perón erreichte die Durchsetzung des Frauenwahlrechts und gründete 1949 die Peronistische Frauenpartei. Nach dem Tod von "Evita", die in den Augen der Massen die "sozialistische" Seite des peronistischen "Nationalsozialismus" vertreten hatte, verlor das autoritäre Regime Peróns seine Machtbasis bei den Arbeitern und Gewerkschaften. Nach einer Armee- und Flotten-Revolte mußte Perón nach Paraguay fliehen und ging dann nach Franco-Spanien ins Exil. Während der verschiedenen Militärregierungen, die auf Perón folgten, formierte sich in Argentinien eine immer stärker "links", antiimperialistisch und befreiungsnationalistisch ("cubanisch") orientierte peronistische Bewegung, die schließlich die Rückkehr des exilierten Diktators ermöglichte. Im Oktober 1973 begann seine zweite Amtszeit als argentinischer Staatspräsident. Seine Frau Isabel, erheblich weniger beliebt als "Evita", wurde zur Vizepräsidentin gewählt. Wieder an der Macht, interessierte Perón sich nicht mehr für die sozialistischen Experimente der linken peronistischen Jugend. Er suchte die Nähe der Militärs und besetzte Schlüsselposten mit alten Faschisten. Nach seinem Tod 1974 setzte Isabel Perón die Entmachtung der Linken fort. Am 24. März 1976 wurde schließlich ihre Regierung durch eine Militärjunta gestürzt, deren "Todesschwadronen" bis 1983 Zehntausende von linken Oppositionellen folterte, grausam ermordete und "verschwinden" ließen.

Die Reisen der toten Evita

"Don't cry for me Argentina, The truth is I never left you", heißt es im Libretto des Evita-Musicals. Tatsächlich hat "Evita", seit sie am 26. Juli 1952, wie die offizielle Presse meldete, "in die Unsterblichkeit eingetreten" ist, eine symbolische Wirksamkeit entfaltet, die es durchaus mit jener der lebenden Eva Perón aufnehmen kann. Kaum waren die Begräbnisfeierlichkeiten, die

im Klima eines unglaublichen Fanatismus stattfanden, vorbei, verlangten die Gewerkschaften, sie heilig zu sprechen, unter anderem, weil sie mit 33 Jahren gestorben sei, im gleichen Alter wie Christus. Tausende junger Mädchen färbten ihre Haare blond wie Evita und 40.000 Briefe wurden an Pius XII geschrieben, um die Wunder zu bezeugen, die sie bewirkte. Professor Pedro Ara, berühmtester Leichenkonservierer der Welt, übernahm die Einbalsamierung von Eva Perón. Nach dem Staatsstreich gegen Juan Perón wurde die Leiche von den neuen Militärmachthabern konfisziert. Sie befürchteten offensichtlich, daß die Peronisten versuchen würden, der toten Evita habhaft zu werden, um ihre Symbolwirkung auszunutzen. Ebenso großen Ärger hätte es bedeutet, wenn es Anti-Peronisten gelungen wäre, die Leiche zu zerstören. Um die Kontrolle über Evita zu behalten, blieb den Militärs nichts anderes übrig, als den Körper an wechselnden Orten zu verstecken. Um Verehrer wie Feinde der Toten in die Irre zu führen, wurden verschiedene Wachs- und Vinyl-Kopien angefertigt. Die echte Leiche wurde heimlich nach Italien verschifft und in der Nähe von Mailand begraben. 1971 wurde "Evitas" Körper an Juan Perón zurückgegeben und verbrachte einige Zeit in dessen spanischer Exilwohnung, bevor er 1974 nach Argentinien zurückkehrte. Usw. usf. Jedenfalls sieht man an diesen umfangreichen Transaktionen, daß Mythenkonstruktion wirkliche Arbeit ist und daß nicht jeder der dabei mitmacht, freiwillig am Werk ist. Bis Eva Peróns Körper schließlich in der Präsidenten-Krypta und zuguterletzt im Duarteschen Familiengrab zu liegen kam, gingen einige Jahre ins Land.



The Latin American Dream

Während für die zweite Präsidentschaft Peróns niemand besondere Gefühle hegt, wird die erste Amtszeit Peróns, je länger sie zurückliegt, immer mehr zum "goldenen Zeitalter" Argentiniens stilisiert. Und zwar nicht so sehr deshalb, weil damals mit dem schneidigen Juan und seiner "Santa Evita" ein "Traumpaar" an der Staatsspitze stand, sondern weil es eine traumhaft günstige Ausgangssituation für die Verteilung von gesellschaftlichem Reichtum gab: Der Getreideexport während des und nach dem Krieg brachte Argentinien große Devisengewinne, die die Regierung Perón - gegen den Widerstand der Agraroligarchie - nationalisieren und in den Aufbau einer eigenen Konsumgüterindustrie samt dazugehörigem Wohlfahrtsstaat stecken konnte. So war Argentinien in den 40er Jahren nicht nur achtgrößte Wirtschaftsmacht, auch der durchschnittliche Lebensstandard wurde nur von den USA, Kanada, Großbritannien und Schweden übertroffen. Großzügige Lohnerhöhungen und Sozialleistungen sicherten dem peronistischen Regime eine breite Zustimmung unter den Industriearbeitern und eine solide Basis in den Gewerkschaften, die unter dem Dachverband CGT eng an den Partido Justicialista gebunden waren.

Heute leben unter dem peronistischen Staatspräsidenten Carlos Menem vier Millionen Argentinier in absoluter Armut. Circa 30 Prozent der argentinischen ArbeiterInnen

sind von Arbeitslosigkeit oder Kurzarbeit betroffen. Die sozialen Errungenschaften der peronistischen Revolution: Sozialleistungen, Lohngarantien, bezahlter Urlaub usw. fallen nach und nach den Zwängen einer neoliberalen Sparpolitik zum Opfer. Die staatlichen Industrien, einst ein Symbol der nationalen Unabhängigkeit Argentiniens von den britischen und amerikanischen Konzernen, werden der Reihe nach meistbietend verkauft. Vom Sparprogramm der Regierung Menem am härtesten betroffen sind die Staatsangestellten, die einen riesigen Teil der argentinischen Arbeitsgesellschaft stellen. 1993 mußte die Zentralregierung Truppen in die Provinz Santiago del Estero schicken, wo staatliche Angestellte gegen Lohnkürzungen und Entlassungen protestierten. Kurz nach Weihnachten 96 kam es zum 7. Generalstreik der Ära Menem, diesmal gegen die Flexibilisierung der Arbeitsverträge.

gegenwärtigen Auseinandersetzung zwischen dem neoliberalen Präsidenten und dem Gewerkschaftsverband CGT ist der "wahre Peronismus" ein umkämpftes Gut, der mit Vorliebe durch "Evita" symbolisiert wird. Der gewerkschaftliche Protest inszeniert sich als Aufstand einer unkorrumpierten "evitistischen" Basis gegen den "Verrat", den die neoliberale Ausverkaufspolitik des Präsidenten an den peronistischen Idealen übt.

Tatsächlich ist kaum eine Politik vorstellbar, die der paternalistischen Wirtschaftslenkung von Perón so zuwiderliefe wie die neoliberale Anpassungspolitik von Menem. Doch als Peronist, der sich auf den Mythos vom "goldenen Zeitalter" Argentiniens bezieht, ist Menem in der Lage, eine antiperonistische Politik durchsetzen, an der jeder Nicht-Peronist sofort scheitern würde. Da seine Wirtschaftspolitik jedoch kaum geeignet ist, an den "Latin American Dream" der ersten Präsidentschaft Peróns anzuknüpfen, ist Menem vor allem auf die Bearbeitung des gesellschaftlichen Imaginären angewiesen. So ist vom peronistischen Modell des korporativistischen Versorgungsstaates nur der totalitäre Regierungsstil und die Neigung zu einem blumigen Populismus geblieben, der die Nation zur arbeitsamen Familie zusammenzubacken versucht. Menem, der aus dem ultrarechten, faschistischen Teil der Partei hervorging, begann seine Präsidentschaft mit einem religiösen Stoßseufzer: "Ich bete zu Gott und der Jungfrau, daß sie unser Volk erleuchten, damit wir alle zusammen Argentinien aus der Krise ziehen können." Mit einem gläsernen, dem Spielzeugauto des Papstes nachempfundenen, „Menemobil" reiste er im Wahlkampf durch Argentinien und eröffnet hier eine Schule und dort ein Krankenhaus. Seine erstaunliche Popularität verdankt Menem einer geschickt geschürten Angst vor der Instabilität und der unablässigen Bedienung der Klatschspalten. Wie einst Mussolini lenkt er Sportwagen, Flugzeuge und Motorräder, er spielt Fußball mit Maradona, Tennis mit Sabatini, und er hat erkannt, daß man nicht heilig sein muß, um im Gespräch zu bleiben. Diverse Skandale und Bestechungsaffären haben seinen Ruf als Macho und durchtriebener Kerl gestärkt, ohne seine Position als Politiker ernsthaft zu gefährden. Der Streit um den "EVITA"-Film gab schließlich auch Menem Gelegenheit, sich als posthumer Beschützer der wahren "Evita" in Szene zu setzen. Tatsächlich wurde in Argentinien schon das Musical von Webber und Rice als Beleidigung des Peronismus angesehen. Und als ruchbar wurde, daß Madonna die Evita spielen sollte, schlugen die Wogen der Empörung hoch. Denn kaum etwas widersprach mehr dem angestrengt konservierten Bild von Evita, der Schutzheiligen der Armen und Entrechteten, als das Madonna-Image eines alle Begrenzungen der Herkunft und der sexuellen Identität hinter sich lassenden "material girl". Marta Rivadero, peronistische Kongreßabgeordnete rief die Argentinier auf, sich nicht für 3o Dollar am Tag als Filmstatisten zu prostituieren: "Das ist ein Angriff auf unsere Geschichte, ein Angriff auf den Peronismus, eine erniedrigende Lüge." Die Zeitungen bemängelten, daß Madonna die "Tiefe" fehle, die Eva Perón an die intimsten Saiten ihres Volkes rühren ließ. Menem erklärte Madonna als ungeeignet für die Rolle der "Santa Evita" und schlug statt dessen die argentinische "Königin der telenovelas", Andre del Boca vor. Schließlich produzierte die argentinische Filmindustrie in aller Eile die nationale Antwort auf Madonna: "Eva Perón" mit Ester Ghoris in der Hauptrolle bekam die Drehgenehmigung für den Präsidentenpalast, die Menem der amerikanischen Produktion zunächst verweigerte, und wurde von Argentinien als Oskar-Kandidat für den besten ausländischen Film nominiert.

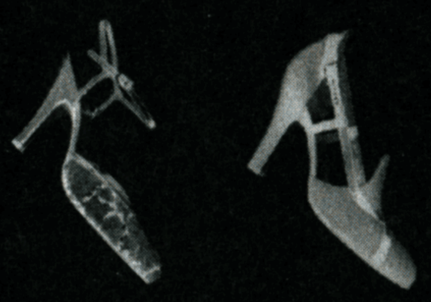
Nachdem Madonna jedoch bei einem publikumswirksamen Abendessen mit Menem versprochen hatte, die Rolle Eva Peróns "mit dem größten Respekt" auszufüllen ("Ich denke, ich überzeugte ihn, daß er letztendlich sehr stolz auf den Film sein würde. Ich hoffe, er ist es..."), durfte die "english task force" (wie Regisseur Alan Parker und seine Crew in Anspielung auf die Falkland-Geschichte genannt wurden), doch noch den Balkon der Casa Rosada benutzen. Und Menem erklärte staatsmännisch: "Evita ist ein Kunstwerk, das zur Weltkultur beitragen muß, und wir alle wünschen uns, daß es dem Peronismus keinen Schaden zufügt."

Tanz den Peronismus

In der Zeit der Krise rekurriert der Peronismus wieder verstärkt auf seine eigenen Symbole. "Die goldenen 40er Argentiniens" funktionieren in diesem Zusammenhang als ein Art rückwärtsgewandter Utopie, auf die sich alle beziehen müssen, die in Argentinien massenwirksame Politik machen wollen. Besonders "Evita", deren Bild im Gegensatz zu dem des Generals nicht durch eine zweite Amtszeit beschädigt wurde und die darüber hinaus durch ihren frühen Tod geheiligt ist, ist zur Allegorie eines reineren, besseren Peronismus geworden, unbefleckt von Korruption und Machtmißbrauch. Auch in der

Mit Blick auf Michel Tourniers "Erlkönig", Paul Schraders "Mishima", Liliana Cavanis "Nachtportier", Louis Malles "Lacombe Lucien", Syberbergs "Hitler" und Faßbinders "Lilli Marleen" hat Saul Friedländer Anfang der 80er Jahre vom "Wiederaufleben einer gewissen Attraktivität des

Nazismus" gesprochen. Es handelte sich um Filme und Bücher, die eine bestimmte Faszination an faschistischer Ästhetik, an Aufmärschen, Stiefeln, Uniformen, Gewalt und Unterwerfung transportierten, und dies nicht immer mit der hehren Absicht, das Verdrängte zugänglich zu machen und zu bearbeiten. Friedländer zitierte aus einer französischen Filmbesprechung mit dem Titel "Le fascisme à la mode": "Ihr alle, die ihr euch im modischen Okkupationsstil kleidet, die ihr von den Nazis fasziniert seid und euch im Takt von 'Maréchal nous voilá' wiegt, seid nicht willens, einzugestehen, daß morgen wieder alles



Schuhkollektion „Evita"

von vorne anfangen könnte. Alles steht bereit, und darum gibt es Grund, sich vor etwas an diesem giftigen Frühling zu fürchten, der sich mit seinem kitschigen Rauschgoldbehang abmüht, von einem der grauenhaftesten Verbrechen der Geschichte freizusprechen."

In den meisten Medienäußerungen zu EVITA wird die Frage, um was für ein Regime es sich denn bei der strahlenden Regentschaft von Evita und Juan eigentlich gehandelt habe, geschickt umgangen: Die Frauenzeitschrift "Gala" glänzt hier mit den schönsten Umschreibungen: "First Lady", "Präsidentenfrau", "Landesmutter", "Botschafterin des Charmes". Daß Perón Argentinien nach dem Modell des faschistischen Italien zu formen versuchte und daß er ein glühender Hitler-Verehrer war, der nach dem Krieg Tausenden von deutschen Nazis Zuflucht gewährte, wird mit keinem Wort erwähnt. Um so verblüffender ist es, wenn "Gala" geheimnisvoll andeutet: "Bei allen offiziellen Auftritten verstand es Eva Perón, persönlichen Charme für ihre ehrgeizigen politischen Ziele einzusetzen. Aber bis heute weiß man nicht genau, woher, woher das Geld für ihre großzügigen Spenden kam."

Genau weiß man es tatsächlich nicht. Aber die Hinweise sind deutlich: "Aus US-Dokumenten aus dem Jahr 1945 geht hervor, daß die Nazis während des zweiten Weltkriegs heimlich mehr als 1 Billion US-Dollar nach Argentinien verschoben haben." (Reuters-Meldung vom 3.12.96) Es wird vermutet, daß der größte Teil dieser Gelder auf das Konto von Eva Perón transferiert wurde. Die Perón-Clique verdiente auch an dem schwunghaften Transfer von Nazi-Größen nach Südamerika. Als Gegenleistung für insgesamt 7.500 neue Pässe und Gastrechte im argentinischen

"Auslandsgau" gingen nach dem Krieg 60 Millionen Dollar in Peróns eigene Tasche.

Argentinien ist das Land, das die meisten Nazi-Kriegsverbrecher aufgenommen hat. Der KZ-Arzt Josef Mengele reiste am 20. Mai 1949 unbehelligt in Argentinien ein. Obwohl für seine Ergreifung 3,5 Mio. Dollar ausgesetzt waren, lebte er mehrere Jahre lang unter seinem richtigen Namen in Buenos Aires. SS-Offizier Erich Priebke hielt sich von 1948 bis zu seiner Auslieferung an Italien in der südargentinischen Küstenstadt Bariloche auf. 1960 entführte der israelische Geheimdienst Adolf Eichmann aus Argentinien. Er hatte damals eine führende Stellung bei der Mercedes-Vertretung in Buenos Aires.

Eins ist sicher: Perón ist nicht Hitler, Eva Duarte ist nicht Eva Braun und der argentinische "socialismo nacional" ist nicht deckungsgleich mit dem deutschen Nationalsozialismus. Gerade das macht offensichtlich den Peronismus geeignet, in seiner medialen Inszenierung als "der menschlichere Faschismus" durchzugehen. In dem Kult, der in Argentinien um sie getrieben wird, vertritt Evita sozusagen den Astralleib des peronistischen Regimes: ihr gehört die Reinheit und Unschuld, das schmutzige Geschäft war - wenn überhaupt - Sache des Gatten. Auf diese Weise wirkt Evita als Integrationsfigur für ein weites politisches Spektrum: eine Faschistin, die auch für die Linke akzeptabel ist. Der Film organisiert diese Verschmelzung von links und rechts - wie sonst? - als Liebesgeschichte. Antonio Banderas, der den "Che" spielt, sagt von dieser Figur, daß sie als "Stimme des argentinischen Volkes" eine "brechtische" Distanz in den Plot einfüge. Tatsächlich ist diese Agentur des linken schlechten Gewissens im Film geradezu überpräsent. Doch am Ende kommt es ganz unvermeidlich zu der zarten Tango-Episode, in der rechts (Evita) und links (Che) sich kußtechnisch vereinigen.

Weil EVITA anstelle von zackigen Aufmärschen wogende Demonstrationsszenen und statt Sadomaso kulturell wertvolle Tango-Erotik zeigt, funktioniert der Film als libidinal überzeugende Alternative zu der schwülstigen Nazi- und Kollaborations-Ästhetik, die die Tabubrecher-Filme der 70er und 80er Jahre charakterisiert hat. Faschismus wird hier nicht als Ausdruck unheimlicher und dunkler Lockungen präsentiert, sondern als glamourös-exotische und in Richtung auf einen allgemeinen Totalitarismus-Schick entpolitisierte Machtparty. Wenn EVITA den Faschismus in das Repertoire des großen Kino-Melodrams integriert, dann geschieht das auf die sanftestmögliche Weise: "Che", der gute Linke, begleitet uns, und der Faschismus, mit dem wir uns anfreunden, ist nicht der Faschismus der Nazis und der KZs, sondern der bunte, "südamerikanische" (oder was der Gringo dafür hält) Operettenfaschismus der Generäle und Gefühle. Viel zu lang hat die Kulturindustrie die Augen davor verschlossen, wie toll es ist, von Präsidentenpalastsbalkonen herabzusingen, die Massen aufzurühren und mal diesem Armen ein Radio, mal jenem ein Paar Schuhe zu schenken.

Madonna selbst, die ja als progressive Künstlerin gehandelt wird, hat offensichtlich keine Scheu, am Bild von der guten, wohltätigen und feministischen Evita Perón auch dann mitzubasteln, wenn sie damit faschistische Mythen reproduziert. Der weltweite Kinostart von EVITA fand am 20. Dezember in Italien statt. Madonnas Reise von London nach Rom sollte auf die "Regenbogen-Mission" anspielen, eine Propagandareise durch Europa, die Eva Perón kurz vor ihrem Tod unternahm. Bei Madonnas Aufenthalt fehlten jedoch nicht nur die Tomatenwürfe der Kommunisten, auch die Papstaudienz mußte ausfallen. Der Vatikan erklärte, er habe besseres zu tun, als den "historischen" Besuch Madonnas entgegenzunehmen. Auch die Pressekonferenz im römischen Hotel Hassler war als Wiederholung eines mythischen, selbst schon inszenierten Ereignisses angelegt: Diesmal ging es darum, eine Filmszene nachzuspielen: die "legendäre" Pressekonferenz aus Fellinis "Dolce Vita". Zwar fehlte Marcello Mastroiani, doch dafür meldete sich ein Herr zu Wort, der Mussolini für sehr viel interessanter als Perón hielt, auch für ein Musical, möglichst mit Madonna in der Rolle der Claretta. Auch Neofaschisten des Movimento Sociale Italiano haben EVITA als politische Positionierung verstanden und demonstrierten auf Spruchbändern ihre Verehrung nicht für Madonna, sondern für den Peronismus.

EVITA - Arbeit am Mythos

Mythen berichten von einer "Ur-Zeit", in der die Gegenwart begründet wurde. So bildet die Geschichte Che Guevaras die Ursprungserzählung des revolutionären Kuba und die "Evita"-Story den gemeinsamen Bezugspunkt der unterschiedlichen peronistischen Strömungen in Argentinien. Natürlich sind diese Mythen, so handgemacht sie auch aussehen, Produkte einer komplexen ideologischen "Arbeit am Mythos", Ergebnisse einer berechneten und massenmedial unterstützten Imageproduktion. Trotzdem gibt es etwas, das diese Mythen von den Kino-"Mythen" Hollywoods oder von unseren "Mythen des Alltagslebens" unterscheidet. Es handelt sich um ihre kollektive Verbindlichkeit: "Che" bzw. "Evita" sind Wahrheiten, die innerhalb der kubanischen Nationalmythologie bzw. im peronistischen Argentinien außer Frage stehen und die entsprechenden Kollektive mitkonstituieren, während sie in anderen Zusammenhängen lediglich als Idol, als Marken- oder Modezeichen funktionieren.

Einen Mythos vom Kaliber "Evita" konnte sich die Kulturindustrie natürlich nicht entgehen lassen: "Sie kam aus dem Nichts und sie starb jung - eine unschlagbare Kombination" (New York Times). Schon das Musical „Evita" von Sir Andrew Lloyd Webber, dem die Welt auch „Jesus Christ Superstar" (1971), „Cats" (1981), „Phantom of the Opera" (1986) und die Olympiahymne „Amigos para siempre" (Barcelona 1992) verdankt, war ein easy success. Doch während das Musical sich damit begnügte, die schönsten Evita-Mytheme mit reichlichem 40er-Jahre-Glamour zu verquirlen, gelingt es dem EVITA-Film, einen neuen Mythos zu konstruieren, der vor allem sich selbst zum Inhalt hat. EVITA ist ein Film, bei dem das "Making of..." eindeutig vor dem fertigen Produkt rangiert. So arbeitete die planetarische Werbe- und Medienkampagne, die dem Kinostart von EVITA vorausging, von Anfang an am Mythos vom "schwierigen Film": "Einen Film wie Evita zu machen, das ist nur geringfügig einfacher als Argentinien zu regieren." (Los Angeles Daily News) Doch die vielbeschworene Gefährdung der Dreharbeiten in Buenos Aires durch wildgewordene Peronisten beschränkte sich offenbar auf einige "Es lebe Evita, Madonna raus"-Graffitis. Statt dessen auch hier, wie überall, die üblichen Madonna-Huldigungen: In ihrem in Vanity Fairs abgedruckten Filmtagebuch beschwert Madonna sich über den Fan-Lärm vor ihrem Hotel: "Alle sind arbeitslos - niemand muß morgens aufstehen... Bloß weil ich in einem unzivilisierten Land festsitze, heißt das doch nicht, daß ich nicht ein bißchen Spaß haben kann." Dafür hätte sie natürlich durchaus ein paar faule Eier verdient.

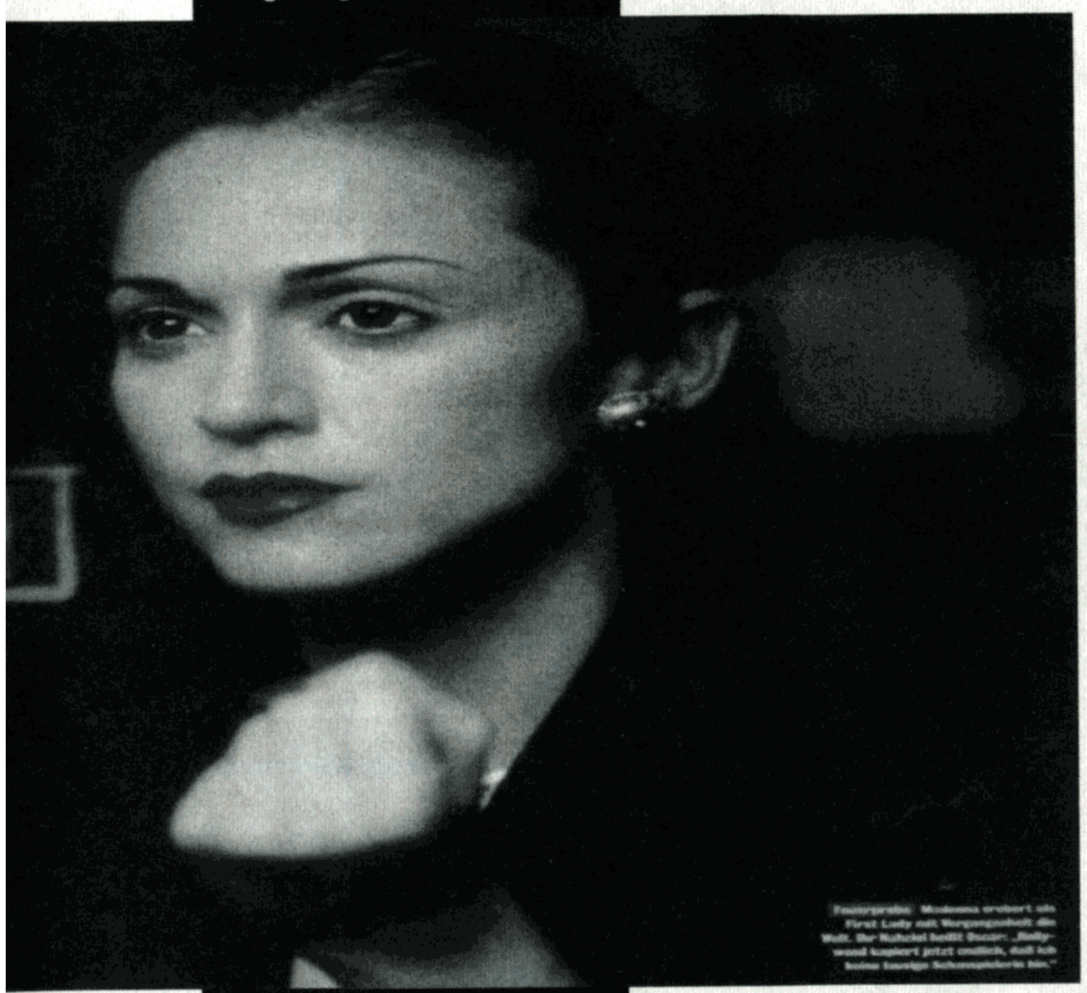
MADONNITA, das Wesen aus dem Mythenquirl

Was Madonna dem Filmmythos EVITA hinzufügt, ist nicht nur reine Celebrity. In ihren Interviews hat Madonna immer wieder ihre innere Verwandtschaft mit Evita betont: "Vor allem kann ich mich mit dem Mut und der Kraft identifizieren, die jemand brauchte, der daher kam, wo sie herkam, um etwas aus ihrem Leben zu machen ... Sie hat so viele Menschen beeinflußt, sie hatte eine Reihe großer Sachen gemacht und sie hat mit nichts angefangen. Auf dieser Ebene kann ich mich zu ihr in Beziehung setzen."

Doch Polit-Ikone Evita und Pop-Ikone Madonna haben nicht nur den "märchenhaften" Aufstieg ("Ich fühle mich wie Aschenbrödel", sagt Madonna) eines "material girl" zur First Lady bzw. zum Superstar gemeinsam. Der "geheime" - als solcher immer wieder neu enthüllte - Kern der Identifizierung von Madonna und Evita liegt in der "Widersprüchlichkeit" dieser beiden öffentlichen Personen. Regisseur Parker drückt es vorsichtig aus: "Die Sache mit Madonna ist, daß sie so bekannt ist. Sie ist eine Ikone, und, die Leute haben Ansichten von ihr, dafür und dagegen, ungefähr so, wie die Leute unterschiedliche Ansichten zu Eva Perón haben." Madonna selbst sagt deutlicher, worin diese Ambivalenz besteht: "Viele sehen Eva Perón entweder als eine Heilige oder als Verkörperung des Satans. Das bedeutet,

EVITA. Madonnas ergreifendes Passions-Spiel entfachte weltweit einen Medien-Kult. Ab Freitag kann man endlich auch bei uns der Evitamania frönen.

daß ich mich definitiv mit ihr identifizieren kann."
Eva Perón hat die merkwürdigsten Projektionen auf sich gezogen. Die Zensur der Partei betraf nicht Eva Peróns niedrige Herkunft, auf die sie selbst stolz war, aber sie versuchte jede Erinnerung an ihre Zeit als Schauspielerin auszulöschen. Doch als Doppelung der peronistischen Heiligenlegende von Evita,



der Maria Magdalena der Armen und Entrechteten, entstand bald der Mythos von Evita, der Hure und verschlagenen Karrieristin. Eine Biographie beschreibt sie, seltsam entrückt, als "himmlische Mutter", aber auch als "Frau mit der Peitsche". Und die argentinische Psychoanalytikerin Marie Langer berichtet sogar von einer vampiristischen Variante dieser "dunklen" Evita: "In einem antiperonistischen Viertel in Buenos Aires warnte man zu dieser Zeit davor, kleine Kinder in Krankenhäusern oder Ambulanzen zu bringen - denn Evita brauche für ihre Genesung deren Blut..."
Im EVITA-Marketing verschmelzen Madonna und Evita zur mythischen Mischperson "MADONNITA". Mit dieser lustigen Wortverdichtung eröffnet zumindest "Gala" ihre 30seitige EVITA-Strecke. Madonna hat ihren persönlichen Madonnenkult immer schon als Doppelung von Heiliger und Hure, von Verrufenheit und Unschuld betrieben. Dieses Spiel mit den angst/lustbesetzten Standardklischees männlicher Wahrnehmung konnte bis zu einem gewissen Grad als subversive Strategie der sexuellen Selbstbestimmung und der Auflösung von Geschlechtszuschreibungen aufgefaßt werden. EVITA allerdings markiert das definitive Ende der "subversiven" Madonna. Hier sind männliche Klischees von der Heiligen Hure tatsächlich nur männliche Klischees von der Heiligen Hure und die katholische Kreuz-Erotik der Videos und Plattencover schlägt um in die banale Reproduktion des Märchens von der "Schlampe", die den "richtigen Mann" findet und es zur "First Lady" bringt. Das entspricht nicht nur der Aschenbrödel- und Sterntaler-Mythologie der Frauenzeitschriften, sondern auch der Sexualmythologie des Männermagazins DER SPIEGEL. Den Phantasien, die dort zuhause sind, bietet die Mischperson "MADONNITA" eine perfekte Projektionsfläche. Reporter Schnibben läßt Madonna "auf einem dieser hochbeinigen Stühle" sitzen und sich über einen "kleinen Handventilator" amüsieren, der "aussieht wie ein Vibrator mit Flügeln". Trotz "hochgeschlossenem Kostüm" sitzt sie "so breitbeinig herum, daß man die Farbe ihres Slips erkennt". Madonna, die hier eindeutig den Huren-Anteil von "MADONNITA" zu vertreten hat, wird als "eine kleine Schlampe" präsentiert, "die in Unterwäsche durch Nachtklubs zieht", als "verschmiertes New Yorker Straßengirlie". Als Evita strahlt sie "den kühlen Sex einer Präsidentengattin" aus, aber dann bricht doch wieder Madonna durch und lacht "dreckig wie ein Straßenmädchen". Und schließlich, sein Interesse an der Farbe des Slips einfühlsam ins Interesse an der "Frauenbefreiung" wendend, erklärt Schnibben noch, Evita helfe Madonna, "nicht länger eine Gefangene ihrer Unterwäsche zu sein".

The Face of Evita - der kühle Look der Macht

"Ich bete diesen 40er-Jahre-Stil an, diese Schulterpolster", sagte die Schauspielerin Tippi Hedren nach der Vorpremiere in Los Angeles. "Das ist der Look einer Frau an der Macht."

"Evita" ist natürlich ein toller Name für ein Kino-Märchen. Ein bißchen erinnert er an "eviva!" und „Dolce Vita", ein bißchen an Vitamine und "Vitakraft". Eigentlich hört sich das gesund an. Aber Evita wird krank und stirbt. Gesundheit kann also nicht gemeint sein, wenn gesagt wird, daß der "Film vor Kraft strotzt". Bei den Gefühlen, mit denen er uns "vollpumpt", handelt es sich offensichtlich um den Genuß der Macht - oder zumindest das Vergnügen am Abglanz der Macht, der für Frauen wie Soraya, Imelda, Jackie, Hilary (oder wie wäre es mit Hannelore: viele Musicals wären da noch zu schreiben) abfällt. Dieser Glanz ist meßbar in Pelzen, Juwelen und Schuhen. Evita hatte von allem genug. Eine österreichische Illustrierte zählt "358 Pelzmäntel, Hunderte von Roben, vorrangig von ihrem Lieblingsdesigner Dior und 576 Goldbroschen." Kurz: Eva Perón war behängt wie ein Weihnachtsbaum. Sie pflegte zu sagen: "Perlen sind für fette Leute, Diamanten für die glücklichen", eine andere Version von "Diamonds are a girl's best friend".

Während es beim Teilen der Macht regelmäßig Schwierigkeiten gibt, kann "The Face of Evita" fast jede/r erwerben: In den Salon von Bergdorf Goodman, der die neuen geschmeidigen Migräne-Knoten à la Evita anbietet, platzen schon die Kundinnen herein und fragen: "How can I achieve that look?" In den Bloomingdales-Kaufhäusern wurden am 1. Dezember Evita-Fashion-Stores eingerichtet. Modedirektor Kal Ruttenstein verspricht, daß Evita dort allgegenwärtig sein wird. Die Evita-Schmuck-Collection von Carolee bietet eine Kopie der 5-fädigen Perlenkette, wie sie Madonna trägt. Wenn Evitas Perlen gut gehen, könnten sie Jackie Onassis' zweifädige Perlenkette ersetzen, die die Dreier-Version von Barbara Bush verdrängt hat. Währenddessen kommt Estée Lauder passend zum Trend mit einer neuen Make-up-Linie auf den Markt: "Porzellanteint, schmal gezupfte Augenbrauen und knalliges Rot für Lippen und Nägel sind der Hit der Saison." (GALA)

Zuletzt noch die ideologiekritische Vermutung: Auf die Krise des Wohlfahrtsstaats reagiert die Kulturindustrie mit dem verzuckerten Bild der wohltätigen Evita. Ordentlich dereguliert holt man sich Sozialleistungen nicht mehr bei der zuständigen Behörde ab, sondern hofft, daß die charismatische Landesmutter den Sparkurs von Vater Staat mit ein paar Almosen ausgleicht. Doch wozu halbe Sachen machen. Die schönste Sparformel wird immer noch Che Guevara zugeschrieben: *„Hiermit schwöre ich, keinen Zucker mehr zu essen, bis der Imperialismus überwunden ist."* +

von Annett Busch

Hier verläuft die Suche nach der Wüste im Sand

Tanger nonstop. Geschichten aus 1001 Stadt
Ein Film von Jochen Kraus und Florian Schneider,
93 min., BRD 96

Der Mythos

Wie sich annähern? Tanger ist nicht nur Stadt. Da ist vor allem ein Name, Bilder, Sehnsüchte, Geschichten und Kolonialgeschichte, Rauschzustände, Beat-Poeten, Bowles und Burroughs, Genet und Gysin, Wortgebilde - die Realität findet meistens anderswo statt. Der Mythos wird weiterhin belebt von Blicken, die Europa auf die Schnittstelle zum afrikanischen Kontinent hin wirft.

Mit verschiedenen Brennweiten tastet sich der Blick von außen an der Oberfläche der Fassaden entlang. Straßenbilder rauschen vorbei, von denen nicht mehr als einzelne Farben bleiben. Der Blick derer, die ankommen. Die Fahrt verlangsamt sich, und die Kamera folgt den verwinkelten Gassen der Medina. Später dann, wenn der Film ausläuft, verwischt die Klarheit wieder in den Unschärfen der Grauschattierungen. Der Blick aus dem Zug, der Blick derer, die sich wieder wegbewegen. Dazwischen liegt eine Reise wider den Mythos. Geschichten, die mit Bildern brechen, schichten sich über Bilder, die den Vorstellungen widersprechen. Zurück bleiben Momente des Verstehens. Andere Namen, andere Geschichten und andere Sehnsüchte.

Die Wahrheit

„As no two people see the same view along the way, all trips from here to there are imaginary. All truth is a tale, I'm telling myself."
("Kastrierte Philosophen". Aus Brian Gysins Roman „The Process")
Wer spricht wie an welchem Ort? Versatzstücke aus Brian Gysins Roman „The Process". Die „Kastrierten Philosophen" haben sich zusammen mit den Filmemachern zu dem Ort begeben, an dem die Texte zu ihrem Album „Soldier" entstanden sind. „Who am I indeed? ... Everyone whoever has loved me is here. I am in Africa. Home", spricht Katrin Achinger noch am Flughafen. Später wird Matthias Arfmann sie fragen: „What kind of experience is the desert?" Suche, die keine ist. Sich selbst entlarvende Identitätsfragerei und Sätze, die mehrere Zeitebenen überspringen. Philosophische Fragmente und Zuschreibungen verlieren sich in den Straßen von Tanger und im Alltag derer, die hier wohnen und bleiben. Erklärt wird nicht oder anders: die Struktur der Bilder erklärt sich selbst. Das Nebeneinander von Einstellungen und Szenen wird nach und nach zum Gegeneinander. „There is no love. There are no brothers." Die Sehnsucht nach der Wüste verläuft sich in ihrem eigenen Klischee. Eine vage Vorstellung vom Patriarchen Gysin entsteht, während der ehemalige Teemeister aus Gysins Restaurant erzählt, wie der Maler und Schriftsteller jeden Abend sein Lokal betrat, die Jungs herumkommandierte und sich feiern ließ. In dem einst legendären Ort verhallt die Stimme des Teemeisters in den leeren, hohen Räumen und gleichzeitig macht die Geschichte den Ort zu einem anderen.

Tanger, Gran Socco

Der Schriftsteller Jürgen Ploog sitzt auf dem Balkon eines Restaurants und liest Paul Bowles. Die schwere, fast sarkastische Stimme wirkt wie ein Fremdkörper, vielleicht ist es auch der bayerische Akzent, der helle Mantel, der Hut. Der selbstverliebte Blick auf die Straße, der sich in Worten versucht, ist bereits an anderen Bildern abgeprallt. Ploogs Tagebuchauszug erzählt weniger von sich selbst, als von der Illusion einer möglichen Beschreibung.

Der Übergang

Aus dem Dunkeln heraus blickt die Kamera auf zwei europäisch gekleidete Gestalten, Katrin Achinger und Matthias Arfmann, wie sie die Langeweile mit einem Würfelspiel vertreiben - die Zeit gewinnt an Bedeutung und verändert ihren Rhythmus. Die Kamera konzentriert sich auf die Würfel, der Ton bleibt derselbe und erst ein paar Momente später realisiert man, daß sich die Situation um die Würfel herum geändert hat. Die Konturen des Schwarz-Weiss haben sich verschärft. Da sitzen wieder zwei vor einem Fenster, im Hintergrund verschwimmt die Ahnung von Meer. Das helle Licht des draußen bricht sich mit der Verborgenheit des Innen und läßt von den beiden Männern nur die Umrisse erkennen. Nach und nach gewinnt man ein Gespür für die unterschiedlichen Ausdehnungen von Zeit. Der eine fängt an zu fragen, ob der andere noch nach drüben fahren würde, ob er noch Leute rüberbringen würde. Gefährlich sei es geworden, kleine Boote seien vor der spanischen Küste gekentert.

So einfach ist es nicht, europäischen Boden zu betreten. Was das kosten würde. Später dann werden sie sich einigen. Die Geschichte einer möglichen, bevorstehenden, ersehnten Flucht fügt sich ein, nicht beiläufig, eher selbstverständlich. Ihre Bedeutung gewichtet sich selbst. Das Theoretisieren um die Vermittelbarkeit dieser Geschichten unter Begriffen wie „Abschottung der Grenzen“ oder „Festung Europa“ und die Frage nach Bebilderung oder Bildern findet eine mögliche Darstellung in einer einzigen langen Einstellung während das rhythmische, eintönige Klirren der Würfel noch lange nachhallt. Mit dem Schnitt von Würfelspiel zu Würfelspiel hat ein Wechsel der Perspektive stattgefunden. Der Ort der Zuschreibung und Sehnsüchte hat sich geändert. Tanger ist nicht länger sagenumwobener Mythos, sondern Realität, vor der andere fliehen wollen. Die Hoffnung liegt in Europa.

Die Schärfeverlagerung

23.10.1969
„Einer von den Gästen hat einen Photoapparat bei sich. Er macht mehrere Bilder von uns. Sobald Genet mit der Folkloretruppe photographiert wird, sieht er fröhlich aus. Aber kaum wird er mit einem Ausländer geknipst, macht er ein mürrisches Gesicht. (...) Auf der Straße sagt Genet:
- *‘ War diese Gruppe nicht wunderbar? ’*
- *‘ Sicher, aber ich mag so etwas trotzdem nicht.’*
- *‘ Wieso? ’*
- *‘ Weil sie primitiv sind. Ich hasse alles Primitive.’*
- *‘ Und was mögen Sie? ’*
- *`Mozart, Beethoven, Tschaikowski, Berlioz...’*
- *`Sie scheinen ganz schön verwestlicht zu sein.’*
- *`Möglich.’*
- *`Ich für meinen Teil mag lieber die Gnawa. Ich komme mir wie einer von ihnen vor. Sie sind phantastisch.’*

(aus: Mohamed Choukri: „Jean Genet und Tennessee Williams in Tanger“)

Die Faszination ist eine wechselseitige Beziehung, der Mythos verschiebbar, anwendbar auf das jeweilige Unbekannte. Mohamed Choukri mit der Zeitung unterm Arm auf dem Weg zur Rundfunkstation, um seine allwöchentliche Geschichte vorzutragen. Die Kamera wirkt wie zufällig anwesend, Choukri wie ein zufälliger Passant. Eine beiläufige Straßenszene. Das Bild verschweigt den Intellektuellen als Fremdkörper, der sich ästhetisch einfügt, während die „Kastrierten Philosophen“ mit ihrer dezenten Tropenbekleidung ästhetisch herausfallen. Während die einen allein durch ihre Erscheinung einen bestimmten Blick repräsentieren, verschwindet der Blick des anderen hinter seiner Erscheinung. Das Bild scheitert immer am Erleben. An anderer Stelle steht Choukri am Socco chicco und beschreibt den Aufstand gegen die spanische Kolonialmacht. Oder er erzählt, wie der Friedhof zum Zufluchtsort und Ruhepol für ihn würde. In seiner Geschichte, die er im Radio verliest, beschreibt er wiederum diejenigen, die seine Stadt als Zufluchtsort aufsuchen, diejenigen, deren Städte nicht am Meer liegen.
Der Geschichtenerzähler Mohammed Mrabet fordert hingegen diejenigen hinter der Kamera auf, nachdem er einen Hammel mit viel Mühe und Arbeit geschlachtet hat: „Filmt die Teile des Fleisches und eßt sie.“

Bilder schieben sich zwischen die Worte und Worte zwischen die Bilder, sie umkreisen sich gegenseitig, schließen einander ein, befremden, öffnen sich wieder, widersprechen sich und zerstören jegliche Eindeutigkeit. Doch zwischen den

Worten ergibt sich auch eine Form der Schärfeverlagerung.

„Andererseits können wir das affektive Leben des Kolonisierten in mehr oder weniger ekstatischen Tänzen sich erschöpfen sehen. Deshalb muß eine Studie über die koloniale Welt unbedingt das Phänomen des Tanzes und der Besessenheit zu verstehen suchen. Der Kolonisierte entspannt sich in diesen Muskelorgien, die seine schärfste Agressivität und seine unmittelbare Gewalttätigkeit kanalisieren, verwandeln und ableiten. Im Kreis des Tanzes ist alles erlaubt. Er beschützt und ermächtigt. Zu festgesetzten Stunden, an festgesetzten Daten finden sich Männer und Frauen an einem gegebenen Ort zusammen und werfen sich unter dem strengen Auge des Stammes in eine scheinbar ungeordnete, in Wirklichkeit aber streng geregelte Pantomime, wo sich auf vielfache Weise - Neigungen des Kopfes, Krummen der Wirbelsäule, Zurückwerfen des ganzen Korpers - handgreiflich die grandiose Anstrengung eines Kollektivs äußert, sich durch Exorzismen zu befreien und auszudrücken.“
(Frantz Fanon, „Die Verdammten dieser Erde“)

Die eine Szene paßt nicht ganz neben die andere, und doch ist genau das der Grund, warum sie paßt.
Das Rattern des Zuges legt sich über eine Landschaft, die sich in die Körnigkeit der grauschattierten Oberfläche zerlegt. Es war nur ein Film, vielleicht auch ein Experiment, das sich ein neues Märchen von der Wahrheit erzählt - doch dazwischen hat sich viel ereignet. Und vielleicht ist das eine mögliche Form der Annäherung. ✸

Kinostart: April, Hamburg, 3001; danach andere Städte (siehe Presseankündigung)

Alexander Rodschenko
Das Filmauge

Retrospektive sowjetischer Regalfilme aus der Zeit des Kalten Krieges

Dokumentarfilme sind klüger

Das 12. Münchner Dokumentarfilmfestival findet traditionsgemäß am letzten Freitag im April und in der ersten Maiwoche statt. Vorgesehen ist eine Retrospektive zur Filmproduktion des Sankt Petersburger, ehemals Leningrader, Studios für Dokumentarfilm, das 1932 gegründet worden ist. Zu der Arbeit des Studios sagt Hans-Joachim Schlegel: „Wichtige Voraussetzungen für diese besondere Kreativität war sicher, daß in dieser einstigen Hauptstadt des nachpetrinisch-zaristischen Rußlands, die sowohl „Tor zum Westen" wie auch „Wiege der Revolution" war, schon immer ein frischerer Wind als anderswo im russischen beziehungsweise sowjetischen Imperium wehte. Und sie beförderte eigentlich auch stets ein geistig-kulturelles Klima, das selbst unter totalitären Bedingungen noch eine Vielzahl Nischen ließ, aus denen dann in Zeiten nachlassenden Drucks früher und bunter als anderswo im Lande viel Mutiges und Überraschendes kam." Wir haben mit der Initiatorin des Festivals, Gudrun Geyer, die noch tief in den Sichtungsarbeiten steckt, über ihr diesjähriges Programm gesprochen.

Kannst du das Programm, das uns 1997 auf dem Dokumentarfilmfestival erwartet, schon genauer umreißen?
Das internationale Programm wird wie im letzten Jahr unterteilt sein in Wettbewerbs- und Informationsprogramm. Das Wettbewerbsprogramm wird aus etwa 25 langen Filmen bestehen. Im Informationsprogramm laufen die kleineren Filme, aber es ist vom Umfang her praktisch das gleiche. Fünfzig, sechzig Filme haben wir im internationalen Programm, das ist schon toll. Ich zeige ausschließlich Filme. Alle anderen Festivals, die ich kenne, nehmen auch Videos ins Programm. Ich leiste mir noch diesen Konservatismus. Ich bin der Meinung, daß es nicht egal ist, auf welchem Material ich drehe, sondern daß es den Stil, die Ästhetik und auch die Aussage des Films prägt. Schon bei der Konzeption eines Films muß viel gründlicher und durchdachter gearbeitet werden, viel Recherchearbeit geleistet werden. Beim Video fährst du irgendwo hin, nimmst drei Tage lang vierundzwanzig Stunden auf, und am Schneidetisch entsteht dann erst der Film und die Konzeption des Ganzen. Dort siehst du erst, was du für eine Ausbeute hast. In der Regionalschau, in der neue Filme aus Bayern laufen, bin ich allerdings jetzt gezwungen, das Festival für Video zu öffnen, weil sich das Angebot so verknappt hat. Im bayerischen Raum entsteht fast nichts mehr auf Film und wenn, ist es meistens so gut, daß es ins internationale Programm gehört.

Was erwartet uns denn thematisch in diesem Jahr in der Retrospektive?
Die Retrospektive über das Sankt Petersburger Dokumentarfilmstudio hat sich eigentlich über meine guten Kontakte dorthin entwickelt. Ich habe vor drei Jahren die Retrospektive über Alexandr Sokurov gemacht und

darüber die Leute dort kennengelernt. Sokurov hat insbesondere in den letzten zehn Jahren in diesem Studio gearbeitet und Unterstützung bekommen. Doch es geht mir diesmal nicht um die letzten zehn Jahre, sondern um Filme aus den die 50er, 60er und 70er Jahren, wo sich Stil und Charakteristik dieses Studios herausgebildet haben. Im Moment ist das Studio dabei, das Material zu durchforsten, weil niemand einen Überblick hat. Es sind zwar Filmlisten da, aber für diejenigen, die jetzt dort arbeiten, sind das oft nur Titel. Ich denke, daß dort eine ganze Reihe von sogenannten Regalfilmen liegen, die durch die Zensur unterdrückt oder verboten waren. Da erhoffe ich mir einige Entdeckungen für uns und auch für das Studio selbst. Ende Januar fliege ich hin und mache eine Endauswahl.

Hast du schon ein Vorstellung, was du mitbringen wirst?
Geplant sind zwölf bis fünfzehn Vorstellungen mit circa 30 bis 40 Filmen in der Retrospektive. Außerdem möchte ich den neuen Leiter des Studios Anatolij Nikiforov einladen, dazu jemand aus der älteren Filmemachergeneration - da habe ich unter anderem an Michail Litvijakov und Viktor Semenjuk gedacht - und VertreterInnen der jungen Generation, zum Beispiel Anna Gaschina und Viktor Kossakovskij.

Wie wählst du aus? Gehst du zu den Filmen hin oder kommen die Filme zu dir?
Das ist unterschiedlich. Das Festival wird in Branchenzeitungen auf der ganzen Welt angekündigt. Das nehmen die FilmemacherInnen wahr, fordern die Unterlagen an und reichen ihre Filme ein. Dann muß ich sie mir natürlich auf Video angucken, was ich gar nicht gern mache, weil man einfach nicht den richtigen Eindruck bekommt. Ich fahre lieber auf andere Festivals und sehe mir die Filme auf der Leinwand an. Bei den eingereichten Filmen ist unglaublich viel Mittelmaß dabei, aber es sind auch immer wieder Filme darunter, die die anderen Festivals nicht erkennen.

Machst du die Sichtung allein?
Zum großen Teil. Ulla Weßler steigt wahrscheinlich im Februar erst richtig ein. Sie macht den gesamten Gästeteil. Die Hotelreservierungen. Die Unterbringung. Die Organisation der Jury und auch Pressearbeit. Den Katalog bereite ich selbst vor und das Programm auch. Ich nehme zwar Empfehlungen an, vergewissere ich mich aber immer noch selbst, ob ich den Film haben will oder nicht.

Wie ist das mit der Jury, was sind das für Leute?
Das wird in diesem Jahr mehr als in den letzten Jahren eine internationale Jury sein. Ich habe eine junge Frau vom Amsterdamer Dokumentarfilmfestival eingeladen, einen jungen Festivalmacher aus Gent, einen Filmkritiker aus der Slowakei und Tamara Trampe. Sie ist Filmemacherin und Mitarbeiterin in Leipzig. Dazu kommen noch zwei Juroren vom Bayerischen Rundfunk, der bei der Kür seines Preises ein Wort mitreden will. Schließlich werden ja immerhin 20 000 Mark und eine Option auf die nächste Produktion vergeben.

Gibt es bestimmte Kriterien, die du im Kopf hast, wenn du dir einen Film ansiehst und nach denen du auswählst?
Nein. So individuell, wie die Filme selbst sind, so betrachtest du sie auch und wägst ab, was an dem Film wichtig ist. Zum Beispiel ist es verpönt, Filme mit ausschließlich sprechenden Köpfen machen. Es gibt jedoch immer wieder Filme, die ausschließlich aus sprechenden Köpfen bestehen und aufgrund ihrer Thematik so wichtig sind, daß du dich entschließt, den Film reinzunehmen, trotz seiner konventionellen und eingeschränkten Machart. Den Film *Casadores de Utopias* beispielsweise fand ich unglaublich wichtig, an dem konnte man nicht vorbei, obwohl es eine Fernseharbeit war. Also habe ich ihn letztes Jahr ins Programm genommen. Hast du ihn gesehen?

Ein Film über die Zeit der Militärdiktatur in Argentinien, der die Menschen ihre Geschichte von Verfolgung und Folter direkt in die Kamera erzählen ließ?
Jäger der Utopie von David Blaustein. Er war jetzt noch mal im Wettbewerb in Amsterdam zu sehen.

Eine wichtige Funktion des Festival ist es offenbar, immer wieder etwas Neues zu entdecken?
Ja, neue Talente, neue Strömungen, neue Entwicklungen im Ästhetischen oder solche, die den intellektuellen Zeitgeist widerspiegeln.

Gibt es eine charakteristische Veränderung im Dokumentarfilm in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren? Schließlich sind die sprechenden Köpfe und der Kommentar weitgehend verbannt worden. Wie würdest du die Entwicklung beschreiben?
Für mich zeichnet sich ab, daß der oberflächlich politische Film, wie zum Beispiel der linke Film in den sechziger Jahren, so, wie er entstanden ist und auch epigonal weitergeführt wurde, immer marginaler wird. Der Dokumentarfilm, der für mich zählt und den ich aussuchen würde, der beschäftigt sich zwar auch mit Politik, aber auf einer sehr subjektiven Ebene. Er ist vielschichtiger, es ist nicht so schnell zu beurteilen, welchen Standpunkt der Filmemacher hat. Auch die Art und Weise, wie die Filme die Realität zeigen, oder wie sie sich damit auseinandersetzen, wie sie sie abbilden, ist vielschichtiger. Daß es Objektivität im Dokumentarfilm nicht gibt, ist für mich klar. Er ist ein Kunstprodukt, das die Realität zur Grundlage hat, ein Artefakt, durch und durch von demjenigen strukturiert, der ihn gemacht hat.

Und die Message?
Die Inhalte und die Methoden der Information, gerade auch die der Linken, sind hinterfragungswürdig geworden. Sie haben sich als zu flach, zu vordergründig erwiesen.

Könntest du ein Beispiel nennen?
Die Filme Anfang der 70iger Jahre. *Nah beim Schah* beispielsweise. Heute würde man ganz anders über solche Ereignisse berichten. Die linken Filme sind an den äußeren Erscheinungsformen kleben geblieben, und was darüber hinaus an Aufklärung geleistet wurde, ist durch den Kommentar geleistet worden, der polemisch oder zumindet sehr direkt kritisch war. Im politischen Film heute mußt du viel mehr nach der Message suchen. Es wird viel mehr unterschwellig an Subjektivität in die Filme gepackt, sei es durch die Montage, durch die Kameraarbeit, oder auch durch neue unterlegte, essayartige Kommentarformen. Was der Zuschauer daraus macht, liegt eigentlich ziemlich jenseits der Absicht des Filmemachers, und er will das wahrscheinlich auch offen halten. Ich glaube, daß dadurch heute die Möglichkeit besteht, mehr Leute für den Dokumentarfilm zu interessieren, weil er ein sehr nuancenreiches, ostzillierendes Gebilde ist. Jeder kann sich herausholen, was er möchte, und sich sein eigenes Bild machen.

Nähern sich die Bereiche Dokumentar- und Spielfilm einander eher an?
Sie nähern sich an, bessergesagt, sie waren eigentlich nie getrennt. Das war eine künstliche Trennung. Auch das Wort dokumentarisch ist eigentlich falsch. Aber die Kategorien jetzt abzuschaffen, finde ich auch falsch. Man muß das Ganze mit positiven Inhalten besetzen und etwas daraus machen, was nicht nur für ein paar Cineasten einen Wert hat, sondern was einen breiteren Zuschauerkreis anspricht. Der einzige Unterschied liegt darin, daß der Spielfilm mit Schauspielern arbeitet, während der Dokumentarfilm mit der Realität und mit Leuten, die sich selbst darstellen, arbeitet. Wie sie sich darstellen, ist egal.

12. internationales DOKUMENTARFILM FESTIVAL MÜNCHEN
25. April bis 4. Mai '97

streunen im Raum und in der Zeit

Entdeckung
Experiment
Engagement

Retro zur Produktion des Dokumentarfilmstudios Sankt Petersburg

Filmmuseum
Maxim
Rio-Filmpalast
Bibliothekssaal amGasteig

Leitung:
Gudrun Geyer,Trogerstraße 46
D-81675 München,Tel. 89-470 32 37

Sie können sich durchaus auch als Schauspieler, also künstlerisch, darstellen. Die Realität, die scheinbar objektive, wird sowieso vom Filmemacher total bearbeitet.

Was für eine Rolle spielt Geld im Dokumentarfilm?
Man braucht schon eine ganze Menge Geld. Es ist natürlich so, daß ein Spielfilm immer noch das Vielfache kostet. Das Verhältnis ist bestimmt eins zu zehn oder eins zu zwanzig oder noch krasser. Trotzdem sind die Summen nicht gering. 150.000, 200.000 brauchst du für einen gut recherchierten Dokumentarfilm. Dadurch, daß der Markt dafür praktisch nicht mehr existiert, ist die Situation natürlich schwieriger geworden. Der Spielfilm hat immer die Möglichkeit, irgendwo ins kommerzielle Kino zu kommen, aber der Dokumentarfilm ist auf Subventionierung angewiesen.

Wie sieht die Situation auf internationaler Ebene aus?
In Ländern, in denen für Kultur kein Geld da ist, und für eine alternative Information kein Bedarf und keine Gegenliebe besteht, ist es ziemlich aussichtslos. Video spielt dort eine sehr viel wichtigere Rolle. Ich werde auch deshalb im nächsten Jahr eine extra Videosektion für Dritte Welt Produktionen einrichten, denn ich sehe schon, was für eine Bedeutung die Geldfrage dort hat.

Hast du bereits einen Film gefunden, der dich so beeindruckt hat, daß er bestimmt im diesjährigen Programm laufen wird?
Ja, der neue Film von Raymond Depardon, *L`Afrique comment ça va avec la douleur.* Ein ewig langer Film von drei Stunden über Depardons vierjährige Afrikareise. Ich habe vor Jahren eine Retrospektive über ihn gemacht. Da lief *Fait divers - Vermischte Nachrichten*, ein Film über die Arbeit der Beamten des Polizeireviers im 5. Arrondissement in Paris und sein unglaublich ergreifender Film über San Clemente, ein Irrenhaus auf einer Insel vor Venedig. Er kommt eigentlich von der Fotografie her und ist ein sehr scheuer Typ, der sowohl Dokumentarfilme, als auch Spielfilme gemacht hat. Sein neuer Film ist eine Auseinandersetzung mit seiner bisherigen Arbeit und mit seinen frühen Spielfilmen über Afrika. Ich werde noch eine schöne 96er Produktion herholen. *Soul in the Hole* von Danielle Gardner. Der Filmtitel bezieht sich auf ein Streetballfestival. Es geht um eine afroamerikanische Straßenbasketballmannschaft und besonders um ein junges Supertalent, einen Schwarzen, der sonst im Leben nicht gerade gut zurechtkommt. Der Film ist etwas für ganz junge Leute, die sich für Sport, Ghettothematik und für amerikanisches Großstadtleben interessieren. Ein 16mm Film.

Man hat den Eindruck, daß der Dokumentarfilm durch die vielen Festivals an Medienpräsenz gewinnt.
Eigentlich gibt es nur drei größere Festivals in Deutschland: Leipzig, Duisburg und München.

Und die Freiburger, die machen nur Video?
Es war als Videofestival konzipiert und zwar für Dokumentar- und Spielfilm und seit diesem Jahr wurde es auch für Film geöffnet. Die OrganisatorInnen sagen, es habe keinen Sinn mehr, auf Video als Medium zu beharren, weil es sich gar nicht so spezifisch entwickelt hat. Viele Videofilme seien einfach nur verhinderte Filme und umgekehrt. Als Video aufkam, hieß es, diese Entwicklung würde das Bild vollkommen verändern. Aber die Ästhetik war unglaublich begrenzt und in fünf, sechs Jahren hatte sich alles entwickelt, was zu entwickeln war. Es ist ein Massenmedium. Jeder kann eine Kamera in die Hand nehmen, filmen, das Material zusammenschneiden und als Dokumentarfilm bezeichnen. Natürlich gibt es Situationen, in denen nur auf Video gedreht werden kann. In Kriegsgebieten beispielsweise. Aktuell und sehr nah an bestimmten Dingen dran zu sein, das ist die Stärke von Video. Es gibt immer zwei, drei Filme, bei denen ich bedauere, daß ich kein Video zeige. Aber das große Übermaß ist Riesenschrott.

Was ist dir in den 12 Jahren, in denen du jetzt das Dokumentarfilmfestival veranstaltest, am meisten auf die Nerven gegangen?
Ich bin wirklich privilegiert, ich muß mich mit niemand über meine Entscheidungen auseinandersetzen. Die Diskussion findet eigentlich erst später statt, mit dem Publikum auf dem Festival. Was mich wirklich am meisten nervt, ist das überwiegende Mittelmaß.

Das Münchner Dokumentarfilmfestival findet vom 25. April bis zum 4. Mai statt. ✓

Revolutionärinnen haben eine Geschichte

Transatlantisches Filmprojekt

Uruguay, Frauen im Widerstand, Gefängnis; BRD, Frauen im Widerstand, Gefängnis und wie sie hier und dort nach ihrer Freilassung ihr politisches und privates Leben bewältigen, das sind die Pfeiler eines Dokumentarfilmprojekts, dem nur noch der Titel fehlt.

Fotos: Katrin Seele

Eine kollektive Geschichtsaufarbeitung, die auf einer gemeinsamen, die Frauen beider Ländern verbindenden, Idee fußt: Mit Kamera- und Tonausrüstung im Gepäck sind Filmemacherinnen von hier nach Uruguay gefahren, um mit Genossinnen aus der Stadtguerilla Tupamaros über ihre Geschichte zu reden.
Wie hat ihre Politisierung, ihre Radikalisierung in den sechziger Jahren ausgesehen? Als die Diktatur sie dann als Staatsgeisel nahm und bis zu siebzehn Jahren in den Kerkern verschwinden ließ, wie haben sie da mit ihren Ideallen, mit ihrer Politik, überlebt? Wie sieht heute ihr Leben aus, geprägt durch eine Vergangenheit der Folter? Dann sind die Tupamaras, die sich nicht aus der Politik zurückgezogen, resigniert haben, in die BRD gefahren, um Frauen aus dem Widerstand bei uns nach ihrer Politisierung, nach ihren Knasterfahrungen und nach ihrer Geschichte zu fragen.
Das ist keine Abwicklung von Geschichte, keine Historisierung, sondern ein wichtiges hundertminütiges Dokument gelebter Frauengeschichte. Die Filmpremiere wird voraussichtlich im Frühjahr in Berlin sein. Wer an dem Videofilm interessiert ist kann sich an die „zweite Hilfe“ wenden. Beim Verlag Libertäre Assoziation erscheint ebenfalls im Frühjahr ein Buch mit dem Titel „Aber wir haben immer auf Leben gesetzt...“, herausgegeben von Monika Berberich und Irene Rosenkötter, darin berichten vierzehn Frauen aus Uruguay über ihre Politisierung, Verhaftung, Gefängnis, Folter, Freilassung und ihr heutiges Leben.

Der Tod ist nur ein anderer Aggregatzustand

„Ein kluger Kopf“, murmelten immer alle bewundernd, wenn sie dich kennengelernt hatten. „Lapidare Äußerung“ möchtest du sofort entgegenhalten und trotzdem trifft sie den Kern. Dickkopf, Querkopf, Elefantengedächtnis, absturzsicheres Computerhirn mit großem ROM, brillianter Redner, ironisches Grinsen beim Einseifen deiner KontrahentInnen. Und das immer auf der Höhe der Zeit, obwohl es dir in den letzten Jahren schwerfiel angesichts deiner Spastik, Stift und Computertastatur zu bedienen und als Wahlberliner in der Frankfurter Rundschau zu blättern.
Als du Anfang der achtziger Jahre ab und zu im Blatt oder in der Basis vorbeikamst, war die erste Frage meistens, kommst du gerade aus Mailand? Deine Sympathie und Hoffnung galt der linksmilitanten Bewegung der Arbeiterautonomie, der autonomia operaia. Als junger, undogmatischer Marxist, eine Klassifizierung mit der du nie so richtig einverstanden warst, aber gleichzeitig kokettiert hast, der die Frankfurter Schule rezipiert, die Anarchisten nicht vergessen hat und Che verehrte, ging dein Weg zwangsläufig weg vom München deiner Schulzeit ins Berlin der Hausbesetzerbewegung und der Zeitung für unkontrollierte Bewegung, *radikal.*
Du warst Gründungsmitglied und zum Schluß lebendige Geschichte im Berliner Ermittlungsausschuß. Ende der Achtziger kam dein Behinderten-Golf, mit dem du in den heißen Zeiten die Bullenketten durchkreuzt hast, von der Fahrbahn ab, da hattest du gerade bei Johannes Agnoli an der FU deine Doktorarbeit begonnen. Danach kamst du im Rollstuhl vorbei, deine HelferInnen im Schlepptau. Den Sommer hat es dich meistens nach München gezogen, und wir haben uns immer auf dich gefreut. „Von neuem beginnen - Mit Energie und fröhlicher Gelassenheit zur revolutionären Autonomie“ heißt deine letzte Veröffentlichung in einer Denkschrift zum siebzigsten Geburtstag von Johannes Agnoli mit dem Titel „Geduld und Ironie“, in der du uns und auch dir noch mal die Leviten liest: „Lapidar gesagt ist ein Merkmal der (west-)deutschen Autonomie Anfang 1995 immer noch die Individualautonomie. Zuweilen wird diese Autonomie auch verstanden als individuelle Vollautonomie gegenüber allem und jedem...“
Am 3. Januar 1997 bist du, *Roger Michael Wittmann,* in Berlin gestorben. Du warst ein 57er Zwilling und bist in Moos mit den Stones, die dir sehr viel bedeuteten, begraben worden. Du wirst uns fehlen.

Deine Rumfordler und alle FreundInnen und GenossInnen aus München

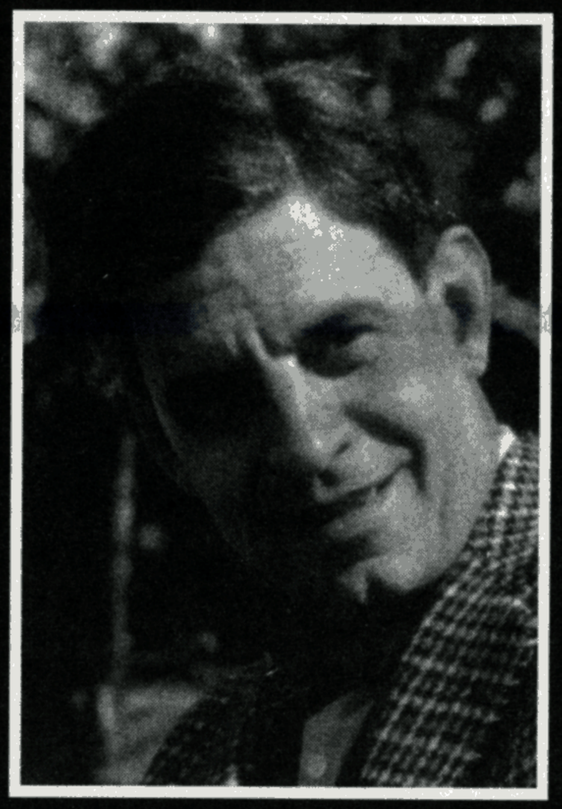
Objekt groß L

Elisabeth Roudinescos Biographie des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan

"Folisophie", das ist eines der unzähligen Wortspiele, mit denen Jacques Lacan die HörerInnen seiner Seminare bei Laune gehalten hat. Vielleicht läßt sich mit diesem Wort am besten bezeichnen, was er sein Leben lang getrieben hat: eine Art verrückte Wissenschaft oder verdrehte Philosophie, die den 'Diskurs des Unbewußten' und die 'Weisheit des Wahnsinns' ('foli-sophie') zur Geltung bringen wollte.

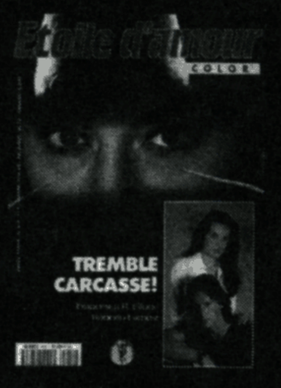
Den Zugang zu seinem Denken hat diese Liebe zum Wortwitz nicht unbedingt erleichtert. Anders als in Frankreich, Italien und Lateinamerika, wo es eine auf Lacan aufbauende psychoanalytische Praxis gibt, blieb in den deutschsprachigen Ländern die Lacan-Rezeption auf Randbereiche des geisteswissenschaftlichen Betriebs beschränkt. In den 80er Jahren bildeten sich dort merkwürdige Zirkel von schwarzgekleideten jungen Menschen, die wie kleine Theoriesatelliten um ein unaussprechliches Geheimnis namens "Lacan" kreisten und sich als Erkennungszeichen Begriffe wie "Name-des-Vaters", "Mehr-Genießen" oder "schräggestricher Anderer" zuwarfen. Doch der Charme solcher Seminare bestand vor allem darin, daß man unablässig vom "Begehren" reden konnte: die akademische Textleidenschaft bekam so einen Zug von sexuell aufgeladener Frömmigkeit.

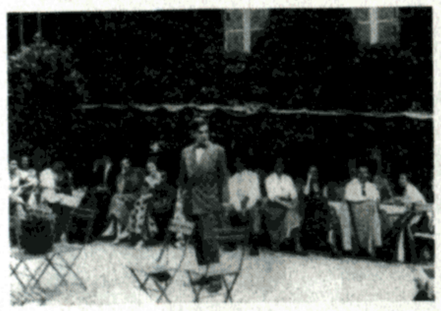
Die lacanianische Gefolgschaft hat immer Wert darauf gelegt, "mit Lacan" zu schreiben, was eine oft unfreiwillig komische Imitation seines dunklen Stils und Demonstrationen aufgeplusterter Gelehrsamkeit hervorgebracht hat.
Elisabeth Roudinesco, selbst Psychoanalytikerin aus dem lacanianischen Umfeld, hat es gewagt, sich unbeliebt zu machen, indem sie "über Lacan" schrieb. Innerhalb der Lacan-Literatur ist ihr Buch, erschienen als dritter Band einer umfangreichen "Geschichte der Psychoanalyse in Frankreich", in zweifacher Hinsicht bemerkenswert:
Auf 800 Seiten und ohne zu langweilen, erzählt sie, auf welchen verschlungenen Wegen sich ein Denksystem entwickelt hat, das Lacan später gerne so darstellte, als sei es fertig vom Mond gefallen.
Auf diese Weise bezieht sie deutlich Position gegen die Versuche vor allem Jacques-Alain Millers, der sein Schwiegersohn und Kronprinz



wurde, ein Denken zu homogenisieren und zu formalisieren, das aus einer wilden Überkreuzung von Freudscher Psychoanalyse, französischer Psychiatrie, literarischer Avantgarde, Husserlscher Phänomenologie, Heideggerscher Existentialontologie, Hegelscher Selbstbewußtseinstheorie, Batailleschen "Skatologie", surrealistischer Liebe zum Wahnsinn, strukturaler Linguistik, Zen-Buddhismus und anderem mehr hervorgegangen ist.
Und schließlich geht sie das Risiko ein, das Werk des Autors Lacan mit dem Leben eines Menschen namens Lacan in Beziehung zu setzen. Bei aller Achtung vor der theoretischen Leistung Lacans zieht sich eine ausgeprägte spöttische Distanz durch alle Passagen, die vom "privaten" Lacan handeln. Der Klatsch, der dabei in ausreichender Fülle kolportiert wird, läßt sich durchaus damit rechtfertigen, daß Lacan selbst, wie seine Freundin Madeleine Chapsal berichtet, "neugieriger als ein altes

Eine kleine Auswahl lacanianischer Fachzeitschriften: LUCKY (Polemik gegen den american way of life), REVERIE (Hommage an das Begehren à la française), SOGNO (dito, italienisch), ETOILE D'AMOUR (Anspielung auf das Konzept des Spiegelstadiums), FEELING (Zeitschrift für bedingungslose Liebe)





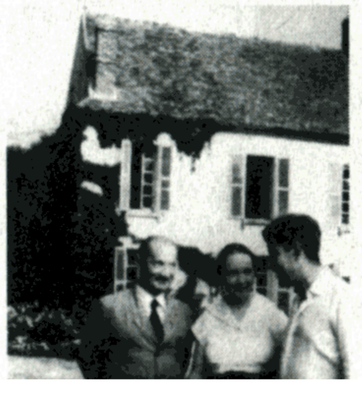
Waschweib" war. Trotzdem, so unterhaltsam es ist, von den Ticks und Marotten Lacans zu erfahren, interessant wird der biographische Zugang vor allem dort, wo Roudinesco zeigen kann, wie sich bestimmte Aspekte des Werks, vor allem was die Rolle des "symbolischen Vaters" und die Thesen zur Weiblichkeit angeht, auf die Lacansche Privatobsession vom schwachen Vater und der "verschlingenden Mutter" zurückführen lassen. Eine solche Psychoanalyse in Abwesenheit des Analysierten kann man für unfair halten, aber immerhin vermittelt sie einen Eindruck davon, wie sehr die Reichweite theoretischer Erkenntnisse durch lebensgeschichtliche Erfahrungen bestimmt wird.

Über weite Strecken liest sich Roudinescos Geschichte der psychoanalytischen Bewegung wie eine Kirchen- oder Parteigeschichte. In dieser Hinsicht ist alles vorhanden: es gibt eine wohlabgesicherte Orthodoxie mit einem Vereinheitlichungsapparat, der dem Römischen oder Moskauer Zentralismus in nichts nachsteht (die International Psychoanalytical Association, IPA), es gibt eine Vielzahl von sektiererischen Strömungen, theoretischen Abweichungen und häretischen Neugründungen, es gibt Bannflüche und Exkommunikationen, erzwungene Selbstkritik, taktische Wiederannäherungen, kalkulierte Achtungserklärungen und institutionell ausgetragene Privatfehden. Theoriegeschichte erweist sich hier als etwas, das nicht von der reinen Bewegung des Gedankens, sondern mindestens ebenso sehr von parteitaktischen und institutionellen Rücksichtnahmen bestimmt wird. Lacan selbst hat mit großem polemischen Aufwand einen Feldzug gegen die amerikanische Ich-Psychologie geführt, die er als bloße Anpassungs- und Reparaturtechnik ansah. Seine unorthodoxe Auffassung von der psychoanalytischen Technik führte schließlich zu seiner Exkommunikation aus der IPA und der Gründung einer eigenen Kirche, die sich im Streit um die Auslegung der Lehre wieder in verschiedene Sub-Kirchen spaltete. Im Anhang werden allein für Frankreich 32 verschiedene Assoziationen mit lacanianischer Orientierung angegeben.

Über Lacans Einstellung zur Politik sagte Georges Bernier, der erste, der bei ihm auf der Couch lag: "Es gab bei ihm das Gefühl, der Klasse der intellektuellen Elite anzugehören und von überlegener Intelligenz zu sein. So arrangierte er sich, damit die Ereignisse, mit denen sich auseinanderzusetzen die Geschichte ihn nötigte, bloß nicht die Bedingungen seiner Existenz berührten." Dies kennzeichnete Lacans Haltung während der Vichy-Zeit und gegenüber seiner Stieftochter Laurence Bataille, die die algerische Unabhängigkeitsbewegung unterstützte, aber auch zur Zeit der 68er-Revolte, als viele seiner Schüler, darunter seine Tochter und sein Schwiegersohn, ihre maoistische Phase durchliefen. Nur kurzzeitig angesteckt vom revolutionären Pathos des Mai ließ Lacan sich zu der Erklärung hinreißen, daß der Pflasterstein und die Tränengasgranate die Funktion eines Objekt a erfüllten. (Das Objekt a, gesprochen: Objekt klein a, ist sozusagen das schwarze Loch der Lacanschen Theorie des Begehrens: zugleich faszinierendes und unheimliches Wunschobjekt, in dem die gewohnte Realität zusammenstürzt und den Raum für eine andere Wahrnehmung eröffnet). Doch während beispielsweise Sartre sich brüderlich mit den AktivistInnen der Gauche Prolétarienne verbündete, kommentierte Lacan die Geschehnisse mit der Besorgnis eines strengen Vaters und sparte nicht mit boshaften Seitenhieben gegen die, die sich, wie er glaubte, nur einen neuen Herren wünschten. Seine eigene, gegen die imaginären Verkennungen des Subjekts gerichtete Kulturrevolution wollte Lacan sich nicht kaputtmachen lassen von einer Revolution, die mit Bildern von glücklichen Erntehelfern gefüllt war. Den Utopien von einer geschlossenen und vollkommenen Ordnung setzte er die Macht eines Begehrens entgegen, dessen wesentlicher Zug die Subversion jeder erreichten Gewißheit ist.

Überzeugt davon, daß jede Vorstellung von Ganzheit auf einer imaginären Setzung beruht, übte sich Lacan im Denken des "Nicht-Ganzen". In diesem Zusammenhang erzählt Roudinesco die Anekdote vom Kosmonauten: 1962 hatte es sich Lacan in den Kopf gesetzt, in die UdSSR zu reisen, um dort seine Revolution der Psychoanalyse bekannt zu machen. Alexis Leontjew, Leiter der psychologischen Fakultät in Moskau, war gerade in Paris und Lacan lud ihn zum Abendessen ein. Das Gespräch kam auf den Raumflug von Juri Gargarin und die sowjetischen Forschungsarbeiten zur "Psychophysiologie von Kosmonauten": "Sogleich verkündete Lacan in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete: 'Es gibt keinen Kosmonauten'. Überzeugt, sein Gesprächspartner wolle die Sowjetunion beleidigen, indem er die Existenz des ersten Flugs eines Menschen im Weltall bestritt, meldete Leontjew indigniert Widerspruch an. Worauf Lacan ohne den Schimmer eines Zögerns zurückgab: 'Es gibt keinen Kosmonauten, einfach deshalb, weil es keinen Kosmos gibt. Der Kosmos ist eine Sichtweise des Geistes.'" Lacan ist dann nicht in die Sowjetunion gefahren. Aber mit der Vorstellung, daß es eine geschlossene Ordnung oder eine harmonische Entsprechung "nicht gibt", hat er noch öfter die Leute brüskiert. StudentInnen, die mit ihm politisch diskutieren wollten, entgegnete er: "Es gibt keinen Dialog, der Dialog ist ein Schwindel" und bezogen auf die Vorstellung von einer harmonischen Entsprechung von Mann und Frau, erklärte er kategorisch: "Es gibt kein Geschlechtsverhältnis".

Weil er an der Revolte nur den regressiven Wunsch nach vollkommener Erfüllung, Harmonie und Ganzheit wahrnahm (der ja schon im bürgerlichen Liebesleben die reaktionärsten Effekte hervorbringt), blieb Lacan blind für die neuartigen Artikulationen des Begehrens, die die Mai-Ereignisse hervorbrachten, - anders als etwa Deleuze und Guattari, die davon ausgehend ihren "Anti-Ödipus" schrieben. Mit den Manifestationen einer antiautoritären, antifamilialen Kollektivität konnte Lacan nichts anfangen. Er hielt sich an die bürgerliche Kultur mit ihren ödipalen Vergnügungen und wurde zum wohl gewitztesten Kartographen ihrer Leidenschaften. Indem er am bürgerlichen Liebesleben die Sucht nach Anerkennung, den Kitzel der Macht, den Reiz des Verbots, die Wirksamkeit des Geheimnisses, den Genuß der Übertretung, die Gefahr des Wahnsinns und die Tödlichkeit des Begehrens hervorhob, hat er aus der alltäglichen Seifenoper der Gefühle wieder ein großes Shakespearesches Drama zu machen versucht. Dem Heroismus der Theorie entsprach im Leben ein "ultraschneller weißer Mercedes". Mit dem hat Lacan es immerhin geschafft, Herrn und Frau Heidegger den Tod zu spüren zu geben: "Heidegger, der vorne saß, gab keinen Muckser von sich, aber seine Gattin hörte nicht auf, sich zu beschweren. Auch bei der Rückfahrt blieb Heidegger schweigsam, trotz Elfriedes vermehrter Klagen. Lacan selbst trat nur noch mehr aufs Gaspedal." ❦



Oublier Žižek

Slavoj Zizek erhielt für sein neues Buch „Die Metastasen des Genießens. Sechs erotisch-politische Versuche“ im Feuilleton der SZ die Anerkennung als einer der originellsten Autoren der Gegenwart. Originell ist Zizek in der Tat, seit er Ende der achtziger Jahre Lacan mit Hitchcock „aufbesserte“, dem „sublimen Objekt der Ideologie“ nachspürte, zur Interpretation der Popgruppe Laibach eine konzise Theorie der Überaffirmation entwarf, westliche Erwartungen auf poststalinistische Wirklichkeiten irritierte und mit Sätzen wie: „Liebe dein Symptom wie dich selbst!“ bis vor kurzem ein interessanter Stichwortgeber blieb.

Das neue Buch scheint mir aber weniger originell als eigenwillig zu sein. Er wagt sich darin nämlich auf das äußerst glitschige Terrain, als Mann über das „weibliche Genießen“ zu sprechen, „der Frau“ im allgemeinen und ihrer Sexualität nachzuforschen, ohne nur im geringsten der eigenen Männlichkeit Rechnung zu tragen. Der keineswegs harmlose Unsinn, der dabei herauskommt, versteht sich selbstverständlich als „große Theorie“.
Im zweiten Kapitel des Buches wärmt Zizek den extrem frauenfeindlichen Schriftsteller und Freudschüler Otto Weininger auf; er spircht von dessen „großem Buch“ *Geschlecht und Charakter,* zitiert ausgiebig daraus, und setzt die Kritik des dekonstruktiven Feminismus der letzten Jahre an den essentialistischen Positionen des Feminismus der 70er Jahre mit den Haßtiraden Weiningers gleich:

„Das große Verdienst von Weininger, das vom Feminismus in Rechnung gestellt werden muß, ist sein vollständiger Bruch mit der ideologischen Problematik des ‘Rätsels der Frau‘, der Weiblichkeit als Geheimnis, das sich angeblich dem rationalen diskursiven Universum entzieht.“ (S. 67)

Für Weininger „existiert die Frau nicht“, sie ist „nichts als das Sehnen nach dem Mann“, der „Phallus ist ihr Schicksal“, ihr einziger Wunsch ist, „daß möglichst viel und von wem immer, wo immer, wann immer koitiert werde“. „Das Weib ist unfrei: es wird schließlich immer bezwungen durch das Bedürfnis, vom Manne in eigener Person wie in der aller anderen, vergewaltigt zu werden.“
Zizek sieht in all dem nicht die schmierigen Männerphantasien, sondern Ausgangsmaterial, an das er seine theoretischen und philosophischen Betrachtungen über Hegel und Lacan anschließen kann. Die Negativität „der Frau“ entspreche der „absoluten Negativität“ Hegels, die „als Geste den Raum für das Licht des Logos eröffnet“. Für Lacan sei „die primordiale ontologische Tatsache die Leere“, welche als „ein unüberbrückbarer Spalt für immer das, was ich im Realen bin, von dem symbolischen Mandat, welches mir meine soziale Identität verschafft, trennt“. Da die Leere demnach das Subjekt ist, sei die Frau das Subjekt par excellence. Bleibt nur die Frage, warum frauenfeindliche Literatur für eine solche, sehr männliche Subjekttheorie herhalten muß, die die eigene Subjektivität zugunsten „objektivierender“ Wahrheitssuche negiert? Und warum überhaupt ontologische Sein/Nicht-Sein Spekulationen geschrieben werden anstatt sozialer Geschichte?

Während bei Lacan die „phallische Funktion“ für den Mann die Spaltung zwischen der Domäne des phallischen Genießens und dem desexualisierten „öffentlichen“ Feld bedeutet, d.h. von jenen „ethischen Werten“ Weiningers, derer nur „der Mann“ fähig ist, bleibt für das Genießen der Frau nur die „ursprüngliche Tatsache“ ihrer „Depression“ übrig, aus der sie nur durch die Aktivität des Mannes geführt werden kann. Am Beispiel von David Lynchs „Wild at Heart“ macht Zizek deutlich, was damit gemeint ist: Willem Dafoe übt „gewaltigen“ Druck auf Laura Dern aus, er bedroht sie und zwingt sie, „Fick mich!“ zu sagen. In dem Augenblick, in dem sie die Worte hervorbringt, läßt er von ihr ab. In der, durchaus nicht nur symbolischen Erniedrigung, als welche sie Zizek bezeichnet, bekenne sie ihr wahres Genießen des Vergewaltigt-Werdens und überwinde die „Depression“ durch ihre „Wiedereinführung in die kausale Kette“.

Immer wieder betont Zizek dieses „eigentliche“, „wahre“ oder „unbewußte“ Genießen des Vergewaltigt-Werdens von Frauen. Auch im Referat zum Post-Kolonialismus-Symposion in Graz (September 1996) wälzte er diese These aus und unterschied zwischen

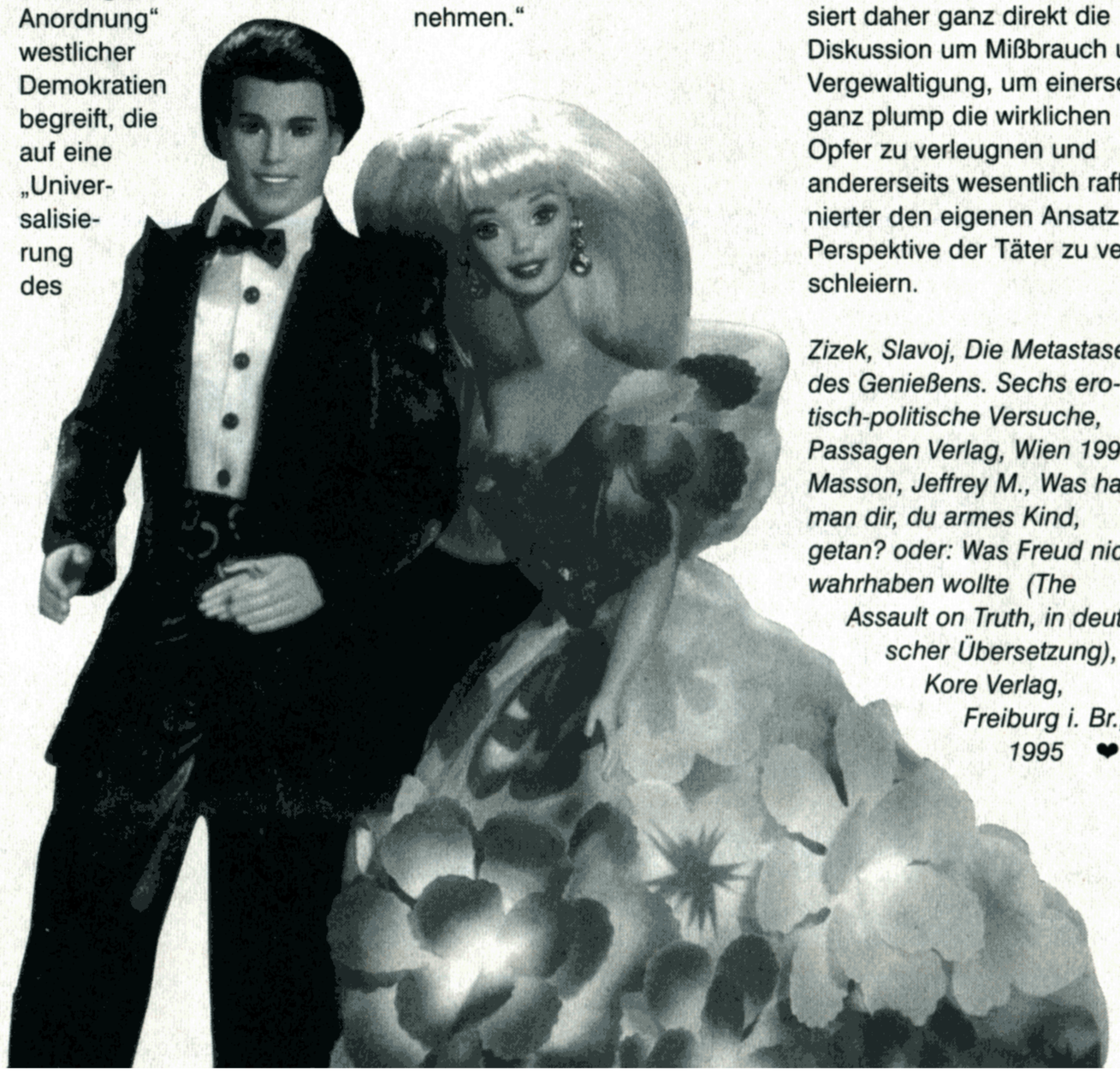
dem Genießen katholischer und protestantischer Frauen...

Zizek degradiert mit seinem „uns", dem ausschließlichen Appell an die männliche Leserschaft, Frauen allein schon durch seine Sprache zum Objekt der Begierde. Schlimmer allerdings ist, daß Zizek im letzten Teil des Buches die Realität von Mißbrauch systematisch verleugnet und die psychosozialen Folgen von Mißbrauch und Vergewaltigung verächtlich macht. Dabei bezieht er sich auf eine Geschichte, die innerhalb der Psychoanalyse immer noch brisant ist:

Freud hielt im April 1896 im Verein für Psychiatrie und Neurologie in Wien einen Vortrag unter dem Titel: *Zur Ätiologie der Hysterie.* Darin schrieb er, noch tief beeindruckt von den vielen geschändeten Kindern, die er in Pariser Leichenschauhäusern gesehen hatte, die Ursache neurotischer Erkrankungen bei Erwachsenen den realen und traumatischen Mißbrauchserfahrungen in ihrer frühen Kindheit zu. Später widerrief er diese sog. „Verführungstheorie" und machte die rege Phantasietätigkeit der infantilen Sexualität, die angeblichen Lügen und Rachegefühle der Kinder gegen die Väter oder andere nahestehende Männer, für die Klagen über Mißbrauch verantwortlich. Nicht reale Erfahrungen, sondern Entwicklungsstörungen der infantilen Sexualität, die später nicht pervers ausgelebt werden können, führen nach Freud zu den neurotischen Erkrankungen. Erst wenn der Genitalprimat erreicht, der Ödipuskomplex überwunden und der „Respekt vor dem Weibe" aufgegeben ist, ja dann lebe es sich „normal" für einen richtigen Mann.
Es ist hier nicht der Platz, auf all den sozialdarwinistischen und patriarchalen Unsinn in dieser Theorie Freuds einzugehen. Wichtig ist, daß der Widerruf der Verführungstheorie innerhalb der Psychoanalyse und der Psychiatrie eine fast hundertjährige spezifische Verdrängungs- und Verleugnungsgeschichte der sozialen Realität von Mißbrauchs-, Vergewaltigungs-, aber auch Foltererfahrungen nach sich gezogen hat. Als Jeffrey Masson Anfang der achtziger Jahre mit „The Assault on Truth" an Hand von bis dahin nicht veröffentlichten Briefen Freuds an Wilhelm Fließ diesen Widerruf kritisch rekonstruierte und dabei die persönlichen Vorteile Freuds hinsichtlich der gesellschaftlichen Anerkennung und Durchsetzung der Psychoanalyse als von ihm selbstgeschaffener Institution in den Vordergrund stellte, war der Aufschrei immer noch groß. Erst im Lauf der achtziger Jahre gelang es Teilen der Frauenbewegung, Männergewalt gegen Frauen als Thema in das öffentliche Bewußtsein zu rücken. Die von der feministischen Forschung gesammelten und ausgewerteten Daten belegten die ungeheuerlichen Ausmaße, die Alltäglichkeit sowie die fatalen psychischen und sozialen Folgen von Kindesmißbrauch und Vergewaltigung.

Die Gegenbewegung „Mißbrauch mit dem Mißbrauch" ließ allerdings nicht lange auf sich warten. Den Ausgangspunkt dieser Entwicklung bildete die ursprünglich progressive Väterbewegung, die die traditonelle Vaterrolle in Frage stellte. Angesichts zunehmender Mißbrauchsklagen gegen „Väter", sowie im Lobbyismus gegen das liberale, „frauenfreundliche" Scheidungs- und Sorgerecht ließ sich diese Bewegung jedoch schnell für reaktionäre Zwecke funktionalisieren.

Deshalb stehen Zizeks Ausführungen, die sich zunächst allein auf theoretische Diskussionsstrukturen zu beziehen schienen, sehr wohl in einem ganz konkreten politischen Zusammenhang.
Dieser wird vor allem dort klar, wo Zizek die unmittelbaren sozialen Leidenserfahrungen von Frauen und Kindern als „ideologische Anordnung" westlicher Demokratien begreift, die auf eine „Universalisierung des Opferbegriffs" ziele. Es sei „die phantasmatische Faszination angesichts des leidenden Opfers", die dazu diene, „die symbolische Gemeinschaft derer zu konstituieren, die narzißtische Befriedigung darin finden, dieses Mitleid zu teilen". Die „Verschiebung", die sich Zizek hier leistet, ist gewaltig: anstatt von Mißbrauch und Vergewaltigung spricht er plötzlich von Rock- und Filmstars, die ihre Lieblingsopfer hätten, sowie von den Care-Paketen nach Sarajewo, die für die Weigerung des Westens sprächen, konkret zu handeln. Das „Recht auf Differenz" sei Voraussetzung für eine „postmoderne Ethik des Mitleidens", die in der kitschigen „Ehrlichkeit" gipfele, daß „wir im Mitleid uns selbst als liebenswert wahrnehmen."



Indem diese Theorie, die sowohl der Lacanschen Psychoanalyse als auch der heutigen Anti-p.c.-Argumentation verbunden bleibt, ein Helfer- oder Mitleidssyndrom diagnostiziert, verschiebt sie den Blick von den wirklichen Opfern und Tätern weg hin zu den ZuschauerInnen, d.h. denen, die unterschiedlichste „Gewalttaten" wahrnehmen und darauf aufmerksam machen.
Gleichgesetzt wird dabei das „mitleidige" Agieren aus einer vollkommen sicheren und saturierten Position heraus, das bloß auf der medialen Wahrnehmung des Leidens „anderer" beruht, mit der spezifischen politischen Kritik an Männergewalt gegen Frauen und Kinder. Die These Zizeks von der „Universalisierung des Opferbegriffs" funktionalisiert daher ganz direkt die Diskussion um Mißbrauch und Vergewaltigung, um einerseits ganz plump die wirklichen Opfer zu verleugnen und andererseits wesentlich raffinierter den eigenen Ansatz als Perspektive der Täter zu verschleiern.

Zizek, Slavoj, Die Metastasen des Genießens. Sechs erotisch-politische Versuche, Passagen Verlag, Wien 1996
Masson, Jeffrey M., Was hat man dir, du armes Kind, getan? oder: Was Freud nicht wahrhaben wollte (The Assault on Truth, in deutscher Übersetzung), Kore Verlag, Freiburg i. Br., 1995 ❤

Deleuze fort, Buch da

Gilles Deleuze - Fluchtlinien der Philosophie, herausgegeben von Friedrich Balke und Joseph Vogl, München: Fink, 1996

Daß Philosophen die Philosophie machen, Künstler die Kunst, Wissenschaftler die Wissenschaft und Politiker die Politik, gegen diese stumpfsinnige Arbeitsteilung hat Deleuze, selbst eher ein Philosoph, ein Denken gesetzt, das sich über alle Reviergrenzen hinweg seine eigenen Pfade und Verbindungen sucht. "Fluchtlinie" heißt der deleuzianische Fachausdruck für diese Art unkontrollierter Bewegungen, und deshalb ist "Fluchtlinien der Philosophie" ein schöner Untertitel für ein Buch, das dem Denken von Gilles Deleuze auf seinem Weg durchs philosophische, politische und ästhetische Unterholz folgen will. Das Buch erscheint knapp ein Jahr nach seinem Tod und präsentiert uns deleuzianische Theorie aufgeräumt in drei Kapitel:

Zum Ersten (Philosophie): Das Denken verläßt sein Gehäuse, entdeckt die Außenwelt und beginnt, sich für die Geschwindigkeit zu begeistern, mit der es das neu gewonnene Feld der Sinnlichkeit durchmißt. In der Einleitung der Herausgeber freut sich Philosophie, daß sie mehr ist als die bloße Wiederholung eines bereits Gedachten: "Die Kraft einer Philosophie wächst nicht mit ihrer logischen Kohärenz oder ihrem begrifflichen Reichtum, sie bemißt sich einzig daran, ob und in welchem Maße sie noch fähig ist, unserem aktuellen Denken neue Geschwindigkeiten zuzuführen, statt es in der Anschauung der ewigen Formen stillzustellen. Wichtiger als die Gedanken eines Philosophen ist die Bewegung seines Denkens, die wir als dasjenige erfahren, was uns zu denken gibt, was uns neue Seh- und Hörweisen ebenso wie neue Empfindungsweisen verschafft, indem sie das Denken in eine maximale Entfernung zu dem bringt, was es immer schon gedacht hat, also zu den Mächten des gesunden Menschenverstandes und des Gemeinsinns: sich im Denken fremd werden."

Zum Zweiten (Politik): Deleuze und Guattari hatten gute Gründe, von Politik nur in der Mehrzahl zu sprechen: "Politiken". Dem Denken der Repräsentation, der Mehrheit und der ewigen Reproduktion des Gleichen setzten sie eine unrepräsentierbare Vielfalt von Bewegungen des Wunsches entgegen, die sich im klassischen Raster der Politik nicht einfangen lassen sollten. Im Verlauf der Mairevolte, in den antipsychiatrischen Initiativen und in den neuen sozialen Bewegungen haben die von Deleuze und Guattari vorgeschlagenen Mikropraktiken konkrete Felder der Wirksamkeit gefunden: seltene Gelegenheiten des Zusammentreffens von Denken und Handeln, die das Alltagsleben durch ungewohnte Bewegungen und kleine Aufstände bereicherten. Nichts davon leider in dem Fluchtlinien-Buch, das die umgekehrte Bewegung einer Akademisierung vollzieht und die

Basis

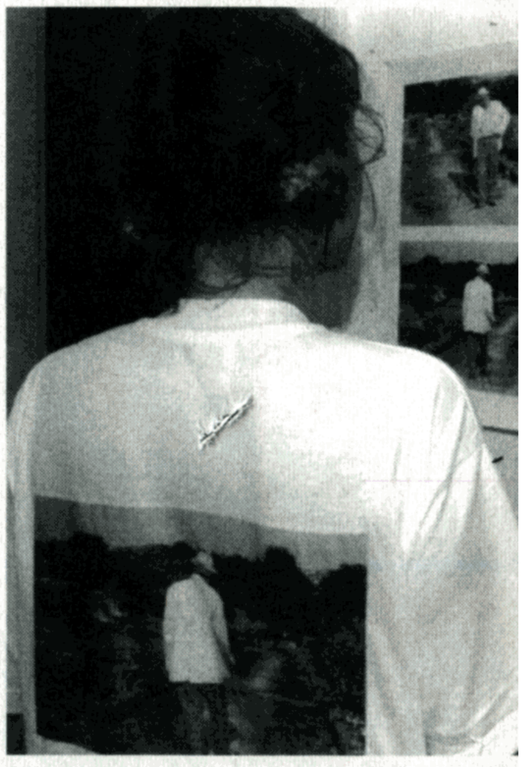
Buchhandlung + Modernes Antiquariat
Adalbertstr. 41b-43
80799 München
Tel. (089) 272 38 28

deleuzianischen, an bestimmte Orte und widerständige Praktiken gebundenen "Politiken" heimholt in eine gelehrte Reflexion über "das Politische" als "das Undenkbare im Denken", als "unlokalisierbaren" Kreuzungspunkt von Philosophie, Wissenschaft und Kunst, als "Indifferenzzone, die durch ihr Drängen, ihre Insistenz ausgezeichnet ist" usw. Auf diese Weise gerät das deleuzianische Denken, das ja immerhin darauf aus war, praktische Pop-Philosophie und Bastelanleitung für „revolutionäre Kriegsmaschinen" zu werden, zu einer Variante jener bedächtigen Demokratietheorie", die von "dem Politischen" als einem "leerem Ort" spricht, um nicht mit dem Feld der Politik, das, wie man weiß, ein wenig schmutzt, in Berührung kommen zu müssen. Die Fluchtlinie, die vom Philosophischen ins soziale Außen führen sollte, wird auf halbem Weg zurückgebogen: Dem Denken genügt es, sich selbst als "eminent politisch" und gefährlich zu stilisieren:

"Müssen wir noch hinzufügen, daß ein solches Denken der Immanenz, für das der Blick in den gestirnten Himmel wenig Reize hat, zugleich ein eminent politischer Akt ist und daß es unweigerlich die heterogene Koalition derjenigen gegen sich aufbringt, die sich als Hüter der ewigen Werte und höchsten Normen verstehen."

Dabei gäbe es genügend Gründe, die Deleuzsche Rede vom Minoritären, vom Nomadismus und seinen „Fluchtlinien" zur Abwechslung einmal nicht bloß als Metaphern eines gepflegten Geistestourismus herzunehmen, sondern in einer Politik des Antinationalismus und der offenen Grenzen wirksam werden zu lassen.

Zum Dritten (Ästhetik): Während nicht überall, wo Politik draufsteht, auch Politik drin ist, verspricht die dritte Hauptabteilung: "Logik der Sensationen" nicht zuviel. Die deleuzianische Ästhetik hat nicht nur die Film- und Literaturtheorie um einige nützliche Begriffe erweitert, sie hat auch versucht, das Feld der Kunst zu verlassen und im gewöhnlichen Leben neue, unerhörte Wahrnehmungen (Sensationen) zu produzieren. Auch hier darf man von dem Buch keine allzu große Praxisnähe erwarten: Ich kenne das Leben, ich war im Kino, sagte der Deleuzianer. ¥



Text ist Text

Alfred Hirsch (Hg.): Übersetzung und Dekonstruktion. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996 (es 897)

Eine der Möglichkeiten, das Leben interessant zu machen, besteht darin, es kompliziert zu machen. Zu den in diesem Sinn interessantesten Erscheinungen des Lebens gehört die dekonstruktivistische Texttheorie. Nimm einen Band mit dem Wort Dekonstruktion im Titel in die Hand, und du weißt, hier haben die Buchstaben kein einfaches Leben. Ausgehend von Benjamin, Heidegger, de Man, Lacan und Derrida ist das Konzept "Übersetzung" zu einem Schlüsselbegriff der poststrukturalistischen Theorie geworden: Alles ist Übersetzung, nichts ist Original. Was wir dafür halten, ist, wie es so schön heißt, "immer schon" übersetzt. Mit dieser Zurückweisung jeder Ursprünglichkeit (des Sinns gegenüber der Sprache oder der einen Sprache gegenüber einer anderen) könnte das Konzept "Übersetzung" eine praktische Selbstreflexion im Umgang nicht nur mit dem sprachlichen "Anderen" ermöglichen. Doch anstatt sich Fragen der kulturellen und politischen Praxis zu öffnen, beschränkt sich die hier vorgeschlagene "Ethik der Übersetzung" auf Textandacht und Buchstabenfrömmigkeit. So bleibt die Rede von der "Alterität", der "Ausgesetztheit" gegenüber dem Anderen rein metaphorisch. Schade auch, daß sich die Liebe zur fremden Sprache in einem so behäbigen Akademismus ausdrücken muß. Das haben die Buchstaben, ob rund, ob eckig, nicht verdient.

Weiße Farbe, schwarze Löcher

Ralph Ellisons "Unsichtbarer Mann"

"Invisible Man" ist der erste und einzige Roman des afroamerikanischen Autors Ralph Ellison, erschienen 1952 in New York: eine Biographie politischer Erfahrung, Schelmengeschichte, historische Zeitreise, Enzyklopädie der Herrschaftstechniken, existentialistischer Blues- und Underground-Roman. Ein schönes und schlaues Buch: Anders als in H.G. Wells gleichnamigem Klassiker von 1897 hat Unsichtbarkeit hier nichts mit Science Fiction zu tun, sondern mit der realen Unsichtbarkeit eines Menschen, der aus dem gesellschaftlichen Wahrnehmungsraster herausfällt.

Ein schwarzer Junge flieht vor der offen rassistischen Unterdrückung der Südstaaten nach New York, merkt aber bald, daß auch im liberalen Norden seine reale Existenz hinter den gesellschaftlichen Projektionen verschwindet, die sich an seine Hautfarbe heften: er bleibt ein schwarzes Loch in der weißen Ordnung der Sichtbarkeit und wechselseitigen Anerkennung, ein Unsichtbarer, dessen Existenz ständig in Frage steht. In tausend Variationen spielt der Roman die Möglichkeiten durch, dieser erniedrigenden Situation von Nicht-Wahrnehmung und Ignoranz, von Herrschaft und Knechtschaft, zu entkommen. Nach unzähligen verzweifelten Versuchen, sich in der Welt der weißen Normalität zu behaupten, schließt sich Ellisons Unsichtbarer der "Brotherhood" an, einer marxistischen Kaderorganisation, in der unschwer die KPUSA der Nachkriegszeit wiederzuerkennen ist. Doch auch hier entgeht er nicht den Projektionen, die seine Existenz verdunkeln: im politischen Kalkül der Partei ist er nur eine schwarze Sprechpuppe, ein Aushängeschild für die Verankerung der Partei bei den schwarzen Werktätigen. Als man ihn den weißen Funktionären der Brotherhood vorstellt, wird hinter seinem Rücken geflüstert: *„Meinst Du nicht, er sollte etwas schwärzer sein?"*

Der Roman bietet keine Lösung. Ellison favorisiert den Fluchtweg, den die Subkultur seiner Zeit zur Verfügung stellt. Statt das Problem, das mit der Verknüpfung von Macht, Sichtbarkeit und Anerkennung gestellt ist, frontal anzugehen, weicht sein Anti-Held aus ins Kellerloch der Bohème und versucht, die erzwungene Unsichtbarkeit zur subversiven Haltung zu wenden. Abseits von schwarzer Identitätspolitik und marxistischem Universalismus genießt er die nonchalance des Dandies und den Luxus der Illegalität. Mit geklautem Strom hört er Louis Armstrong, raucht „reefers", was in der deutschen Übersetzung lustigerweise „narkotische Zigaretten" heißt, denkt, bastelt und träumt den Hipster-Traum vom Underground: Die Welt der Sichtbarkeit ist untertunnelt. In ihren Spalten leben die Unterirdischen, die sich dem Feld der Sichtbarkeit und den plumpen Registrierungsapparaten der Macht entziehen, vielleicht einfach nur, um Ruhe zu haben von den Zumutungen der Identität, der Ordnung und der allzu abgestandenen Genüsse, vielleicht aber auch darum, um der Macht im richtigen Augenblick kleine Schläge zuzufügen. Ein Unsichtbarer hat viel Zeit, weil er keinen Aufwand mehr treiben muß, um anerkannt zu werden. Was er sich unter dem Einfluß seiner narkotischen Zigaretten zum Thema des richtigen Augenblicks überlegt, ist keine Lösung des Problems, das mit dem Zusammenhang von Macht, Sichtbarkeit und Anerkennung gestellt ist, sondern eher der Versuch, eine politische Kunst des Ausweichens zu formulieren:

„Einmal sah ich einen Preisboxer mit einem Neuling boxen. Der Boxer war schnell und ein erstaunlicher Könner. Sein Körper war wildes Fließen schnellen, rhythmischen Handelns. Er traf den andern hundertmal, der in lähmendem Staunen die Arme hob. Aber plötzlich landete der Neuling, der im Hagel der Boxhandschuhe hin- und hertorkelte, einen Schlag, kalt wie der Hintern eines Brunnengräbers, der Können, Behendigkeit und Fußarbeit zunichte machte. Der Preisboxer flog in die Seile. Der lange Schlag traf den Kopf. Der Neuling war einfach in das Zeitgefühl seines Gegners eingebrochen."

"Der Unsichtbare Mann", lange vergriffen, ist im Züricher Amman Verlag neu aufgelegt worden. Leider ist er nicht das, was gute Bücher sein sollten: billig. ✏

Vorsicht

„Der Mann ist sozial und sexuell ein Idiot", bemerkte Volker Elis Pilgrim zu Beginn der 70er Jahre. Mit Büchern wie „Der Untergang des Mannes" (1973) und „Manifest für den freien Mann" (1977) beflügelte er die kleine, vorwiegend heterosexuelle Männerbewegung, die sich in Anlehnung an die Frauen- und Schwulenbewegung konstituiert hatte. Diese Bewegung führte das Leiden der Männer in den patriarchalen Gesellschaften auf die Unterdrückung ihrer Gefühle und ihr Ausgeliefertsein an die Strukturen technischer Rationalität und ökonomischer Konkurrenz zurück. Angesichts der Tatsache, daß diese Strukturen im Wesentlichen von Männern gemacht und beherrscht werden und es auch in ihrem Interesse ist, sie aufrechtzuerhalten, hatte die Männerbewegung von Anfang an viel mit Selbstzweifel und Selbstanklagen zu tun und blieb auf linke (die „antisexistische" oder "antipatriarchale" Männerbewegung"), alternative und auch esoterische Zusammenhänge beschränkt. Obwohl in der „Reihe Mann" des Rowohlt-Verlags seit den 80er Jahren viele Bücher dieser „ersten" Männerbewegung wieder aufgelegt und mit neuen Studien ergänzt wurden, gilt die Erforschung von Männern, ihren sozialen Rollen und Repräsentationen immer noch als Phantom-Wissenschaft.

Männer-Baustelle

BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Hamburg: Argument-Verlag, 1996

Mit der im Argument Verlag erschienenen „Kritischen Männerforschung" soll nun alles anders werden. Hier geht es weniger um Selbsterfahrung und die Auseinandersetzung um unmittelbare Gebrauchswerte, sondern um die „wissenschaftliche Erforschung von Männlichkeiten", um ein Anknüpfen an die neueren feministischen Gender-Theorien und speziell um die Diskussion der angloamerikanischen *Men's Studies.*
BauSteineMänner gingen aus den Berliner Unistreiks 1988/89 hervor. Sie verstehen die *„kritische Männerforschung"* nicht nur als neuen Wissenschaftsbereich, sondern „historisch, personell und politisch sehr stark mit der antisexistischen Männerbewegung verknüpft".
Im ersten Beitrag *„Männer entdecken ihr Geschlecht"* fragt Willi Walter: „Soll Männerforschung in erster Linie versuchen, die Unterdrückung von Frauen durch Männer von Männerseite aus zu analysieren und sich daran orientieren, Frauen beim Kampf gegen ihre Unterdrückung zu unterstützen oder soll sie zunächst untersuchen, unter welchen Zwängen Männer in patriarchalen Strukturen leiden, um sie für eine antisexistische Arbeit bzw. für eine Gleichberechtigung der Geschlechter zu gewinnen?"
Walter unterscheidet zwischen *männeridentifizierten* und *frauenidentifizierten* Ansätzen, wobei er selbst die rein frauenidentifizierten Ansätze kritisiert und eine „dialektische" Lösung vorschlägt. Die Abgrenzung von jener „Männerbewegung", die am Feminismus bzw. an der Emanzipation der Frauen leidet, bleibt dabei etwas unklar.
Zu den eher soziologisch orientierten Texten der amerikanischen *Men's Studies* gehören die *„Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit"*(1986) von Tim Carrigan, Bob Conell und John Lee, die in Abgrenzung zum Patriarchatsbegriff das Konzept der *„hegemonialen Männlichkeit"* als gesellschaftstheoretische Kategorie formulierten. Besonders wichtig ist auch Michael Kaufmans Beitrag *„Die Konstruktion von Männlichkeit und die Triade männlicher Gewalt"* (1987). Er versteht männliche Gewalt und Herrschaft als ein Dreiecksverhältnis von Männergewalt gegen Frauen, gegen Männer und gegen sich selbst.
Andere Texte sind eher psychologisch orientiert: Willi Walter zeichnet in einem hervorragend recherchiertem Text den Begriff *„Gebärneid"* nach, den er dem Freudschen Penisneid als vorrangig gegenüberstellt. Die zentrale These besagt, daß männlicher „Womb envy" (Eva F. Kittay) durch rituelle Handlungen, patriarchale Institutionen und Herrschaftsverhältnisse kompensiert wird. Bertram Wohlenbergs Text „Siggi,du Wichser!" kritisiert die Debatte über sexuelle Phantasien in verschiedenen Papieren der „antisexistischen Männerszene", weil sie die Geschichte der massiven Onanieunterdrückung außer Acht lasse.
Die an sich interessante Diskussion weitet sich mit Foucault zur Polemik gegen die Linke überhaupt aus - und klingt dann ziemlich daneben.
Auch der Beitrag von Stefan Beier in der Schlußdiskussion schlägt einen sehr seltsamen Ton an: „Der feministische Blick ist bewußt ein Blick von Frauenseite, von der Männerseite kann die Wirklichkeit anders aussehen ... Wenn ich mir bestimmte Sachen zu denken verbiete, weil sie nicht f.c. (feministically correct) sind, brauche ich mit Kritischer Männerforschung gar nicht erst anzufangen."
Wenn wieder auf für Männer eigene „Blicke" gepocht und Anti-p.c.-Gerede bemüht wird, dann kann die Männerforschung gerne dort bleiben, wo sie jetzt ist. Dennoch: Der Reader bleibt wichtig, gerade weil er so heterogen in den Positionen ist und die Männerforschung davor bewahren kann, allzu schnell in den akademischen Gefilden unterzugehen. ✏

„Die Gnade der Endlichkeit“

Stadtguerilla revisited

Die Republik rüstet zum Gedenken an “20 Jahre Deutscher Herbst”.

Was uns erwartet, läßt sich an fünf Fingern abzählen:

eine Talkshow-Endlos-Schleife, eine Orgie aus Rückblenden und nachgestellten Doku-Dramen, wahrscheinlich Theater- und sogar Ballettabende, Tagungen, Artikelserien und eine Bekenntnisflut in Buchform.

Wer da noch wahrgenommen werden will, muß schon ein Jahr zuvor auf den Markt kommen. Das ist Till Meyer gelungen, der seine Lebenserinnerungen als “Staatsfeind” ausgerechnet beim SPIEGEL-BUCHVERLAG unterbringen konnte. Meyer war in den siebziger Jahren Mitglied der “Bewegung 2. Juni” und wurde, nachdem er bereits zweimal aus dem Gefängnis ausgebrochen war, 1980 wegen der Entführung des CDU-Politikers Peter Lorenz zu 15 Jahren Haft verurteilt. Doch schon nach kurzer Zeit in der Haft begann Meyer, sich von seinen einstigen GefährtInnen zu distanzieren. Er brach sowohl mit dem “Blues”, der undogmatischen Fraktion der “Bewegung 2. Juni” um Ralf Reinders und Ronald Fritzsch, als auch mit den Gruppenresten, die sich Ende der siebziger Jahre der RAF anschlossen. Verbissener Einzelkämpfer, der er längst war, wechselte er nun ins Lager des orthodoxen Partei-Sozialismus über, arbeitete ab Mitte der Achtziger als “Einflußagent” für das Ministerium für Staatssicherheit der DDR und gleichzeitig als Reporter für die “tageszeitung”. In “Staaatsfeind. Erinnerungen” spricht Meyer vergleichsweise detailliert über seine Vergangenheit als Stadtguerillero. Nicht ohne Kalkül, schließlich gibt es eine Menge Dinge, die unsereins schon immer über den bewaffneten Kampf wissen wollte. Till Meyer läßt uns nicht lange warten: “Vier Schuß im Magazin, einer im Lauf. Die Firebird-Pistole war top, und ich steckte sie jetzt ohne nochmalige Überprüfung in den Hosenbund...So, jetzt noch einmal Uhrenvergleich!”

Über weite Strecken lesen sich Meyers Erinnerungen wie ein Groschenroman, der beiläufig im linksradikalen Milieu der siebziger Jahre angesiedelt ist. Durchsichtig ist die Ambition, die eigene politische Geschichte mit Spannungselementen anzureichern, die nur wenig erhellen und Gefahr laufen, den nach wie vor aktiven Ermittlungsbehörden Stoff für weitere Nachforschungen zu liefern.
Der Klappentext verspricht zwar “schnörkellose Sprache und einen guten Schuß Selbstironie”. Auf den folgenden 474 Seiten herrschen allerdings Aufschneiderei, verletzte Eitelkeit und eine Beichtstuhlprosa vor, die bisweilen tragik-komische Züge annimmt. Mit dem Kunstgriff der chronologischen Verschachtelung versucht sich Meyer am Konzept eines proletarischen Bildungsromans, der den Bogen von der Kindheit zwischen den Sektorengrenzen bis hin zur Maueröffnung spannt. 1989 endet die Geschichte, und ihm wird klar: “Wir hatten verloren, die DDR wird untergehen.”
Entsprechend mager ist die Bilanz, die Meyer aus “15 Jahren unter Starkstrom” zieht: “Auch wenn der Stadtguerillakampf in dieser historischen Phase scheitern mußte - wir haben es versucht und bewiesen, daß es möglich ist.” Auch wenn darin eine begrüßenswerte Unversöhntheit mit den Verhältnissen zum Ausdruck kommt: Bewaffneter Kampf ist aus dieser Perpektive Episode, Irrweg, Kinderkrankheit; er dient nicht der politischen Auseinandersetzung, sondern wird zum Selbstzweck. Schon im “Konzept Stadtguerilla” der RAF, das Till Meyer noch kurz vor seinem Absprung in die Illegalität auf Demonstrationen in West-Berlin verteilte, hieß es: “Ob es richtig ist, den bewaffneten Widerstand jetzt zu organsieren, hängt davon ab, ob es möglich ist. Ob es möglich ist, ist nur praktisch zu ermitteln.” Dieser Zirkelschluß veranschaulicht, was die RAF und teilweise auch die “Bewegung 2. Juni” von einigen anderen westeuropäischen Guerillagruppen oder den “Revolutionären Zellen” unterschied: die frühe programmatische Abkopplung der bewaffneten Kader von der linksradikalen Bewegung und den aktuellen Kämpfen - mit der Folge, daß die kollektive politische Verantwortung an eine “Avantgarde” delegiert und ersetzt wurde durch ein repräsentatives System von Loyalität und Illoyalität.
“Die Geschichte wird von den Siegern geschrieben”, heißt es gleich im Vorwort; Meyer zählt sich zu den Verlierern. Und das ist auch der Grund, warum ihm nichts an einer Aufarbeitung der historischen Erfahrungen liegt, sondern lediglich daran, mit fünfzig Jahren ein trotziges “Ich bereue nichts!” auszustoßen.
“Revolutionäre Theorie als reflektierende Konstruktion der Gesellschaft unter dem Aspekt ihrer Veränderbarkeit”, wie das früher einmal genannt wurde, scheint heute, da diese Auseinandersetzung möglich und außerdem überfällig wäre, ferner denn je.

Dazu tragen auch die Gefängnisbriefe von Inge Viett, die Nautilus kürzlich unter dem Titel “Einsprüche” verlegte, nur wenig bei. Inge Viett wurde erst 1990 in Magdeburg verhaftet und zwei Jahre später zu 13 Jahren Haft verurteilt. Sie gehörte in den 70er Jahren der “Bewegung 2. Juni” an und war in diesem Zusammenhang zuletzt an der Befreiung Till Meyers aus dem Hochsicherheitstrakt in Moabit beteiligt. Ende der 70er beschloß sie zusammen mit einem Teil der Gruppe, der noch in Freiheit war, sich der RAF anzuschließen. Doch schon kurze Zeit später zog sie sich vom bewaffneten Kampf zurück und erhielt - wie insgesamt neun weitere ehemalige RAF-Mitglieder auch - in der DDR Asyl. Im Gegensatz zu den neun anderen verweigerte Viett nach ihrer Verhaftung die Kooperation mit der Bundesanwaltschaft und ließ sich keine Denunziationen abpressen. In den veröffentlichten Briefen wird vor allem der unermüdliche Versuch deutlich, die eigene Position zu reflektieren angesichts von Sonderhaftbedingungen und vor dem Hintergrund einer komplexen und widersprüchlichen politischen Biografie sowie der rasant sich verändernden politischen Verhältnisse von der

Ich will Terroristin werden!

"Vereinigungsorgie" über den Golfkrieg bis hin zum Autonomiekongress 1995.

Viett verteidigt offensiv ihren Entschluß, linksradikale Militanz gegen Parteiarbeit in SED und PDS einzutauschen und wehrt sich heftig gegen die Häme, sie hätte sich in der DDR mit einer "Gartenzwerg-Idylle" arrangiert. Der drohenden Verhaftung und Auslieferung an die BRD habe sie sich 1990 nicht entzogen, weil sie keine Perspektive darin gesehen habe, sich ihr Leben lang zu verstecken. "Das Gefängnis, auch wenn es eine Qual ist, hat eine politische Funktion, aus der ich immer noch mehr machen kann, als mit einem stummen, unsichtbaren, leeren Leben. Außerdem, das Gefängnis ist meiner Geschichte in diesen Verhältnissen viel adäquater." An anderer Stelle schreibt sie: "Jeder Zustand trägt die Gnade der Endlichkeit in sich, darum haben wir immer wieder eine Chance. Nur aufgeben dürfen wir nicht." Für das kommende Frühjahr ist Inge Vietts Autobiografie angekündigt - pünktlich zur Haftentlassung, nachdem ihr nach langwierigen Auseinandersetzungen doch noch zwei Jahre Untersuchungshaft aus den Jahren 1973 und 1974 angerechnet wurden.
Es ist zumindest fraglich, inwieweit die autobiografische Perspektive nicht zwangsläufig zwischen den Polen Abschwören, Loyal-Bleiben oder Relativieren blockiert ist. Ulrike Edschmids Buch "Frau mit Waffe" ist ein außergewöhnliches Beispiel dafür, wie die Gratwanderung zwischen einem sympathisierenden und dennoch distanzierten Blick auf die Lebensgeschichte zweier Frauen aus der Stadtguerilla der 70er Jahre gelingen kann. Nach wochenlangen Gesprächen übertrug Edschmid die Erinnerungen von Katharina de Fries und Astrid Proll aus der ersten in die dritte Person, verdichtete den Text und bearbeitete ihn zu zwei Erzählungen, die in dem Sinne politisch sind, daß Aussagen und Handlungen Subjektivierungsprozesse beschreiben, die auch heute nachvollziehbar bleiben und reichlich Anknüpfungspunkte bieten.

In beiden Erzählungen werden die Frauen nicht auf ihre Rolle als Stadtguerillera reduziert. Die Geschichten holen weit aus und beginnen mit der Kindheit im Kriegs- und Nachkriegsdeutschland. Rasch entpuppt sich die Familie als die eigentliche terroristische Vereinigung. Beide Frauen versuchen, aus diesen Zwangssystemen auszubrechen und kommen nur über ihr Scheitern voran. Für Katharina de Fries ist die Erschießung von Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 das Schlüsseldatum: "Dieser Tod zog eine Trennlinie. Jetzt gab es ein Wir und ein Ihr. Es war etwas geschehen, was alles verändert hatte."

Astrid Proll kam nach verkrachter Schullaufbahn mit zwanzig nach Berlin, wo ihr Bruder gerade mit Andreas Baader den Brandanschlag auf ein Frankfurter Kaufhaus verbereitete, und "geriet mit atemberaubender Geschwindigkeit in eine neue Welt". Sie schließt sich der RAF an, taucht unter, flieht von Ort zu Ort. Die Gruppe wird immer wieder verraten, hat kaum Zeit oder Möglichkeit, politisch zu diskutieren. Im Mai 1971 wird Astrid Proll verhaftet und in Isolationshaft gesteckt. 1974 wird sie wegen Haftunfähigkeit entlassen und taucht in London unter, wo sie vier Jahre später wieder verhaftet wird, dann aber freiwillig in die Bundesrepublik zurückkehrt. 1979 wurde ihre bereits abgesessene Strafe mit geringfügigen Delikten verrechnet, Astrid Proll wurde bald darauf entlassen.
Ein Leben in der Illegalität kam für Katharina de Fries nicht in Frage. "Sie brauchte den Alltag, um handeln zu können." Mit einer Gruppe von Gleichgesinnten im Umfeld der "Bewegung 2. Juni" beteiligte sie sich an Banküberfällen und sozialen Umverteilungsaktionen. "Sie holte sich das Geld dort, wo es ihrer Ansicht nach am falschen Platz lag. Das geschah spontan, mit einfachsten Mitteln, und niemals durfte jemand um des Geldes willen zu Schaden kommen. Es ging darum, den Überraschungseffekt auszunutzen und sich davonzumachen." Nach einem gescheiterten Überfall auf einen Geldboten wird Katharina de Fries im November 1980 verhaftet, aber noch vor ihrem Prozeß auf Kaution freigelassen. Ihr drohen zehn Jahre Haft und sie entscheidet sich, in Paris unterzutauchen. Dort wird sie bald von einer Spezialeinheit festgenommen, nach einer gewaltigen Solidaritätskampagne der französischen Intellektuellen und dem Wahlsieg der Sozialisten, aber nicht an die BRD ausgeliefert.
Deutlich wird, daß Stadtguerilla wohl weit weniger mit Polit-Thriller zu tun hat, als Till Meyer glauben machen will. Bezugspunkte einer zumindest ungeschwätzigen Geschichtsschreibung des bewaffneten Kampfes wären vielmehr Nebensächlichkeiten, Seitenstränge, unheroisches Pathos und die Tatsache, daß es neben den spektakulären Duellen zwischen entfesselter Staatsmacht und Stadtguerilla noch eine Vielzahl von Interventionsebenen und Ansatzpunkten gab, die den großangelegten Aktionen schon damals einiges voraus hatten.

Zu einem Zeitpunkt, da immer noch eine Vielzahl von Gefangenen in den Hochsicherheitstrakten lebendig begraben ist und gleichzeitig linksradikale Militanz und bewaffneter Kampf für tot erklärt werden, ist Ulrike Edschmids Buch ein wertvoller Beitrag zur Rekonstruktion der Geschichte der Linken. Daß diese in Stammheim nicht endet und die Ereignisse im Herbst 1977 nicht zwangsläufig aus der Verblendung einiger Dutzend Desperados abzuleiten sind, wird in den nächsten Monaten nicht oft zu hören sein. ✏

tesar

HEY!
DU!

Buchstabenarbeit

Saskia Sassen: Migranten, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa. Frankfurt/M.: Fischer, 1996

Die Telephone sind mobil, die Computer portabel, das Kapital flüssig und die Datenströme schnell und unsichtbar. Waren, Kapital und Information überwinden spielend alle nationalstaatlichen Grenzen. So weit das Bild, das sich mit Worten wie Globalisierung, Transnationalisierung, Deregulierung usw. verbindet. Saskia Sassen ist eine der bekanntesten TheoretikerInnen der neuen Weltwirtschaftsordnung. In "The Global City" und "Metropolen des Weltmarkts" hat sie beschrieben, welche Veränderungen die Globalisierung der Wirtschaft in der räumlichen und sozialen Ordnung der Städte hervorbringt. In einem für die neue Fischer-Reihe "Europäische Geschichte" geschriebenen Buch wendet sie sich einem weiteren Globalisierungs-Phänomen zu. "Migranten, Siedler, Flüchtlinge" zeichnet in einer sehr knappen Darstellung 200 Jahre europäische Migrationsgeschichte nach: von den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, für die zum ersten Mal der Ausdruck "Flüchtlinge" geprägt wurde, bis zu den Massenfluchten des 20. Jahrhunderts, von den Wanderungen der Erntearbeiter im napoleonischen Frankreich zur irischen, deutschen und italienischen Massenauswanderung nach Amerika, von den ersten Versuchen der neuen Nationalstaaten, ihre Grenzen zu überwachen und den Zuzug von Ausländern zu kontrollieren, bis zur perfektionierten Abschirmung und Überwachung der "Festung Europa". Heute, sagt Sassen, hält sich die Einwanderungspolitik der westeuropäischen Länder an ein Modell nationalstaatlicher Souveränität, das durch die globalen ökonomischen Abhängigkeiten längst zum Anachronismus geworden ist. Anstatt ihre Rolle im System der weltweiten Migrationsprozesse anzuerkennen, klammern sie sich an die Behauptung, sie seien keine Einwanderungsländer. Das wird durch Sassens Darstellung sozusagen im Vorbeigehen widerlegt: Die europäische Geschichte dieses Jahrhunderts ist ganz wesentlich eine Geschichte von Migrationen, und das gilt, wie Sassen zeigt, auch für Deutschland, das seinen Einwanderern - von den sogenannten "Ruhrpolen" bis zu den südeuropäischen oder türkischen "Gastarbeitern" - immer mit besonderem Mißtrauen begegnete. Im Gegensatz zu anderen Ländern gab es in Deutschland schon vor dem ersten Weltkrieg eine umfassende, bürokratisch organisierte Kontrolle von Ausländern. Und einer Integration von "Fremden" steht bis heute ein völkisch-biologistisch definiertes Staatsbürgerschaftsgesetz entgegen, das sich auf das "Recht des Blutes" (jus sanguinis) beruft.

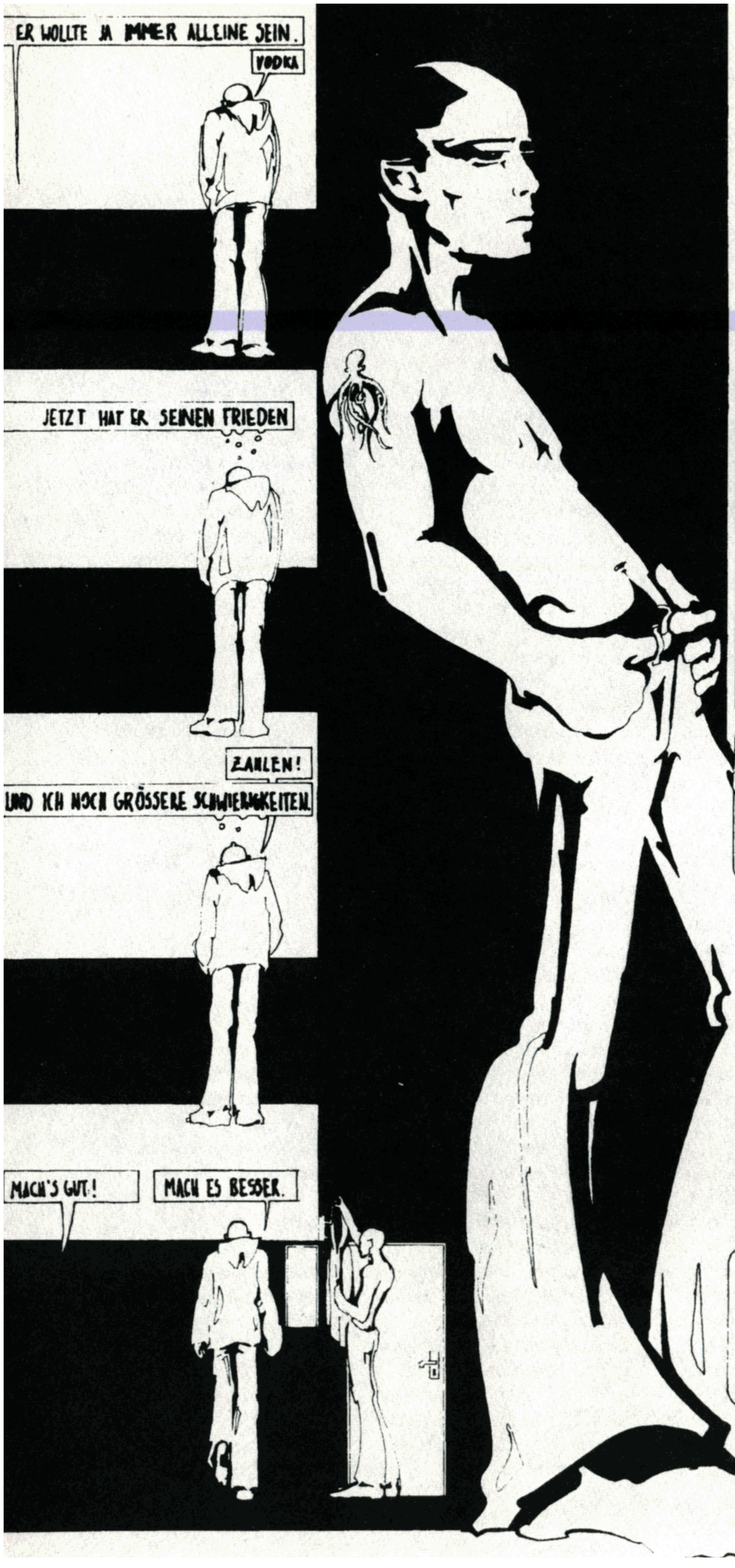
Mit dem Begriff "Migrationssystem" versucht Sassen, den Blick auf die wirtschaftlichen und geopolitischen Prozesse zu lenken, die Flucht und Migration auslösen. Um so erstaunlicher ist es, daß ihre europäische Migrationsgeschichte das gigantische Migrationssystem der nationalsozialistischen Raumordnungs- und Kriegspolitik schlicht überspringt. So wäre, wenn man von deutscher Einwanderungspolitik spricht, auch die Geschichte vom "Reichseinsatz" zu erzählen: die großangelegte Verschleppung von angeworbenen, zwangsrekrutierten oder kriegsgefangenen ArbeiterInnen in die deutschen Rüstungsfabriken. Der Umfang dieser zwangsweisen Einwanderung stellt alle früheren und späteren Immigrationen nach Deutschland in den Schatten: Im Herbst 1944 arbeiteten 8 Millionen sogenannter "fremdvölkischer" Arbeiter aus 26 Ländern in deutschen Betrieben. Die ersten waren 1936 noch freiwillig nach Deutschland gekommen. Es waren Italiener und man nannte sie "Gastarbeitnehmer".

Georg Seeßlen: Natural Born Nazis. Faschismus in der populären Kultur. Edition Tiamat, 1996

In "Natural Born Nazis" schreibt Seeßlen erneut über das Fortleben des Faschismus in der sozialen Wahrnehmung. Im ersten Band "Tanz den Adolf Hitler" ging es um die Kultur der Entschuldung, die Ästhetik des Nazifilms, ihre Weiterentwicklung im Unterhaltungsfilm usw. Im zweiten Band zeigt er, wie das faschistische Ressentiment in den Mythen des Alltags und in der familiären Überlieferung überdauert, in den vordergründig harmlosen TV-Inszenierungen von Heimat, Familie und Natur und in den Formen medialer "Vergangenheitsbewältigung". Die Inventur in der Sendezentrale unseres medialen und alltäglich gelebten Faschismus ist durchaus geeignet, Seeßlens zunächst etwas gewagt scheinende These zu belegen: "Die Faschisierung der Wahrnehmung und der Handlungsanleitungen war bei vielen deutschen Menschen, und so bei einer Reihe derer, die ich kenne, 1945 noch gar nicht abgeschlossen. Es ist möglich, daß es 1965 mehr echte Faschisten in Deutschland gab (ich vermute in beiden Teilen des Landes) als 1945, und 1985 noch einmal mehr als 1965."

Literarischer Zeitvertreib c/o Bücherkiste, Schlehengasse 6 90402 Nürnberg

In Nürnberg gibt es noch echte Handwerksarbeit. Dort wird der "Literarische Zeitvertreib" hergestellt, eine Vierteljahresschrift für verbalen Radikalsubjektivismus und subjektiven Verbalradikalismus, die auf sympathische Weise an der Destruktion der bürgerlichen Kulturideologie arbeitet: *"Die 'Space-Night' des Bayerischen Fernsehens hätte einen attraktiveren Sendeplatz verdient. Die mit großem Aufwand produzierten Amateurfilme kamen den öffentlich-rechtlichen Sender überraschend billig, so daß, würde er in der restlichen Zeit 'Space Day' ausstrahlen, eine Menge Geld z.B. für Kindergartenplätze frei werden würde... Ich freue mich jedesmal, wenn eine Mission beendet ist und alle wohlbehalten zurück sind. Das hat so etwas Optimistisches. Da gibt es noch einiges zu tun."* Doch hier soll nicht zu viel verraten werden. So dick ist das Heft nicht. Allerdings können wir dankbar sein, daß es nicht für 28,80 Mark zum Verkauf angeboten wird. So viel müßte es nach Berechnungen des Herausgebers kosten: bei einer Auflage von 50 Stück und wenn er Miete und Telephon, Bücher und alkoholische Getränke berücksichtigen würde. Hingegen: zwei Ausgaben für einen Zehner, das ist guter und billiger Zeitvertreib.



ES WÄRE SCHON EINE SELTSAME GESCHICHTE GEWESEN - WENN ALLES GLATT GELAUFEN WÄRE.

ER SAGTE UNS WIE ER HEISST
UND ZEIGTE UNS WAS ER KANN

ICH KANN ES NICHT

Soziale Praxis

Ausschneiden, kopieren, weitergeben...

Auf diesen Seiten dokumentieren wir Beiträge zur Förderung politischer Aktivitäten, die uns in den Kram passen.

Über die Grenze

Beiträge zu Flucht und Migration jenseits staatlicher Kontrolle

Gut drei Jahre nach der faktischen Abschaffung des Rechtes auf Asyl ist heute die Einwanderung in die BRD von Staaten außerhalb der Europäischen Union auf legalem Wege nahezu unmöglich. Doch „Drittstaaten"- und Flughafenregelung haben an den Ursachen der Migrationsbewegungen genausowenig geändert wie an der Tatsache, daß eine weiter wachsende Zahl von Menschen ihr Glück in den reichen Metropolen suchen will. Fortschreitende Gesetzesverschärfungen und Ausschließungsmaßnahmen zwingen immer mehr Menschen in die Illegalität. Diejenigen, die trotz allem einen Weg in dieses Land gefunden haben, sind permanent von einer Abschiebemaschinerie bedroht, die allein in diesem Jahr wieder mehrere Hunderttausend Menschen gegen ihren Willen und mit Gewalt außer Landes schaffen will. Rassismus ist vor diesem Hintergrund nicht nur eine akademische Fragestellung und Antirassismus nicht nur befristete Empörung. Mehr noch als Übergriffe zu bedauern und Einzelfälle zu skandalisieren, müßte es heute darum gehen, die Logik und Logistik des herrschenden Migrationsregimes anzugreifen, sprich: Löcher in die „Festung Europa" zu reißen.

Auf einer Veranstaltung am 10. April in München sollen vor diesem Hintergrund aktuelle Ansätze antirassistischer Praxis diskutiert werden.

Vorgesehen sind:

- Ein Erfahrungsbericht von AktivistInnen aus der Kampagne der *„Sans Papier"*, einer Selbstorganisation illegalisierter MigrantInnen in Paris.

- Ein Redebeitrag der *„Forschungsstelle Flucht und Migration"* (FFM) aus Berlin zum Thema „Ökonomie der Migration. Die Situation in den Transitländern Osteuropas".

- Ein Redebeitrag zu den Möglichkeiten, selbstbestimmte Zu- und Weiterflucht zu unterstützen.

Für Ort und Uhrzeit bitte auf Plakate und Flyer achten.

Als Diskussionsgrundlage zur Veranstaltung empfiehlt die vorbereitende Gruppe den Text:

Kleine Fluchten...? Feste Fäden...? Dichte Netze...?

von X.Y. Projekt Zuflucht

"Ein auch nur ansatzweise effektives intereuropäisches Fluchthilfe-, Kirchenasyl-, Schutznetzwerk für illegalisierte Flüchtlinge ist dagegen längst noch nicht in Sicht. An diesem Netzwerk zu arbeiten ist aber eine der wenigen Chancen, die wir haben." (1)

Wir teilen diesen Ansatz, das patriarchal und rassistisch gestaffelte Ausbeutungssystem, das fast verharmlosend Festung Europa genannt wird, zu sabotieren, es in seiner verrechtlichten Systematik zu unterlaufen: *"Netzwerke im Untergrund aufzubauen, Solidarität zu praktizieren, unter den Außenmauern des vereinten Europa immer wieder hindurchzukriechen, Gänge zu graben..." (ebd.)*

Migrationsprozesse sind und bleiben ambivalent: gleichzeitig Produkt und Notwendigkeit der Verwertungsstrukturen wie auch Ausdruck von Widerstandsverhalten und Aneignungsform von unten. Das patriarchale und rassistische Ausbeutungsgefälle in und durch die metropolitanen Kernzonen benötigt das Heer der hochmobilen, flexiblen und billigen Arbeitskräfte. Als unterstes Segment eines legal-illegalen Arbeitsmarktes sollen die *"produktivsten Jahre"* von alleinstehenden MigrantInnen in den Verwertungsprozeß eingespeist werden. *"Verlängerte Werkbänke"* in Billiglohnzonen sowie entrechtete RotationsmigrantInnen (2) bezeichnen ein Verwertungsideal, das Kinder- und Altersversorgung patriarchal-rassistisch auf die Sozialstrukturen der Herkunftsländer abwälzt.

Dagegen muß ein Ansatz von uns darin bestehen, den Widerstand gegen diese Mechanismen des Wertraubs aufzugreifen, indem wir zur Erweiterung der Möglichkeiten beitragen, diese Zonierungen zu unterlaufen. Zentral stellen sich die Fragen, wie wir soziale Orte, selbstbestimmte Bewegungs- und Aneignungsformen von MigrantInnen unterstützen können und wie dem Selektionsdruck entgegengewirkt werden kann, der insbesondere Familien und alleinstehenden Frauen immer weniger Chancen läßt, hierherzugelangen bzw. sich hier zu behaupten.

Nicht zuletzt konfrontiert uns ein praktisches Einlassen auf diese Fragen mit unseren eigenen Privilegien, unseren Sexismen und Rassismen. Das Bild der Lochmaske, der beschränkten Vorstellung von Befreiung aus weißer und/oder männlich genormter Sicht, wollen wir weiterhin ernst nehmen. Wir sollten uns hüten, neue linke, gar universelle Widerstandsperspektiven zu verkünden. Wir haben viele Gründe, unsere theoretischen wie praktischen Bemühungen bescheiden zu formulieren. Aber die *"Mühsal, Strohhalme zu errichten"* (Projekt Zuflucht Köln, in: Jäh Chib Nr.2), unsere Versuche, beständigere Fäden für eine solidarische Vernetzung mitzuspinnen, sehen wir nicht als beliebiges Feld der Selbstbeschäftigung einer krisengebeutelten Linken. Es ist vielmehr der Versuch, Konfrontationslinien aufzunehmen, die mit der Migration in die hiesige Realität hineingetragen werden. Diese Linien sind widersprüchlich und Vereinfachungen in Richtung *"revolutionäre Flüchtlings bewegung"* gehen völlig fehl. Offene oder massenhaft unterlaufene Grenzen, das *"freie Fluten"*, hätten doch wahrscheinlich die *"São-Pauloisierung der Metropolen"* (3) zur Folge. Aber wäre das - unter den bestehenden Verhältnissen - nicht gerecht?

Wie auch immer: Die Entwicklung sozialer Gegenmacht können wir uns nur als international zusammengesetzte und orientierte Bewegung vorstellen, an deren Vernetzung wir mitknüpfen wollen. Mit diesen Grobkoordinaten stecken wir in antirassistischen Initiativen und Zufluchtsprojekten, und vor diesem Hintergrund wollen wir uns nicht an wie auch immer definierten Legalisierungskampagnen beteiligen.

Legalisierungen waren - wenn wir das richtig verstanden haben - entweder Reaktionen der Herrschenden auf nicht mehr kontrollierbare illegale Einwanderung (USA, Italien) oder (wahl-)taktische Zugeständnisse angesichts breiter Proteste und Versteckaktionen gegen Abschiebemaßnahmen (Schweden). Selbst wenn wir uns an letzterem Beispiel orientieren, kann es nicht unsere Sache sein, den zutiefst deutsch-untertänigen Legalitätsbegriff zu kultivieren oder gar Stichtagsdebatten zu führen. Das können wir getrost reformistisch-(er)en "Grenzträgern" überlassen, die sich nur dann und in dem Maße (er)finden, wie und soweit der Druck von unten steigt. Die zur Zeit in einigen Bundesländern von SPD- und Grünen-PolitikerInnen vorab verfügten *"Altfallregelungen"* spiegeln das ja in etwa wieder: Denjenigen Asylsuchenden, die schon lange Jahre hier sind und sich - potentiell - besser verteidigen könnten, soll ein Bleiberecht gewährt werden, das zudem den Justizapparat entlastet. Um so härter kann die Wucht der 93er Gesetzesnovellen (4) die Neuankommenden treffen.

Wie wir hiergegen Schutz-, Her- und Weiterfluchtstrukturen entwickeln können, sollte im Zentrum unserer Überlegungen stehen, und allenfalls von dort aus sind Einflußnahmen in Richtung Legalisierung möglich. Im folgenden sollen davon ausgehend einige Erfahrungen problematisiert sowie einige Ansatzpunkte und Beispiele dargestellt werden.

Als "Projekt Zuflucht" (P.Z.) diskutieren autonome Flüchtlingssolidaritätsgruppen seit 1992 erneut und verstärkt die Frage der Unterbringung und Unterstützung der von Abschiebung bedrohten Flüchtlinge. In einigen Städten auch als öffentliche Kampagne initiiert, in anderen von vornherein auf stille Versteckstrukturen beschränkt, dominieren bald überall die sozialen Auseinandersetzungen und Anforderungen, die sich aus

diesen Projekten ergeben. Anfänglicher Schwung, der sicher auch der autonomen Mystifizierung allen illegalen Handelns entspringt, kam schon bald in der (angeblichen) Überforderung durch die praktischen Erfordernisse zum Erliegen. Und - wie üblich - sind es heute sicherlich nicht mehr allzu viele Gruppen, die sich ausdauernd und weitergehend mit den Fragen der Zuflucht beschäftigen.

Eigene Überforderungen zu erleben und Grenzen zu stecken (oder stecken zu müssen) kann kein Grund sein, Zufluchtsprojekte als im wesentlichen "aufreibende Kleinarbeit" abzutun. Diese Logik entspricht einer Herangehensweise, die sich den Mühen der sozialen Auseinandersetzungen und Verantwortlichkeiten nicht stellen will, auf denen - wenn überhaupt - alles "Politische" doch nur aufbauen kann. Sie spiegelt eine Politikvorstellung wieder, die sich einmal mehr und in bester patriarchaler Tradition den konkreten alltäglichen Sozialprozessen, dem "Privaten", den Anforderungen der Reproduktion entzieht, um statt dessen weiter abstrakte Politik machen zu können.
Damit widersprechen wir weder medienwirksamen Kampagnen noch militanten Interventionen, die beitragen können, rassistische Verhältnisse anzugreifen oder gar zu blockieren. Aber die Entwicklung sozialer Gegenmacht im o.g. Sinne wird vor allem davon abhängen, wie Alltagsstrukturen aussehen und wie tragfähig sie sich sowohl gegen äußere Angriffe als auch in inneren Widersprüchlichkeiten erweisen. Das beinhaltet viele Konfrontationen und (Über-)Forderungen, das trifft unsere Privilegien, unsere Bequemlichkeiten, unser vollautonomes Unabhängigkeitsgefühl. Und es verlangt von uns Ausdauer und Offenheit zugleich. Kurzum: Wir gehören zu denen, die dem sozialen Gehalt der Zufluchtsprojekte in mehrfacher Hinsicht einen zentralen Stellenwert zuschreiben und am Aufbau solcher Strukturen festhalten. Daß wir zur Zeit wenig zu bieten haben, daß wir uns technisch wie organisatorisch in den Anfängen befinden, steckt uns Grenzen, die wir nach und nach zu verschieben hoffen.

• Wir haben Anlaufstellen, in denen wir verbindlich erreichbar sind, um z.B. Flüchtlinge, die sich erfolgreich durch die Grenzkontrollen geschlagen haben, auf ihr Asylverfahren vorzubereiten.
• Dagegen können wir nur in Einzelfällen und aus bestimmten Nachbarländern die Organisierung der illegalen Einreise unterstützen.
• Es stellt sich die Frage, wie Ausweispapiere solcher Qualität zu beschaffen sind, daß sie Illegalisierten einen dauerhaften Aufenthalt ermöglichen.
• Brauchbare Wohnungen und Geld bzw. einigermaßen akzeptable Geldverdienstmöglichkeiten für Illegale sind dauerknapp.
• Entsprechend sind unsere Unterbringungen zahlenmäßig sehr beschränkt, zeitlich befristet und zumeist auf Re-Legalisierung oder Weiterflucht angewiesen.
• Immerhin gewinnen wir einen zunehmenden Überblick über die Nischen in den westeuropäischen Ländern, so daß wir dazu mehr als vage Tips geben können.
• Heiraten befürworten wir als eine Form, einigen Leuten einen sicheren Aufenthaltsstatus zu verschaffen.
• Die Zusammenarbeit mit Flüchtlingsgruppen oder einzelnen MigrantInnen bleibt meist punktuell und informell, aber intensivere FreundInnenschaften sind keine Seltenheit...

Stichpunktartig sind damit einige unserer momentanen Möglichkeiten und vor allem deren Grenzen angerissen, ähnliche Begrenzungen dürfte es in den meisten Zufluchtsprojekten geben.

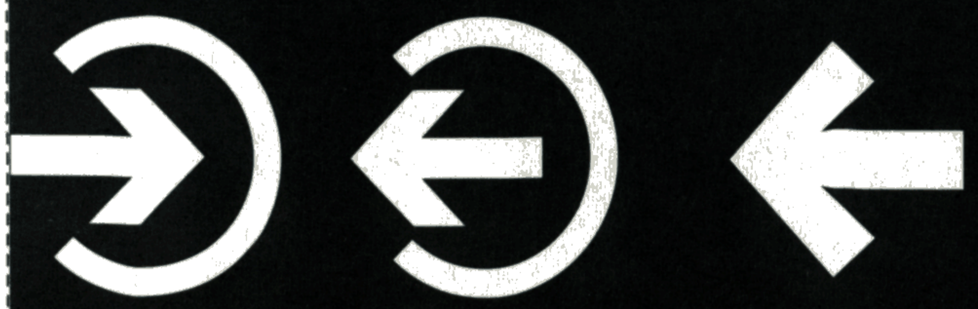
Projekt Zuflucht ist in seiner praktischen Effizienz bislang allenfalls vergleichbar mit dem Kirchenasyl. Zwar hat dieses aus dem christlich-humanitären Spektrum getragene Pendant im vergangenen Jahr viele öffentliche Diskussionen ausgelöst, aber das hat weniger mit der realen Bedeutung der Anzahl der konkreten Unterstützungen für Illegalisierte zu tun. Es scheint vielmehr dem "schlechten Gewissen" eines sich linksliberal verstehenden Spektrums geschuldet, das angesichts der offensichtlichen Willkür in den Schnellverfahren das Kirchenasyl als letztes Korrektiv anerkannt sehen will. Damit soll keinesfalls die vielerorts ehrliche und gute Arbeit in Kirchenbasisgruppen herabgesetzt werden, die nicht selten eine Zusammenarbeit mit "unseren" Zufluchtsprojekten ermöglicht und sinnvoll macht. Aber das Medieninteresse des letzten Jahres gründete vor allem auf der Skandalisierung von Einzelfällen, um letztlich an der Normalität vorbeizusehen oder sie gar abzusichern.

Mit bestenfalls einigen hundert Unterstützungen von illegalisierten MigrantInnen haben Projekt Zuflucht und Kirchenasyl zusammengenommen keine große numerische Relevanz. Hingegen - um das zu betonen - sind es sicherlich viele tausend Illegale, die sich in den ImmigrantInnenstrukturen selbst aufhalten. Aus selbstverständlicher familiärer und auch informeller Solidarität leben sie ohne Aufenthaltsstatus bei Bekannten und Verwandten, bewegen sich in deren mehr oder weniger ausgeprägten Communities.

Darauf bezieht sich denn auch ein anderer Ansatzpunkt antirassistischer Solidarität, der zudem übergreifende soziale Verbindungslinien in sich trägt. Es wäre den selbstbestimmten Bewegungsformen von MigrantInnen, den Möglichkeiten illegaler Existenz höchst zuträglich, wenn die sich extrem ausweitenden Maßnahmen der Kontrolle und Überwachung zurückgedrängt werden könnten. Razzien, ständige Ausweiskontrollen (in Zukunft mittels "Asylcard") und Schikanen sind wesentliche Instrumente staatlich-rassistischer Selektion.

Dagegen gab es in den letzten Jahren in einigen Städten Initiativen: in Bremen gegen die rassistischen Platzver-

weise und Mißhandlungen durch die Polizei, in Frankfurt gegen die Dauerrazzien auf der Zeil. Im letzten Jahr wurden auch in Berlin und vor allem in Köln Aktionen durchgeführt, die die innerstädtischen Säuberungen als sozialrassistische Angriffe thematisierten. Denn neben MigrantInnen sind Obdachlose und Punks, DrogengebraucherInnen, Prostituierte und SchwarzhändlerInnen, HausbesetzerInnen und BauwäglerInnen in ähnlicher Weise von den "Maßnahmen für Sicherheit und Ordnung" betroffen. Die Angriffe durch denselben Gegner, die Parallelen in der Stigmatisierung und Ausgrenzung stellen die Frage nach möglichen, zumindest punktuellen Gemeinsamkeiten. Ge- und versucht wird eine *"Rückbeziehung antirassistischer auf gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzungen"* (5). Es wird sicher zu Recht als "Suchprozeß und Gratwanderung" beschrieben (ebd.), einerseits Trennlinien aufweichen zu wollen, wie sie ja auch in der konstruierten Kategorie "Flüchtling"stecken, und andererseits den rassistischen Konsens nicht zu verharmlosen, wie er sich durch alle sozialen Gruppen mit deutschem Paß zieht. In dieser Ambivalenz wird in einigen antirassistischen Gruppen diskutiert, ob und wie weit sich die punktuellen Gemeinsamkeiten zu stetigen Verbindungslinien entwickeln lassen. Ein Beispiel dafür wäre angesichts der in vielen Großstädten laufenden Kontrolloffensiven die Auseinandersetzung um die Kontrolle des öffentlichen Raums (Videoüberwachung, Polizei- und Wachschutzpräsenz, Razzien, bis hin zu Privatisierungsplänen von öffentlichen Plätzen und Bahnhöfen).
Die Tatsache, daß es nur wenige, personell meist überlastete antirassistische Gruppen gibt, mag eine Schwerpunktsatze aufzwingen. Also entweder unmittelbar eigene Zufluchtsstrukturen aufzubauen oder Initiativen gegen die Sozialkontrolle zu ergreifen, die den Bewegungsraum der MigrantInnen indirekt erweitern. Wir halten jedoch nichts davon, diese beiden Ansätze gegeneinander zu diskutieren. Vielmehr sollten Anstrengungen in beide Richtungen als sich ergänzende gesehen werden. Eine tiefergehende Zusammenarbeit mit MigrantInnen und deren Selbstorganisierungsstrukturen würde in beiderlei Hinsicht eine *"produktive Vermischung"* bedeuten. Dafür steht auch das erste der folgenden (...) Beispiele, die wir ausführen, um zu verdeutlichen, wie und in welcher Richtung wir uns weitere praktische Schritte vorstellen.(...)



Das Beispiel der Fluchthilfegruppe

Als *"antifaschistische GrenzgängerInnen"* bezeichnet sich eine ostdeutsche Gruppe in einem anonymen Interview (abgedruckt im Antifa Jugend Info Nr.13 aus Berlin), in dem sie ihren praktischen Antirassismus beschreibt. Sie kennen und erforschen regelmäßig die Grenzüberwachungen durch den Bundesgrenzschutz und angeschlossener Bürgerwehren. Sie wissen um die auch gezielt von oben geschürte Hetzstimmung in vielen Grenzorten zu Polen und Tschechien, die den Hintergrund ständiger Denunziationen von illegal eingereisten Flüchtlingen bildet. Die "antifaschistischen GrenzgängerInnen" helfen MigrantInnen bei der Überquerung der Grenze, bringen sie aus dem grenznahen Bereich in entferntere, "sichere" Städte und geben ihnen Adressen und Tips für den weiteren Weg. Die "GrenzgängerInnen" verstehen sich als humanitäre FluchthelferInnen, die zum kommerziellen, vielfach betrügerischen Schleppergeschäft eine solidarische Alternative mitaufbauen wollen.

Das Beispiel des "Forschungszentrums Flucht und Migration (FFM)"

Im Dezember 1994 gründete sich das FFM als überregionaler Arbeitskreis mit Büro und Anlaufstelle in Berlin. Die Schwerpunkte des Projekts liegen u.a. in der Dokumentation der Grenzaufrüstung der BRD im Osten und in Recherchen zur Situation der festsitzenden bzw. zurückgewiesenen Flüchtlinge in den osteuropäischen sog. Drittstaaten. "Eine andere Recherche, eine andere Dokumentation als die der herrschenden Medien und Sozialwissenschaften ist nur durch direkte solidarische Arbeit zu haben. Daher soll diejenige Erfahrung zur Materialbasis werden, die die Flüchtlinge an den Drehpunkten und entlang der Wege der transeuropäischen Migration machen. Ein übergreifendes Kontaktnetz wird so entstehen, das eine sinnvolle andere Forschung auf diesem Gebiet ermöglicht. Auf die Rückvermittlung des Wissens und der Forschungsergebnisse wird besonderer Wert zu legen sein. Mithilfe des internationalen Kontaktnetzes sollen Perspektiven eines länderübergreifenden Widerstandes gegen die sozialrassistische Formierung Europas aufzeigbar werden." (aus der Selbstdarstellung des FFM).

Millionenfach sind Menschen zur Flucht gezwungen, ohne ihre Herkunftsländer verlassen zu können. Zigtausendfach stecken MigrantInnen in sog. Drittstaaten fest. Etwa 60.000 Menschen wurden im letzten Jahr allein aus der BRD abgeschoben. Angesichts dieser (Zahlen-)Verhältnisse wirken obenbeschriebene Ansätze und Projekte wie winzige Sandkörner, die dieser Verwertungs-, Vertreibungs- und Vernichtungsmaschinerie nichts anhaben können. Absehbar wird sich an diesen Machtverhältnissen wenig ändern lassen. Aber die Beispiele begreifen wir insofern als wegweisend, als sie mögliche Dimensionen einer längerfristigen Orientierung aufzeigen.

Noch sind es schwache Punkte, die es in kontinuierlicher Kleinarbeit (!) zu Fäden zu verdichten gilt, um am Aufbau einer solidarischen Vernetzung mitzuwirken.

Anmerkungen

(1)
aus Jäh Chib Nr.2, März 1994: Materialien zur Situation der Roma und der BRD, Schwerpunkt: Leben in der Illegalität, Hg. Rom e.V., Bobstr.6-8, 50676 Köln

(2)
Rotationsmigration meint die zeitlich befristete Einreise von Arbeitskräften, z.B. Vertrags- oder SaisonarbeiterInnen. Damit sparen Staat und Unternehmen einen Großteil der Lohn- und alle Sozialkosten. Jeglicher Familiennachzug soll unbedingt verhindert werden.

(3)
Die brasilianische Metropole Sao Paulo gilt als Musterbeispiel für die räumliche Zusammenballung von ungeheurem Reichtum in Innenstadtzonen, die die Skylines deutscher Großstädte in den Schatten stellen, und bitterster Armut in den zahlreichen Barrios der Vorstädte. Entsprechend frontal verlaufen die sozialen Auseinandersetzungen (vgl. auch Materialien für einen neuen Antiimperialismus, Band 2).

(4)
Am 1.4.1993 die Beschleunigung der Asylverfahren/Schnellverfahren, am 1.7.1993 die Änderung von Artikel 16 (Drittstaaten- und Flughafensonderregelung), am 1.11.1993 das Asylbewerberleistungsgesetz mit Sozialhilfekürzung bzw. Freßpaketen statt Geld

(5)
siehe dazu Text und Thesen "Suchprozesse gegen starre Pole", in: Swing - autonomes Rhein-Main-Info Nr.60

Dokumentation aus: BUKO-Arbeitsschwerpunkt Rassismus und Flüchtlingspolitik (Hg.): "Zwischen Migration und Arbeit. Neue Migration und Legalisierungsdebatte", Verlag Libertäre Assoziation 1995 •

Foto: Dorothee Luik

„Detailliert und widerspruchsfrei“

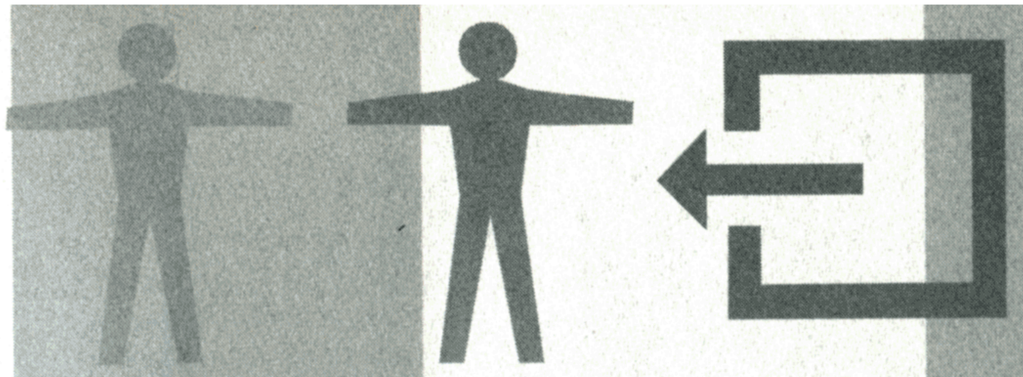
REFUGIO München ist ein psychosoziales Beratungs- und Behandlungszentrum für Flüchtlinge und Folteropfer. Das „interdisziplinäre und interkulturelle“ Team bietet neben einer Reihe von Therapieformen auch eine medizinische Diagnostik und Beratung für Flüchtlinge an, die gefoltert und traumatisiert wurden oder sich in schweren psychischen Krisen befinden. Die unbedingt nötige langfristige Behandlung dieser PatientInnen ist aber kaum möglich, da seit der faktischen Abschaffung des Asylrechts im Jahr 1993 auch Folter und andere schwerste Traumatisierungen nicht mehr als Asylgrund anerkannt werden.

Das liegt zum einen an den rigiden und viel zu schnellen Anhörungsverfahren nach der Antragstellung und zum anderen an der seltsamen „völkischen“ Konsequenz, mit der RichterInnen und EntscheiderInnen in Asylverfahren die Aussagen von Flüchtlingen auch bei und oft geradezu wegen psychotherapeuthischer Betreuung als Lügen abstempeln. Um die fragilen psychischen Realitäten Traumatisierter besser zu erkennen und die extremen Leidensgeschichten vieler Flüchtlinge im Zusammenhang mit deren politisch nicht gewollter Wahrnehmung zu diskutieren, hat REFUGIO am 16. November 1996 eine Fachtagung unter dem Titel *„Wahrnehmen des Unsagbaren. Psychopathologie und Handlungsbedarf nach Traumatisierung und Folter“* veranstaltet.

In seiner Einleitung umriß Jürgen Müller-Hohagen die historischen und theoretischen Bezugspunkte des Themas. Er konstatierte dabei die massenhafte Verleugnung der Traumatisierungen von KZ-Opfern durch die Psychiatrie in Deutschland bis weit in die 70er Jahre hinein und beklagte, daß bis heute vorwiegend die Leiden der Täter thematisiert würden.

Gleichzeitig dehnte er allerdings selbst den Trauma-Begriff von Trennungs- bzw. Scheidungs- über Mißbrauchserfahrungen bis zum Holocaust aus und brachte an Hand der Theorie der „sequenziellen Traumatisierung“ oder „Retraumatisierung“ das einzig wirklich peinliche Beispiel dieser Veranstaltung bei: Im Hasenbergl lebende sog. Rumäniendeutsche hätten mit ihrem Exodus aus Rumänien ihr erstes Trauma erlitten, als dann die Stadt München eine türkische Familie in ihren Block setzte, sei diese Traumatisierung wiederholt bzw. wiederbelebt worden. Nationale, ethnische und nicht zuletzt rassistische Differenz als Ursache von Traumatisierung?

Der seit 1982 in Chile als Psychotherapeut tätige David Becker widersprach vehement solchen Verdrehungen und Ausweitungen, aber auch dem inflationären Gebrauch des Begriffs Trauma. Schwerst-traumatisierungen würden demgegenüber immer noch unterdrückt. An eindrucksvollen Beispielen ließ Becker die unheimliche Kontinuität und Realität von Traumatisierungen erscheinen: im Yom Kippur-Krieg wird ein israelischer Soldat im letzten Moment aus einem brennenden Panzer gerettet. Er überlebt und führt ein fast normales Leben. Als die Israelis 9 Jahre später im Libanon einmarschieren, geht er ins Kriegsgebiet und verbrennt sich selbst. Ein 10jähriger Junge in Berlin will Pfarrer werden, ist gleichzeitig aber ungewöhnlich aggressiv. Die Mutter erklärt, daß der Vater bei der SS war, und der Sohn deshalb Pfarrer werden sollte, damit durch das Zölibat das „Böse im Blut“ aussterbe. Ein chilenischer Junge malt 1988, was sein Vater erlebt, ihm aber nie erzählt hat: Gefängnis und Folter, während der Militärdiktatur Pinochets. Es ist das Jahr der Demokra-



tisierung in Chile, aber gleichzeitig der Integration der Diktatur in den neuen „Rechtsstaat". Diese Beispiele machen klar, daß generell sowohl Täter wie Opfer traumatisiert sein können, es aber doch in erster Linie eine politische Entscheidung bleibt, wer als Täter und wer als Opfer zu bezeichnen ist.
Becker betont vor allem den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Repression und sich stets von neuem entwickelnder Symptombildung. Er verlangt den „parteiischen Therapeuten" und verwendet deshalb nicht den in den USA zuerst auf Vietnam-Veteranen bezogenen Begriff „post-traumatische Belastungsstörung", sondern spricht von Extremtraumatisierungen, an denen nichts „post" ist, weder die Ursachen noch die Symptome. Die ursprünglichen politischen Verhältnisse, die zur Traumatisierung führten, bleiben ebenso relevant, wie die jeweiligen Umstände der „sequenziellen" Symtombildungen. Die Traumatisierungen selbst bleiben in dieser Konzeption daher auf unabsehbare Zeit bestehen. Sie sind nicht verstehbar als abspaltbare, rein innerpsychische Wirklichkeiten, ohne sie als „politische Unterdrückung an konkreten Körpern" aufzufassen. „Wenn wir die politischen Prozesse vergessen," sagt Becker „dann machen wir die Leute noch kränker." Damit sind auch die Verhältnisse in den Ländern gemeint, wo Traumatisierte als Flüchtlinge Schutz suchen. Den gesamten Asylkomplex in Deutschland nennt Becker in diesem Zusammenhang ein „Verbrechen im Sinne der Gesunderhaltung", denn Flüchtlinge werden hier systematisch weiter traumatisiert. Das liege nicht nur am alltäglichen Rassismus, an der Einschüchterung durch Polizei und Behörden, sondern speziell auch an der Gutachterpraxis, die sich wenig von der unterscheide, mit der die Überlebenden des Holocaust konfontiert waren. Wieder muß Folter detailliert und widerspruchsfrei dargestellt werden. Wer bruchstückhaft berichtet, gilt als unglaubwürdig! Doch die ersten psychischen Reaktionen auf Folter sind stets ein Abspalten des Grauens, ein Nicht-Zulassen-Können einer solchen Erfahrung als unabdingbare Voraussetzung für das Weiterleben.
Michael von Cranach, Leiter des Krankenhauses in Kaufbeuren, machte im Anschluß daran klar, warum sich die Psychiatrie in Deutschland mit dem Begriff des Traumas bisher so schwer tat. Sie blieb allzu lange dem Etikett der „Krankheit" verhaftet. Schon Kraeplin und Freud konnten mit den sog. „Kriegszitterern" nach dem 1. Weltkrieg nicht anders als krankheitsbezogen umgehen: diese waren eben konstitutionell unfähig, mit ihren Kriegserfahrungen integrativ, an die gesellschaftliche Normalität angepaßt, umzugehen. Erst nach dem 2. Weltkrieg entwickelte insbesondere die amerikanische Sozialpsychiatrie die Formel der depressiv reaction, in der der alte Krankheitsbegriff zugunsten einer psychischen Reaktion auf ein äußeres Ereignis aufgegeben wurde. Mit post traumatic stress disorder („Post-traumatische Belastungsstörung") war schließlich 1980 ein Begriff in das Diagnosemanual der American Psychiatric Association eingegangen, der sich auf unterschiedlichste traumatisierende Erfahrungen wie Kriegssituationen und Naturkatastrophen bezog. Daß der Begriff auch im feministischen Diskurs um Mißbrauch und Vergewaltigung Bedeutung erlangte, erwähnte Cranach jedoch nicht. Die Diskussion brachte noch die Kritik am Begriff der „Störung" in der deutschen Übersetzung von stress disorder ein, der eine individuelle Verantwortung für das „Krank-Sein" suggeriere.
Im Vortrag des Schweizer Kinder- und Jugendlichenpsychiater Heinz Stefan Herzka ging es erst einmal um die Auswirkungen von Traumatisierungen auf die nächste Generation. Er ließ auf sehr charmante Art und Weise das Publikum sich wechselseitig von NachbarIn zu NachbarIn vorstellen und kurz die Geschichte der jeweils eigenen Familie während der Nazizeit skizzieren. Dann sprach er von den „Risiken der 2. Generation" der KZ- bzw. Holocaust- Überlebenden bezüglich einer Verzerrung der Erfahrung (Bagatellisierung/Hochstilisierung), einer Unsicherheit oder Verleugnung in der Erziehung, sowie Scham und Rächerrollen, spezifische Adoleszenz-Krisen durch die Abhängigkeit von der Familie und schließlich die Identifikation mit dem Aggressor, wie man die Haltung Israels zu den Palästinensern interpretieren könnte. Im 2. Teil des Referats thematisierte Herzka die Schwierigkeiten in der Therapie. Er beklagte die mangelnde Politisierung in den helfenden Berufen, den Erfolgsdruck von TherapeutInnen und deren Neigung, in Komplizenschaft mit den PatientInnen sich selbst als Opfer zu verstehen. Zum Abschluß der Tagung beschwor Waltraud Wirtgen von REFUGIO noch einmal eine „Ethik des Konflikts" gegen das Schweigen, Verdrängen und Unterdrücken von Traumatisierungen. Obwohl nur 0,8 % der weltweiten Migrationen nach Europa führten, sei die Ablehnung der Flüchtlinge groß. Für Schwersttraumatisierte könne sich die ständige Angst vor Abschiebehaft und Abschiebung nur fatal auswirken. Die zahlreichen Selbsttötungen in diesem Zusammenhang sprächen für sich. Dazu kämen die Probleme einer meist zu kurzfristigen Behandlung (Krisenintervention), die nicht als ein Fitmachen für die Abschiebung verstanden werden dürfe.

In der Schlußdiskussion meldeten sich auch EntscheiderInnen aus dem Ausländeramt zu Wort. Sie wehrten sich dagegen, als VerbrecherInnen bezeichnet zu werden, obwohl David Becker den gesamten Asylkomplex so bezeichnet hatte und nicht einzelne Personen. Sie nahmen aber einen Vorschlag zur Supervision durch REFUGIO an, der ihnen im Vorfeld der Veranstaltung gemacht worden war - und erhielten dafür unverdienten Applaus. Denn die Nachfrage bei Frau Wirtgen hat ergeben, daß sich bis zur Drucklegung dieses Heftes in dieser Hinsicht nichts getan hat. Zu fragen wäre allerdings auch, ob eine solche Supervision den EntscheiderInnen nicht jenes gute Gewissen verschaffen könnte, weniger traumatisierte Flüchtlinge bedenkenlos abzuschieben. ◦

Tagung zur Traumatisierung durch Folter, Flucht und Vertreibung

Aufruf zur Vorbereitung überregionaler Innen-Stadt-Aktionen im Sommer '97

In der Innenstadt kreuzen sich Verkehrs-, Waren- und Passantenströme. Immer wieder tauchen in diesen Strömen Leute auf, die angeblich stören. Obdachlose, die sich in der Stadt aufhalten wollen, Junkies, die Treffpunkte, Ruhe und Stoff brauchen, MigrantInnen, denen es eventuell an touristischer Kaufkraft und Aufenthaltsrecht mangeln könnte usw. Deshalb gibt es Kontrollen, Videokameras, Platzverweise. In allen Städten entstehen neue Allianzen zwischen Geschäftsinhabern, Sicherheitsdiensten und städtischen Institutionen, die die Innenstadt dem „gehobenen Kauf-Erlebnis" und der gestylten Repräsentation von Unternehmen vorbehalten möchten. Gegen diese Kontrolloperationen werden im Juni dieses Jahres in der BRD, der Schweiz und Österreich Aktionen organisiert, um die neo-rassistische Sauber-City zu überraschen.

- Gleichzeitige Aktionen in möglichst vielen Städten sollen den Konsens stören, daß innerstädtische Räume mehr und mehr einer „qualifizierten Öffentlichkeit" (Deutsche Bahn AG) zugänglich sind, und daß Geschäftsleute mit Hilfe von Polizei und privaten Diensten bestimmen, wer sich vor ihren Läden aufhalten darf.
- Ausgrenzung und Aufsplitterung sollen aufgehoben werden, indem sich über die Aktionen Leute treffen, die sonst individualisiert Repressionen erfahren.
- Ein Anstoß soll für weitergehende Diskussionen und für lokale wie überregionale Aktionsbündnisse und die Sichtbarkeit linker Politik gegeben werden.

Seit dem Umbau Münchens zur Olympiastadt ist die Innenstadt für Geschäfts- und Dienstleistungszentren vorgesehen. Der Marienplatz zum Beispiel bietet zwar größte Medienöffentlichkeit und wird deshalb gerne für Kundgebungen genutzt, ist aber ansonsten von Touristen und kaufkräftigen Einheimischen beherrscht. Die Umstrukturierung von München in Konsum/Tourismus- und Machtrepräsentationszonen ist weitgehend durchgesetzt und wurde in den letzten Jahren nur durch neue Verordnungen vervollständigt (Konsumverbot alkoholischer Getränke in der Fußgängerzone/Aufenthaltsverbote & Platzverweise).

Wir, AktivistInnen aus dem Kultur- und Politikbereich, planen zur Innen-Stadt-Aktion im Juni 1997 in München einen repräsentativen Raum in der Innenstadt zu bekommen, um hier unseren Forderungen Präsenz zu verleihen, weiter zu arbeiten und um uns ein Stück des Zentrums anzueignen. Unser Aufruf geht nun an alle Gruppen und Initiativen, die von Verdrängung betroffen sind bzw. zu den angesprochenen Themen arbeiten, sich an der Aktionswoche zu beteiligen. Die Räumlichkeiten sollen dazu dienen, möglichst vielfältige Interessen und Arbeitsformen vorzustellen und jede Gruppe könnte hier selbstorganisiert ihre Arbeit bzw. ihre Forderungen in der Innenstadt präsentieren und behaupten.

Unabhängig von dieser Initiative, sich im Zentrum eigene Räume anzueigenen, sollen bei den Innen-Stadt-Aktionen kapitalistische und rassistische Ordnungspraktiken unterbrochen werden. Darüber hinaus können wir uns vielfältige Projekte, die sich mit der Veränderung der Innenstadt beschäftigen, vorstellen. Wir schlagen allen interessierten Gruppen vor, ein gemeinsames Aktionsprogramm abzustimmen und laden zu einem Innenstadtplenum ein. O

Kontakt: Tel. 089/6971471

Bayerische Art gegen AntimilitaristInnen

„Fester hingelangt“ nach bayerischer Art haben die Gesetzeshüter am Sonntag, den 17.11.96, als es darum ging, den würdevollen Ablauf der Gedenkfeierlichkeiten zum Volkstrauertag vor Störungen durch *„volksfeindliche“* Elemente zu schützen. Selbige hatten sich nämlich unverschämterweise erdreistet, ihre Meinung öffentlich kundzutun. Die Veranstaltung war ja nur für *„ordentliche Deutsche“* gedacht, nicht für frei denkende Menschen. In einer gemeinsamen Parade von Bundesgrenzschutz, Militär und Burschenschaften wurde der Helden des deutschen Faschismus gedacht. Junge Nationaldemokraten trugen ein Transparent mit der Aufschrift: *„Unsere Väter waren keine Verbrecher - wir sind stolz auf sie!“* Dieser Nazi-verbrechen verherrlichende Spruch wurde ungefähr eine halbe Stunde hochgehalten, bevor sich die Herren der Polizei bequemten, das Transparent zu beschlagnahmen. Die Träger wurden um ihre Ausweise gebeten und dann laufengelassen. Mit den 26 anwesenden AntimilitaristInnen wurde da schon anders umgesprungen.Schon bevor irgendjemand einen Muckser tun konnte, umzingelten Uniformierte sowie Herren mit brauner Lederjacke und Kopfhörer das kleine Häufchen von Leuten, das sich auch äußerlich deutlich vom restlichen Publikum unterschied. Als sich erste Rufe vernehmen ließen, hatte die Polizei kaum Mühe, die altbewährte bayerische Art durchzusetzen. Behutsam schoben uns die Beamten einige Meter in den Hintergrund. Dezente Faustschläge bestärkten unseren Eindruck, daß kritische Äußerungen hier nicht erwünscht waren. Als wir im Mittelpunkt polizeilicher Aufmerksamkeit standen (endlich!), eröffnete man uns die Möglichkeit, per Bus in die Ettstraße zu fahren. Unser Wunsch nach freiem Abzug wurde mit einem müden Lächeln beantwortet. Aufs Herzlichste wurden wir im Präsidium empfangen. Daß die Ettstraße unser trautes Heim für die nächsten sieben Stunden sein sollte, merkten wir spätestens, als sie uns aufforderten, die Schnürsenkel aus den Schuhen zu nehmen. Aus der zuerst angekündigten Personalienaufnahme wurde eine große erkennungsdienstliche Behandlung. Einige Beamten drückten ihr Interesse durch einen Hausbesuch deutlich aus. Da sie eigentlich nicht wußten, was sie suchten, beschränkten sie sich auf ein paar Erinnerungsfotos. Unserer Meinung nach paßt ein solches Vorgehen in eine Reihe von repressiven Maßnahmen gegen AntimilitaristInnen in der letzten Zeit - und das nicht nur in Bayern. Beispiel dafür ist auch das geplante *Ehrenschutzgesetz* für deutsche Soldaten. Es besagt, daß Leute, die sich öffentlich negativ zu Angehörigen der Bundeswehr äußern, bis zu drei Jahre in den Knast wandern können. In Zukunft wird es also die Polizei noch leichter haben, die Äußerung von antimilitaristischen Standpunkten zu unterbinden. Gleichzeitig wird durch massive Werbung und öffentliche Rekrutengelöbnisse versucht, das Ansehen der Bundeswehr zu heben und die Akzeptanz für deutsche Kriegseinsätze in aller Welt in die Köpfe einzuhämmern. Wir fordern:

- *Schluß mit der Kriminalisierung von AntimilitaristInnen und Antifas und Rehabilitierung aller bereits Verurteilten, insbesondere von Deserteuren und Totalverweigerern!*
- *Weg mit dem Ehrenschutzgesetz! Keine Heimatfront für Großdeutschland!*
- *Keine Abschiebung von Kriegsflüchtlingen und Deserteuren! Offene Grenzen für alle! Schluß mit den Rüstungsexporten!*
- *Abschaffung der Bundeswehr und aller Repressionen! Für ein freies, selbstbestimmtes Leben! Ø*

kurze sachen

Die Zeitschrift „Der Ausbruch“- Informationen über die Repression gegen italienische Anarchistinnen -, die monatlich in München erscheint, ist über das Solidaritätskomitee Italien, Infoladen, Breisacherstraße 12, 81667 München zu bestellen oder in der „Basis“ zu kaufen. + Außerdem findet seit dem 17.1.97 jeden Freitagabend im Infoladen das „Bunte Hilfe Cafe“ statt. Die Einahmen gehen an Leute aus München, die Verfahren haben. + Dem Freiraum Nr. 25 vom Herbst ‘96 soll eine Frühjahrsnummer ‘97 folgen, und wir warten auf die neue „Stadtratte“. + Für drei Mark ist ein Handbuch mit ausführlichem Adreßteil mit dem Titel „First Steps für Flüchtlinge und AsylbewerberInnen in München“ beim „Forum für interkulturelle Arbeit und Völkerverständigung e.V.“ und im „Dritte Welt Cafe“ erhältlich. + Im Rahmen der Volkshochschulveranstaltungsreihe „Lektionen über Gerechtigkeit“ wird am 26.4.1997 Johannes Agnoli in die „blackbox“ im Gasteig kommen. Sein politisches Denken, geprägt vom Autonomiegedanken, hat mehrere Generationen der Linken nachhaltig beeinflußt. + Das KOMM in Nürberg ist gekündigt. Die Verhandlungen mit der Stadt und ihrem CSU-Oberbürgermeister Ludwig Scholz führen nicht weiter: “Der CSU mißfällt die absolut reinrassige, linke, kommunistische Ideologie, wie sie in der KOMM-Zeitung von einer Minderheit formuliert wird. Wir wollen das KOMM wieder als das etablieren, was es ursprünglich war: ein Künstlerhaus.“ Genaueres im nächsten Heft. + Im Münchner Gewerkschaftshaus hat Maxi Besold, eine verdiente alte Gewerkschaftlerin, die Ausstellung „Rosa Luxemburg - ein Leben für die sozialistische Idee“ zusammengestellt. O

Jetzt helfe ich mir selbst!

Vorabdruck aus dem „Handbuch der Kommunikationsguerilla“ - mediale Pannenhilfe der autonomen a.f.r.i.k.a. gruppe im Verlag Libertäre Assoziation/Schwarze Risse/Rote Strasse.

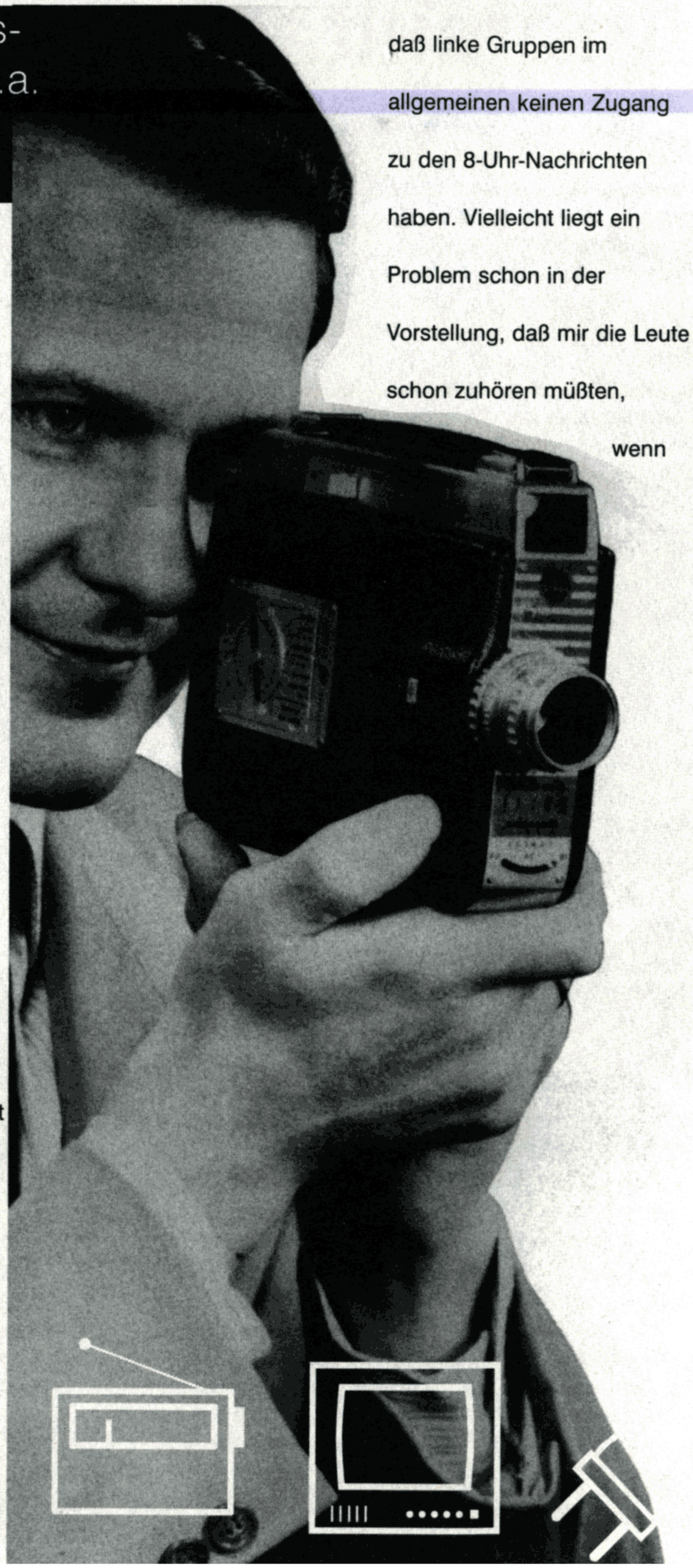
Das Handbuch entwickelt ein Konzept politischer Aktionsformen, von dem die AutorInnen annehmen, es sei bislang als unwesentliches Beiwerk linker Politik unterschätzt worden: Störung der Medien, subversives Mißverstehen ihrer Botschaften und Imagebeschmutzung. Es enthält Beschreibungen von Personen und Gruppen, die mit „Kommunikationsguerilla“ zu tun haben: von Dada über die Situationisten bis hin zum „Büro für Ungewöhnliche Maßnahmen“ und der KPD/RZ. Es bietet einen Überblick über Namen, Adressen und Aktionen.

Warum hört mir keiner zu?
(oder Wie funktioniert Kommunikationsguerilla?)

„Kommunikation ist unmöglich“ (radikale Konstruktivistinnen)

„Man kann nicht nicht kommunizieren“ (Paul Watzlawick)

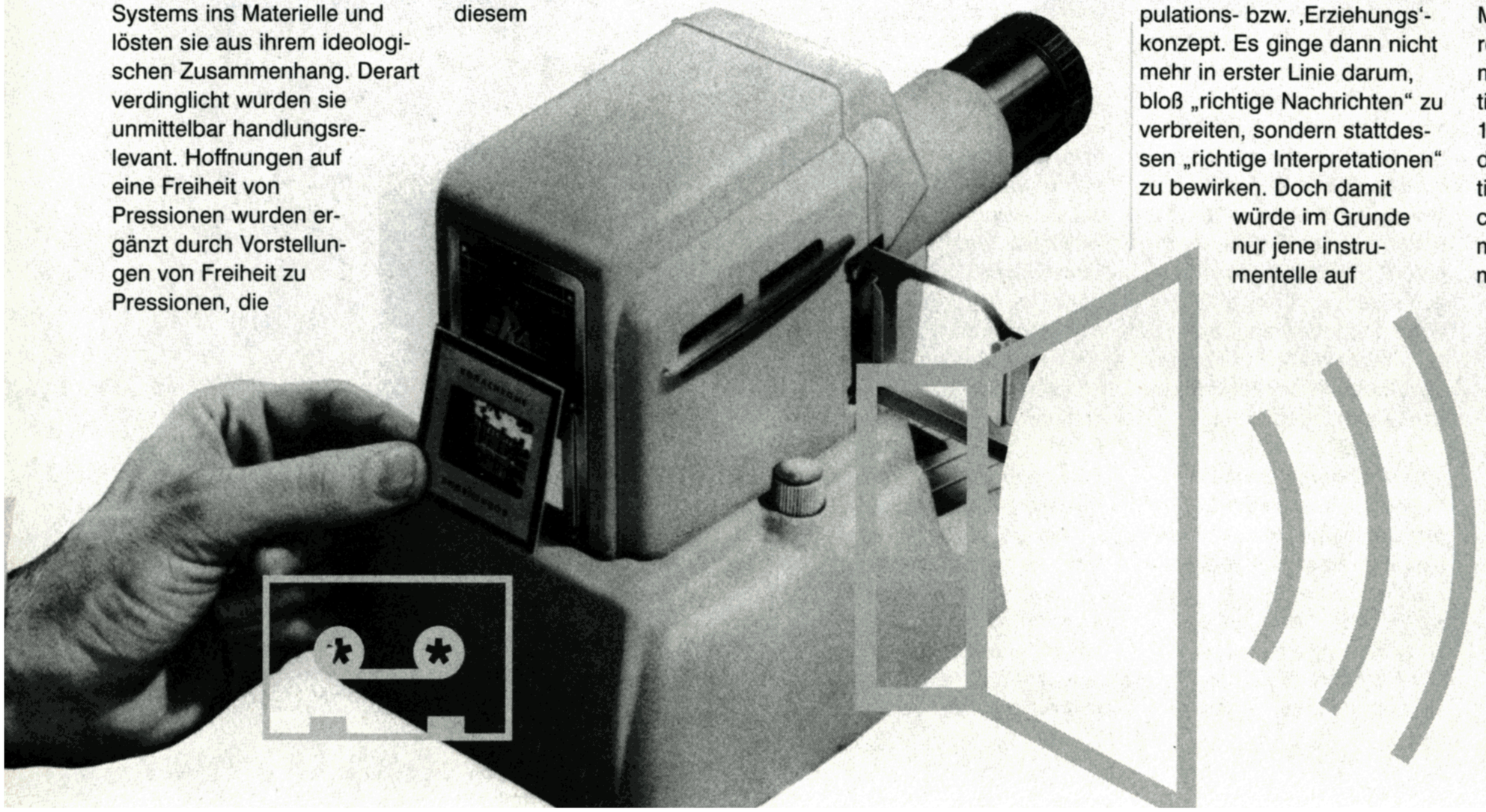
Wer kennt nicht folgende Situation: Da bringst du ein Flugblatt heraus, auf dem du zu einer Demo gegen eine der üblichen Sauereien aufrufst. Du hast die ganze Sache auf Konsens diskutiert, die politische Analyse ist von bestechender Logik, die Konsequenzen sind kristallklar und die Forderungen prägnant formuliert – und keiner hört dir zu: Auf der Demo erscheint nur das übliche linke Szenepublikum. Das nächste Mal machst du es besser: Du verteilst nicht bloß ein Flugblatt an den üblichen Plätzen, sondern gibst gleich eine ganze Stadtteilzeitung heraus, die alle Bürgerinnen erreicht, machst eine Sendung im Stadtradio und setzt das Ganze auch noch auf irgendeiner Homepage ins Internet – aber wieder reagiert kein Schwein.
Du hast deine Botschaft so eindeutig wie möglich formuliert, zur Verbreitung alle verfügbaren Kanäle genutzt, und daß die Empfängerinnen deine Botschaft einfach nicht kapieren, nimmst du auch nicht an. Woran liegt's dann, daß dir keiner zuhört? Vielleicht ja weder an der Botschaft noch an der Tatsache, daß linke Gruppen im allgemeinen keinen Zugang zu den 8-Uhr-Nachrichten haben. Vielleicht liegt ein Problem schon in der Vorstellung, daß mir die Leute schon zuhören müßten, wenn

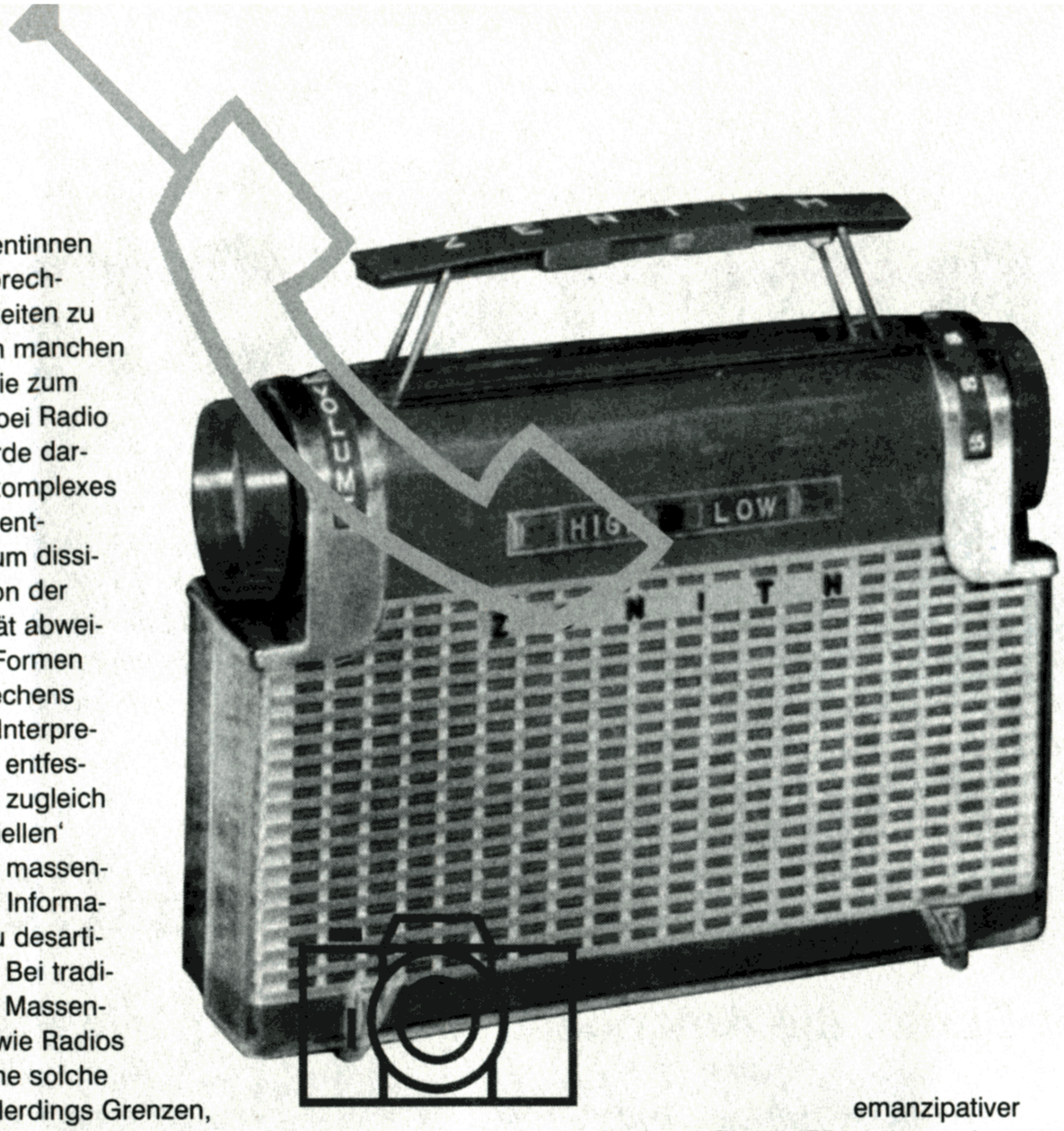


ich nur die richtigen Dinge sage, und in dem dahinterstehenden Kommunikationsverständnis. Wenn wir im folgenden einen Blick auf verschiedene Kommunikationsmodelle werfen, dann werden wir daraus zwar keine Strategie ableiten können, die Frusterlebnisse der oben genannten Art zuverlässig vermeidet. Aber vielleicht verhilft die Beschäftigung mit solcher Theorie nicht nur zu einer klareren Vorstellung darüber, warum ‚mir keiner zuhört', sondern auch zu einer Bereicherung der politischen Praxen. Traditionelle linke Politik verläßt sich häufig vor allem auf die Kraft linker Inhalte. Das Vertrauen darauf, daß die bloße Vermittlung solcher Inhalte eine wirksame Form politischen Handelns darstellt, ist schwer zu erschüttern. Linke Inhalte sollten und sollen das Netz manipulierender Botschaften zerreißen, mit dem die Medien das Bewußtsein der Massen beeinflussen. Die von der Frankfurter Schule (Adorno, Theodor W./ Horkheimer, Max: Kulturindustrie: „Aufklärung als Massenbetrug", 1944) entfaltete Kritik an der Kultur- als Bewußtseinsindustrie entwickelte sich in den 60er Jahren zum Gemeinplatz von den Möglichkeiten allumfassender medialer Manipulation. Umgekehrt entstand auch die Vorstellung, daß diese Möglichkeiten gegebenenfalls auch im Sinne von Aufklärung umkehrbar seien. Wie H.M. Enzensberger es 1970 einmal zugespitzt formuliert hat: *„...Die Frage ist nicht, ob die Medien manipuliert werden oder nicht, sondern wer sie manipuliert."* (Enzensberger, Hans-Magnus: Baukasten zu einer Theorie der Medien. In: Kursbuch Nr. 20/1970, S.59–186.) (...) Kommunikationsmodelle sind stets reduzierte und häufig sehr technizistische Bilder für einen komplexen Prozeß. Dennoch können sie dazu dienen, die Voraussetzungen verschiedener Vorstellungen in bezug auf Kommunikation und Massenkommunikation klarer zu benennen. Die obengenannte Manipulationsthese entspricht einem sehr einfachen Kommunikationsmodell, das nur den – im Falle der Massenkommunikation zentral und industriell organisierten – ‚Sender', den ‚Kanal', auf dem die Information transportiert wird, und deren ‚Empfänger' betrachtet, also eine lineare Kommunikationskette (Sender/Quelle >– Kanal –< Empfänger) annimmt. Dieses Modell unterstellt, daß die von einem Sender ausgesandten Informationen nicht nur tatsächlich via Kanal beim Empfänger ankommen, sondern auch im vom Sender beabsichtigten Sinne interpretiert werden. Eine Veränderung von Bewußtsein würde sich demzufolge direkt durch die Veränderung der TV-Sendungen, die Beförderung des Wahrheitsgehalts der Werbung oder des Genauigkeitsgrades von Zeitungsmeldungen ergeben. Aber selbst wer Form und Inhalt einer Botschaft vollständig kontrolliert, kann deshalb das Bewußtsein ihres Empfängers nicht zwangsläufig in einer bestimmten Richtung beeinflussen. Schließlich besitzt der Empfänger jene(n Rest von) Freiheit, eine Botschaft anders zu lesen, als vom Sender vorgesehen. Und das ist gut so. Umberto Eco bezeichnet diesen Sachverhalt als das Prinzip der Interpretationsvariabilität: Die Welt der (Massen-) Kommunikation ist voller abweichender und gegensätzlicher Interpretationen (Eco, Umberto: Für eine semiologische Guerilla. In: Ders.: Über Gott und die Welt. München 1985, S. 146–156.). (...) Welche Lesart, Zustimmung oder Ablehnung, gewählt wird, hängt von verschiedenen Faktoren beim Empfänger ab. Der Sender kann allenfalls versuchen, eine bestimmte bevorzugte Lesart der übermittelten Informationen nahezulegen (...) Und dieses Problem stellt sich für alle Sender gleichermaßen: Wenn die Linke via (Massen-) Medien emanzipatorische Inhalte verbreiten möchte, hat sie die gleichen Schwierigkeiten wie jeder andere Sender im System der Massenkommunikation auch. (...) Die Art und Weise, in der übermittelten Informationen Bedeutungen zugeordnet werden, bezeichnen wir als (semiologischen) Code. Erst das Zusammenspiel zwischen dem Adressaten einer Botschaft, der Situation, in der kommuniziert wird, und dem entsprechenden Code bestimmt, wie die Botschaft gelesen wird. Interpretationsvariabilität ergibt sich aus der Tatsache, daß stets verschiedene Codes zur Interpretation einer bestimmten Botschaft verwendet werden können. Eco veranschaulicht diesen komplexen Prozeß durch das Beispiel eines Mailänder Bankangestellten, der eine Kühlschrankwerbung wahrscheinlich als Kaufanreiz sieht. Einem arbeitslosen Landarbeiter in Kalabrien kann sie dagegen vor Augen führen, in welchem Maße er aus der Wohlstandswelt ausgeschlossen ist, und ihm so eine Kritik an seiner sozialen Situation nahelegen. Deshalb könne Fernsehwerbung in bestimmten gesellschaftlichen Konstellationen als revolutionäre Botschaft wirken. (...) Die Rezeption beinhaltet einen Prozeß der Bedeutungskonstruktion, der in einer gegebenen Situation zwischen medialer Information und sozial positionierter Rezipientin jeweils neu ausgehandelt wird. Dabei sind die Interpretationen der Rezipienten nicht völlig frei. Vielmehr werden in der Regel bestimmte Interpretationen bevorzugt, die gesellschaftlich mehr oder weniger naheliegen und als ‚normal' empfunden werden. Zugleich reproduziert sich dadurch diese ‚Normalität' in einer Endlosschleife, die nur schwer zu durchbrechen ist. Andererseits sind den Subjekten stets auch abweichende, *‚dissidente'* Lesarten einer gegebenen Information möglich. Auf der Grundlage des Funktionsprinzips von Verstehen im Rahmen der Massenkommunikation und der Interpretationsvariabilität beschäftigt sich Eco auch mit Fehlinterpretationen oder ‚misunderstandings', die in der Mediensoziologie gemeinhin als Kompetenzdefizit abgehandelt, von ihm aber als Resultat bewußt eingesetzter sozialer Taktik verstanden werden. Dabei wird der Code des Senders mit einer „abweichenden Decodierung" konfrontiert. Es zeichne sich „die Möglichkeit einer Taktik der Decodierung ab, wobei die Botschaft als signifikante Form unverändert bleibt". (Eco, Umberto: Einführung in die Semiotik. München 1972, S. 441) Das heißt, eine Botschaft sehr verschiedenen

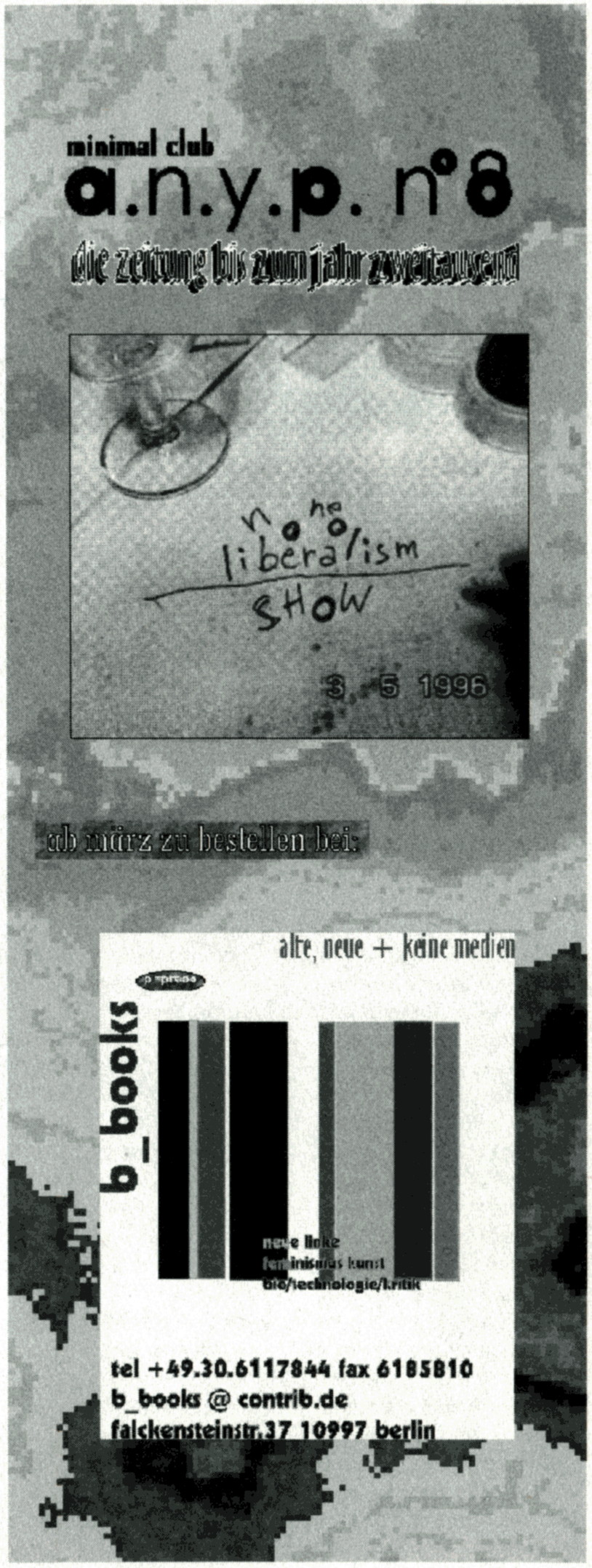
Interpretationen auszusetzen, sie zu kommentieren und zu diskutieren und schließlich *„die Bedeutung dieser Botschaft umdrehen“* (Eco 1985a, S. 154), ist die Grundlage aller Entwendungen und Umdeutungen. Die eigentlich spannende Frage ist daher aus unserer Sicht, wie in einem Kommunikationsprozeß Bedingungen zustandekommen können, in denen von der Normalität abweichende Bedeutungskonstruktionen relevant werden. 1848 decodierte beispielsweise der bäuerliche Protest klassisch bürgerliche Forderungen in seinem eigenen Sinne. Die Nachricht von der Aufhebung des *„Preßgesetzes“* und von der Freiheit der Presse entzifferten sie als nichts anderes als das Ende *„von allem Druck und Gepresse der herrschaftlichen Abgaben“*. Dabei übersetzten sie zentrale Schlüsselwerte des bürgerlich-liberalen politischen Systems ins Materielle und lösten sie aus ihrem ideologischen Zusammenhang. Derart verdinglicht wurden sie unmittelbar handlungsrelevant. Hoffnungen auf eine Freiheit von Pressionen wurden ergänzt durch Vorstellungen von Freiheit zu Pressionen, die schließlich in den Agrarunruhen mündeten: *„Es ist die Freiheit, um alle die zu drücken und zu pressen, die dies bisher mit uns getan haben.“* (Zit. n. Wirtz, Rainer: ‚Widersetzlichkeiten, Excesse, Crawalle, Tumulte und Skandale‘. Soziale Bewegung und gewalthafter sozialer Protest in Baden 1815–1848. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1981, 182 ff.) (...) Angesichts des Problems der Interpretationsvariabilität gelte es, so Eco, für einen emanzipativen Mediengebrauch nicht beim Sender, sondern bei den Empfängerinnen massenmedialer Botschaften anzusetzen. Zentral sei hierbei, im Moment der Ankunft der Botschaft bei möglichst vielen Rezipientinnen eine Konfrontation ihrer Empfängercodes mit denen des Senders zu provozieren und abweichende Lesarten in den Vordergrund zu rücken. In diesem Sinne wäre ein politische Gruppe dann fähig, den Inhalt einer Botschaft zu verändern, wenn es hier gelänge, mit ihren Mitteln vor Ort zu intervenieren: „Es kommt darauf an, überall in der Welt den ersten Platz vor jedem Fernsehapparat zu besetzen...“ Allerdings verrät Eco nicht, wie das zu bewerkstelligen wäre, und so bleibt das von ihm formulierte Konzept einer ‚semiologischen Guerilla‘ ziemlich unbestimmt (Dauerfernsehen als das neue Subversionsprinzip? Naja. Und dann auch noch überall gleichzeitig!). Aber auch grundsätzlich ist das Konzept von Eco (oder zumindest die Art und Weise, wie er es formuliert) problematisch. Wenn er fordert, anstelle der gesendeten Informationen „die Botschaft und ihre vielfachen Interpretationsmöglichkeiten zu kontrollieren“, dann stellt sich die Frage, ob daran irgendetwas wünschenswert ist. Eco kann sich nicht so recht entscheiden, ob nun jene Erzieherlogik im Vordergrund steht, die den Schäfchen durch Intervention von Dritten die ‚richtige‘, ‚kritische‘ Interpetationsweise nahelegt oder ob es darum geht, daß die Adressaten medialer Angebote selbst in die Lage versetzt werden sollen, „die Botschaft und ihre vielfachen Interpretationsmöglichkeiten zu kontrollieren“. Die erste Lesart wird duch Formulierungen wie die folgende nahegelegt: Mit der massenmedialen Kommunikation habe sich die „Art und Weise verändert, wie man ihm (der Medienkonsumentin) beibringt, frei und bewußt zu sein“. (Eco, Umberto: Die Multiplizierung der Medien. In: Ders.: Über Gott und die Welt. München 1985b, S. 157–162, S. 160) So gelesen, wäre Ecos ‚semiologische Guerilla‘ nur ein fortentwickeltes Manipulations- bzw. ‚Erziehungs‘-konzept. Es ginge dann nicht mehr in erster Linie darum, bloß „richtige Nachrichten“ zu verbreiten, sondern stattdessen „richtige Interpretationen“ zu bewirken. Doch damit würde im Grunde nur jene instrumentelle auf Hegemonie zielende Umgangsweise mit Kommunikation verdoppelt, die sich in dem Begriff der Kontrolle ausdrückt, der Ecos Formulierungen in diversen Schattierungen durchzieht. Trotzdem lenken Ecos Überlegungen die Gedanken in eine Richtung, in der sich möglicherweise ein Konzept von politischer Kommunikation entwickeln läßt, das diese instrumentelle und erzieherisch-manipulatorische Haltung überwindet. Eco quasi vom Kopf auf die Füße zu stellen, heißt nicht die Interpretationsmöglichkeiten kontrollieren zu wollen, sondern Kommunikationssituationen zu schaffen, die abweichende und divergente Lesarten von Informationen oder Situationen zu entfesseln vermögen. (...)

Es gab (und gibt) daher zahlreiche Versuche, eine Veränderung der Kommunikationssituation auf der Ebene des Mediums zu bewirken, indem reziproke Elemente in die massenmediale Kommunikation eingeführt werden. Schon 1932 hatte Brecht gefordert, daß aus dem reinen Distributionsapparat Radio ein wirklicher Kommunikationsapparat mit der Möglichkeit entstehen müsse, „daß das Publikum nicht nur belehrt werden, sondern auch belehren muß“. (Brecht, Bertolt: Der Rundfunk als Kommunikationsapparat. Rede über die Funktion des Rundfunks. In: Brecht, Bertolt: Über Kunst und Politik. Frankfurt a.M. 1971 (1932), S. 19–24.) Zahlreiche alternative Radios und andere Medien haben versucht,





den Konsumentinnen aktive Sprechmöglichkeiten zu geben. In manchen Fällen, wie zum Beispiel bei Radio Alice wurde daraus ein komplexes Konzept entwickelt, um dissidente, von der Normalität abweichende Formen des Sprechens und der Interpretation zu entfesseln und zugleich die ‚offiziellen' Lesarten massenmedialer Informationen zu desartikulieren. Bei traditionellen Massenmedien wie Radios findet eine solche Praxis allerdings Grenzen, die durch die Struktur des Mediums bedingt sind, das vollständige Reziprozität nicht zuläßt. Neue interaktive Kommunikationsmedien (Internet, Netzkommunikation) bieten hier möglicherweise umfassendere Möglichkeiten, neuartige Kommunikationssituationen zu schaffen. (...)
Das Konzept der Kommunikationsguerilla läuft nun aber nicht darauf hinaus, im Sinne einer Werbestrategie Botschaften, die wir den Leuten beibringen wollen, besser zu ‚verpacken' und dadurch endlich gehört zu werden. Viel eher geht es davon aus, daß sehr unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten allen Subjekten prinzipiell zur Verfügung stehen. Kritische und dissidente Interpretationen von Ereignissen und Sachverhalten ergeben sich aus dem ‚Alltagsverstand' (Gramsci) und müssen niemandem erst beigebracht werden. In vielen Situationen werden aber nur diejenigen Interpretationsmuster genutzt (aus wohlverstandenem Eigeninteresse, um keinen Ärger zu kriegen oder was auch immer), die ‚normal', quasi naturalisiert sind. Diese ‚normalen' Interpretationsmuster sind diejenigen, die Macht und folglich auch Herrschaft reproduzieren und affirmieren. Eine mögliche Kommunikationsstrategie besteht darin, lokal begrenzte Situationen zu schaffen, die abweichende Sichtweisen aktivieren helfen. In diesem Sinne ist es bereits subversiv, die ‚normalen' Interpretationsmuster zu stören. (...) Für uns bleiben zwei Absichten emanzipativer Politik zentral: Die Dekonstruktion herrschender Codes und die Verbreitung eigener, alternativer bzw. emanzipativer Codes. Für ersteres eignen wir uns die Codes der hegemonialen ‚Kulturellen Grammatik' in der Absicht an, sie zu stören, zu verwirren und zu verschieben. Ganz klar ist natürlich, daß derlei ‚Störungen' nicht im Sinne einer manipulativen Strategie eingreifen können, sondern nur offene Situationen schaffen. Was daraus wird, was die Beteiligten mit dieser Situation machen, kann nicht exakt vorherbestimmt werden. Ob uns die Lesarten, die die Menschen dann entwickeln, gefallen oder nicht, muß offen bleiben. Gleichzeitig ist aber immer zu bedenken, daß wir nur dann in der Lage sind, die Utopie eines anderen Lebens zumindest aufscheinen zu lassen, wenn wir den sozialen und politischen Kampf nicht als das Verbindlichmachen einer besseren Ideologie mißverstehen. Ø



Prima leben, ohne

Berliner Vorschlag zu EAT THE RICH-DEMOS 1997

Im Frühjahr 96 erlebte Berlin eine Vielzahl an Demos gegen Sozialabbau und Neoliberalismus. Mit von der Partie waren StudentInnen, ArbeiterInnen und die restlichen Verdächtigen. Nun geht es um einen neuen Auftakt für Aktionen gegen den Kapitalismus im Format der 90er Jahre. Berliner autonome Gruppen streiten sich, ob nach der großen Flaute, die auf die 80er Jahre-Mischung von Häuserkampf plus "Wackersdorf ist überall" folgte, nun die "soziale Frage" angegangen werden soll. Wir präsentieren ein Papier aus Berlin, das das Ende autonomer Lobbypoltik fordert und EAT THE RICH-Demos für 1997 vorschlägt. Das Motto heißt: FÜR EINE RADIKALE STEUERREFORM. Der Untertitel lautet: 1.500 Mark Grundsicherung für alle, Einkommen über 5.000 werden eingezogen. Auch wenn die Idee, daß die Reichen was hergeben sollen, nicht unbedingt den Kern der kapitalistischen Vergesellschaftung trifft, hat sie zumindest den Praxisbonus auf ihrer Seite: Lieber mal ein paar hundeausführende Herrschaften in ihrem Villenviertel erschrecken als gar nichts gegen den Klassenkampf von oben unternehmen. In diesem Sinne: Bis bald in Grünwald!

"Geld ist genug da" - für alle alles

Berlin, die Autonomen und die "soziale Frage"

Vorrede:

Unser Problem ist nicht so sehr, die Welt zu beschreiben, sondern sie zu verändern. Daß viele Linke und Autonome ersteres ganz gut können, ist allgemein bekannt. In den letzten Jahren sind unzählige Texte in Büchern und Zeitschriften zum Thema "Neoliberalismus" erschienen - das Thema wurde sozusagen rauf und runter diskutiert. Doch was fehlt, sind umsetzbare politische Handlungskonzepte. Viele spüren nur, vom libertären Flügel der Autonomen bis zur RAF, daß es mit den alten politischen Konzepten nicht mehr geht. Und schon lange nicht mehr ging. Ab und zu gelingt es, hier einen Abwehrkampf zu gewinnen, und dort ein weiteres Zerbrechen des eigenen sozialen Milieus zu verhindern, doch was soll's?
Im Herbst 1996 trafen sich einige berliner Autonome Gruppen, um über diese Fragen zu diskutieren. Die nun folgenden Gedanken sind eine Umformulierung und Weiterentwicklung eines Diskussionspapiers der "Autonomen KleingärtnerInnen" aus Berlin. In der Vorrede zur ersten Version heißt es: "Grundzüge der Diskussionen um die wirtschaftliche Entwicklung hier wie weltweit (Stichwort "Neoliberalismus") setzen wir als bekannt voraus. Wir haben Lust auf Auseinandersetzungen und auch harte Kritik. Aber keine Lust haben wir auf die uns nur zu gut bekannten Auseinandersetzungen, bei denen keine Fragen aneinander gestellt werden, sondern nur versucht wird, die scheinbar "moralisch richtige" Position zu besetzen, und alles andere, was die eigene Position gefährdet, mit moralisierenden Dualismen (z.B. Reformismus versus Revolution) und ähnlichen Polemiken vom Tisch zu wischen". Entgegen der Hoffung der "Autonomen KleingärtnerInnen" fanden die Gedanken und Aktionsvorschläge keinen breiten Konsens. Von einigen MitgliederInnen eines langjährigen autonomen Zusammenhangs wurde sogar explizit formuliert, an der "sozialen Frage" sei nichts zu gewinnen. Vielmehr gelte es, sich wieder auf die "alten autonomen Positionen" zu besinnen, "authentisch und glaubwürdig" zu werden und damit eine neue Ausstrahlung in die Gesellschaft hinein zu erlangen. Zustimmung zu dem Papier wurde eher vom am Rand der Autonomen stehenden Gruppen signalisiert. Ob diese Gruppen stark genug sind, diese angedachten Aktionen umzusetzen, wird sich noch herausstellen.

Disco 96:

In Berlin gab es im nun hinter uns liegenden Jahr einige Mobilisierungen gegen bestimmte Punkte des Sozialabbaus. Im Dezember und Januar die überraschend großen Mobilisierungen unter StudentInnen gegen die drohende Einführung von Studiengebühren. Am 27. März die Riesendemo mit ca. 35.000 Menschen gegen die Sparbeschlüsse des Senats. Wiederholt gab es größere Stadtteildemos von SchülerInnen gegen ihre Unterrichtsbedingungen (Kreuzberg, Spandau, zuletzt in Reinickendorf) und erste zaghafte Versuche von MalocherInnen, auch spontan gegen die geplanten Lohnkürzungen im Krankheitsfall auf die Straße zu gehen (so bei BMW Spandau). Diese Aufzählung kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieses zarte Pflänzchen einer Bewegung schon wieder im Sommer verwelkt ist. Spätestens am 12.12. wurde dies offensichtlich, als nahezu dasselbe Bündnis wie im März eine Demo zum Abgeordnetenhaus organisierte und ganze 250 Menschen kamen.
Warum diese Mobilisierungen wieder in sich zusammengefallen sind, liegt unserer Meinung nach an mehreren Faktoren, die wir eher als Fragen aufführen wollen:

- Liegt es daran, daß die Kämpfe zu defensiv waren? Auf die Verteidigung des schlechten (!) Bestehenden gegen noch mehr Verschlechterungen ausgerichtet, und daß daraus keine Kraft und Hoffnung entsteht? "Sozialabbau" statt der "sozialen Frage" thematisiert wurde?

- Liegt es daran, daß spätestens die Demo, als sie im

zu sparen

Die soziale Frage

April nicht in Form einer Parlamentsblockade oder eines Zuges durch die Friedrichstraße die Konfrontation aufnahm, in der Position der moralisch Warnenden verblieb? Als der Senat aber trotzdem sein Sparpaket durchzog, machte sich kollektiv Resignation breit? Warum dann nicht doch lieber in die Disko? Und die Frage ist auch, wieviele der 40.000 hätten eine offene Konfrontation wie eine Parlamentsblockade mitgemacht?

• Liegt es daran, daß die Ziele viel zu kurzfristig esteckt wurden?

• Liegt es daran, daß viele der Mobilisierten nur ganz begrenzte Motivationen zur Teilnahme (nämlich die Verteidigung ihres "Besitzstandes") haben, aber kein Interessse an einem Wandel der "Spardebatte" in eine Diskussion über gesellschaftliche Reichtumsverteilung?

• Liegt es daran, daß in kollektiver Unbewußtheit fast allen klar ist - solange die Logik der Herrschenden (wie Kapitalismus, Weltmarkt, Haushaltskonsolidierung und Standortkonkurrenz) als gegeben vorausgesetzt werden - es zu den diversen Sparkonzepten keine Alternative gibt? Weshalb Grüne und PDS auch nur "besser" sparen können, solange sie die kapitalistische Logik nicht durchbrechen wollen?

Wir sind der Meinung, daß die soziale Frage und ihre Auswirkungen eine der zentralen Auseinandersetzungen der kommenden Jahre sein wird. Dies ist nicht gegen andere Auseinandersetzungen wie antipatriarchale und antirassistische gesetzt. Aber wir sind auf der Seite der materiellen Bedingtheiten von gesellschaftlichen Widersprüchen so unterbelichtet, daß diese Kämpfe idealistisch, moralisierend "seid netter zueinander im kapitalistischen Haifischbecken" bleiben.

Der Blick auf ökonomische Bedingungen muß ein gleichwertiger Teil unserer Kämpfe werden. Damit kommt die "soziale Frage" wieder mehr in unser Blickfeld.

Nach alledem haben wir diskutiert, wie die weiter oben beschriebenen Lähmungen durchbrochen werden können. Als erstes fanden wir es wichtig, den Diskurs um die soziale Frage wieder offensiver zu besetzen. Also statt "Sozialabbau" die "soziale Frage" wieder auf die Tagesordnung zu setzen - "Her mit dem ganzen Reichtum". Und dabei andere gesellschaftliche Utopien in den Raum zu werfen, ohne idealistisch und abstrakt zu werden. Selbst ein Grüner (Micha Brumlik in der "taz" vom 15.10.96) hat dieser Tage bemerkt, daß gegen Sozialabbau nur hilft, "neu über den Kommunismus zu reden".

An dieser Stelle wollen wir vorschlagen, Demonstrationen durch die Reichenviertel der großen Städte zu organisieren. Das Ganze könnte unter dem ironisierenden Motto stehen:
Für eine radikale Steuerreform - 5.000 DM im Monat sind mehr als genug! Mindestens 1.500.-DM Existenzgeld plus Miete für Alle - bei Abschaffung aller AusländerInnengesetze! Weltweit und ohne Zwang zur Arbeit! ... u.ä.m.
Da sicher einige mit der Wortwahl des Mottos Probleme haben, kurz was dazu: wir finden es wichtig, aktuelle gesellschaftliche Diskussionen aufzugreifen, diese sozialrevolutionär mitzubesetzen und dabei so realistisch/unrealistisch zu sprechen, daß ein Verfremdungseffekt eintritt und Denkräume geöffnet werden. Natürlich ist es "Quatsch", sich vorzustellen, wie das Finanzamt alle Einkünfte über 5.000.-DM einzieht. Trotzdem ist in dieser Form, dem Aufgreifen des real Existierenden, möglich, eine grenzüberschreitende Phantasie zu provozieren, die nicht im utopischen abstrakten Bereich bleibt. Diese Forderungen bleiben erstmal "Mittel zum Zweck", einen gesellschaftlichen Diskurs neu zu besetzen; deshalb ist auch jeder Einwand, daß vielleicht 1522.- DM besser wären, müßig und völlig am Thema vorbei.

Warum? Wieso? Weshalb?

• weil wir es inzwischen wichtig finden, gesamtgesellschaftlich zu agieren. War es um 1980, als der Staat noch versuchte, alles zu integrieren, richtig, sich selbst außerhalb dieser Gesellschaft zu stellen und auf seiner Differenz zu beharren, ist dieses Konzept heute kompatibel mit Versuchen der Herrschenden, die Gesellschaft auszudifferenzieren. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: wurde in der Stadtbaupolitik um 1980 versucht, mittels sozialer Durchmischung, das Herausbilden von sozial homogenen Strukturen in den Stadtvierteln zu verhindern, so ist es heute geradezu Ziel des herrschenden Städtebaus, jeweils Viertel für Reiche und Arme zu schaffen. Darüberhinaus bedeutet dies für uns, uns zu aktuellen Diskussionen in der Gesellschaft, bei denen reale Weichenstellungen für die Zukunft gemacht werden, zu verhalten. Nicht mehr nur für uns als Subkultur und Minderheit zu denken, sondern Alle in unsere Konzepte mit einzubeziehen.

• weil solche Forderungen geeignet sind, eine gemeinsame Diskussion, Forderung und Aktionsform für all die versprengten Initiativen gegen einzelne Aspekte des Sozialabbaus zu schaffen. Das große Problem von uns ist doch, daß sich nirgendwo mehr ein Subjet formuliert, daß auch nur ansatzweise mehrheitsfähig wäre (wie z.B. früher die ArbeiterInnenbewegung). Damit stehen sich in der Gesellschaft unzählige Partikularinteressen gegenüber, die gegeneinander ausgespielt werden. Nur wenn sich all' die Teilsegmente des unteren Drittels auf eine gemeinsame "Plattform" einigen, können sie wieder eine Kraft werden.

• weil die Forderungen weltweit einen gemeinsamen Bezugspunkt ergeben können, wenn sie nicht auf ihren Geldwert reduziert werden, sondern auf die dahinterliegenden Forderungen nach genügend guter Nahrung, kostenloser Gesundheitsversorgung, dem Recht auf Mobilität, dem Recht auf Wohnraum, dem Recht auf ein eigenes Stück Land, dem Recht auf Einhaltung der Menschenrechte, dem Recht, einer selbstgewählten gesellschaftlich sinnvollen Tätigkeit nachgehen zu können, dem Recht auf Faulheit, dem Recht auf Bildung, dem Recht auf Informationsfreiheit, dem Recht auf Kultur, dem Recht auf materielle Unabhängigkeit, dem Recht auf gleichberechtigte Teilnahme von Allen an allen gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen, und so weiter (das sind übrigens nur leicht umformuliert die 13 Forderungen aus der "Vierten Erklärung aus dem lacandonischen Urwald" vom Januar 1996). Nur läßt sich eben in Berlin keine Gesellschaft mehr denken, in der jedeR seinen Kleingarten betreibt, sondern die Gesellschaft hier und auch die, die wir wollen, beruht auf einem gewissen Grad an Arbeitsteilung und muß deshalb in Tauschkategorien denken. 1.500.- DM Grundsicherung meint in Berlin etwas sehr ähnliches wie "Land und Freiheit" in Mexiko.

• weil es um eine Entkoppelung von Existenzrecht und Produktivität geht. Damit wäre ansatzweise auch das Problem unbezahlter Reproduktionsarbeit gelöst, weil es ein garantiertes Grundeinkommen für Alle gibt, egal ob sie Straßenbahnfahrerin ist oder er den Abwasch macht. Natürlich gehört dazu auch eine Umverteilung der Arbeit (20 Std.-Woche) und eine Neubewertung des gesellschaftlichen Werts von diversen Tätigkeiten.

• weil wir so dem ganzen Gerede vom Umbau des Sozialstaats eine sozio-kulturelle Dimension beisteuern würden; im Moment sind die Kirchen noch am ehesten die Kraft, die nichtökonomische Aspekte beisteuern (z.B. Umgang mit Behinderten und daß "Geld allein nicht glücklich macht").

• weil wir konkret die Reichen angehen und von diesem allgemeinen Geblubber von Sparen wegkommen ("Geld ist genug da, es geht um die Verteilung"), und damit angreifen wollen. Angriff ist die beste Verteidigung. Und nicht bei der Verteidigung von überholten gesellschaftlichen Kompromissen (wie den "Sozialstaat") stehenbleiben. Uns ist das Problem bewußt, daß zumindest in einer nachrevolutionären Gesellschaft Reichtum auch geschaffen werden muß.

• weil wir deutlich betonen wollen, was eine Grundsicherung positiv für die Menschen unten lösen würde: z.B. Wegnahme des Existenzdrucks und des sich um fast jeden Preis verkaufen müssens; Linderung der Konkurrenzsituation untereinander; zumindest auf der materiellen Ebene, die Ermöglichung, sich überlegen zu können, was mensch eigentlich selbst will; zumindest auf der materiellen Ebene Stärkung der Position von Frauen im Geschlechterkampf (d.h. weniger materielle Abhängigkeit); dasselbe gilt auch für Flüchtlinge, Kinder, eben alle gesellschaftlichen Konflikte, bei denen auch materielle Abhängigkeiten eine Rolle spielen

• weil die Forderung nach einer garantierten Grundsicherung, das die Reichen bezahlen, auf der Höhe der Zeit der ökonomischen Veränderungen ist und nicht auf Prämisen wie das alte Sozialstaatskonzept aufbaut, daß sozusagen garantierte Sozialleistungen und Rente für 40 Jahre Arbeit mit Sozialversicherung vorsah. Dieses Modell ist heute historisch gegessen und nicht rettbar und wurde, so nebenbei bemerkt, auch von uns immer heftigst abgelehnt. Der Sozialstaat war immer auch Kontrollinstrument der Herrschenden und diente dazu, die Unangepaßten wieder in ein sogenanntes "geregeltes Berufsleben" zu integrieren. Seit Beginn der 70er Jahre begann der Sozialstaat ihnen aus dem Ruder zu laufen, weil er von immer mehr Menschen für ein lohnarbeitsfreies Einkommen benutzt wurde (in der Sprache der Herrschenden der sogenannte "Sozialmißbrauch").

• weil wir es wichtig finden, eine neue Gesellschaftlichkeit, die alle mit einbezieht (und nicht Lobbypolitik einer Subkultur ist), jenseits des kapitalistischen Werts zu formulieren und einzufordern. Mit autonomer Lobbypolitik meinen wir z.B. Parolen wie "Die Häuser denen, die drin wohnen", die oft nur Nabelschaupolitik auf besetzte Häuser ist. Dies bedeutet, immer auch mitzudenken, was für andere praktikabel ist, die nicht dieselben soziokulturellen Gewohnheiten haben. Zum Beispiel bei einer Hausbesetzung immer auch Mietbegrenzungen auf z.b. 5.-DM/qm mitzufordern. Es geht darum, uns als Teil eines neuen gesellschaftlichen Subjekts zu begreifen, welches versucht, eine "Mehrheit" der hier lebenden Menschen gegen die kapitalistische Gesellschaft zu mobilisieren. Dabei sollten wir auch auf all' die Erfahrungen, die in 20 Jahren Alternativ- und autonomen Bewegungen gewonnen wurden, zurückgreifen.

*Sweet 100 von den Autonomen KleingärtnerInnen**

** P.S.: Der Name "Autonome KleingärtnerInnen" ist für uns selbstverständlich nicht allgemeines Programm. Wir sehen in der kollektiv oder genossenschaftlich organisierten Großraumlandwirtschaft, der augenblicklich im Osten durch die Bonner Agrarpolitik das Wasser abgegraben wird, eine der Produktionsformen der Zukunft. Ø*

Monika Haas muß freigelassen werden

Seit einem Jahr läuft der Prozeß gegen Monika Haas, der vorgeworfen wird im Oktober 1977 Waffen nach Mallorca gebracht und einem palästinensischen Kommando übergeben zu haben, das die Lufthansamaschine „Landshut“ entführt haben soll. Gerüchte aus Stasi und VS-Akten und die Kronzeugenregelung bestimmen den Prozeß. Obwohl Souhailah Andrawes, die Ende des letzten Jahres wegen der Beteiligung an der Entführung zu 12 Jahren verurteilt wurde, im Prozeß nicht gegen Monika Haas aussagen will, wird das Gericht, die von ihr in Oslo gemachten Aussagen als Beweis einführen.
Das Interesse der Öffentlichkeit, auch der linken, ist anbetracht der Prozeßlänge erlahmt, deshalb hier noch einmal die für 97 feststehenden Termine:
13.2.; 20.2.; 27.2.; 6.3.; 13.3.; 20.3; 27.3.;28.4.; 5.5; 15.5; 22.5.;27.5.;8.6.; um 10.15 Uhr am Oberlandesgericht in Franfurt am Main. Öffentlicher Druck gerade auch durch regen Prozeßbesuch ist wichtig! ◊

In der Sache “Nie wieder ‘jetzt’Magazin” können neue Beweise vorgelegt werden:

“Bis zu diesem Moment hatte ich nicht ermessen können, was das neue Ladenschlußgesetz bedeuten würde. Für mich. Für mein Leben. Für Deutschland. Mit dem Ringelblumen-Orchideen-Gesichtswasser, das ich mir kurz vor 20 Uhr im Body Shop gekauft hatte, hatte ich mir zugleich 60 ml Freiheit gekauft.”
(jetzt Nr. 52, 23.12.96) ◊

Europaweite Demonstrationen gegen Sozialabbau

Zwanzig Millionen Menschen sind in der Europäischen Union (EU) offiziell arbeitslos gemeldet, fünfzig Millionen leben in Armut. Bisher haben Proteste isoliert in einzelnen Ländern stattgefunden und sollen in diesem Frühsommer in einer gemeinsamen Aktion gebündelt werden: Vom 15. April bis zum 15. Juni 1997 sind Märsche von Erwerbslosen und UnterstützerInnen aus ganz Europa nach Amsterdam geplant, wo Mitte Juni die EU-Regierungskonferenz Maastricht II tagt.
Zwei davon sollen durch die Bundesrepublik führen. Idee und Initiative stammen aus Frankreich, daher sitzt auch das Sekretariat der “Europäischen Märsche” in Paris bei den EisenbahnerInnen von der unabhängigen linken Gewerkschaft SUD. Im Aufruf der Initiative wird ein Europa der Vollbeschäftigung gefordert, sowie eine andere Verteilung des Reichtums, vor allem durch die Besteuerung der Finanzspekulation. Im Vorfeld sollen eine europaweite Konferenz in Brüssel im Februar und eine bundesweite Konferenz am 5./6. April in Mannheim stattfinden. Thema: Modelle einer sozialen Grundsicherung.

Infos über 0221/9231196, Fax 0221/9231197. ◊

Anklage gegen angebliche radi-Mitarbeiter fertig

Gegen vier angebliche Redaktionsmitglieder der Zeitschrift radikal ist nach dreijähriger Ermittlung wegen „Bildung einer kriminellen Vereinigung“ die Anklageschrift zugestellt worden. Die Beschuldigten werden der fünffachen Unterstützung terroristischer Vereinigungen bezichtigt, da in Artikeln der radikal neben einem Lob auf die RAF, Erklärungen der Roten Zora und der RZ (Roten Zellen) gedruckt worden seien. Auch die AIZ (Antiimperialistische Zellen) sollen unter der Redaktionsverantwortung der Angeklagten zweimal zu Wort gekommen sein. Dazu kommt Billigung, Aufforderung und Anleitung zu Straftaten, das sich auf den Abdruck von Bekennerschreiben und Anktionsanleitungen bezieht. Geld regiert die Welt, in diesem Sinne soll dann noch die Redaktion 16 450 DM Steuern hinterzogen haben, weil die Staatsanwaltschaft den Umsatz der letzten fünf Ausgaben der Zeitung auf 235 000 DM geschätzt hat. ◊

Berufsdemonstranten aller Länder, vereinigt Euch

Wie gut haben wir es doch in München. Hier werden Sozialhilfeempfänger nur zum Laubkehren und Aktenstapeln gezwungen. Anderswo ist es mal wieder schlimmer. In Peru müssen sie auch noch bei Geisterdemos mitmachen: “Im Geiselkonflikt von Lima hat die peruanische Regierung Bewohner aus Armenvierteln mobilisiert, um die Geiselnehmer unter Druck zu setzen. Mehrere tausend Menschen zogen am Sonntag durch die Straßen der Hauptstadt und forderten von den Rebellen die Freilassung der Geiseln. Die Demonstranten kamen fast ausnahmslos aus den Armenvierteln Limas. Sie waren nach eigenen Angaben von Funktionärer: unter Druck gesetzt worden, die ihnen mit der Einstellung der Lebensmittelhilfe drohten.”
(Süddeutsche Zeitung vom 14. Januar) ◊

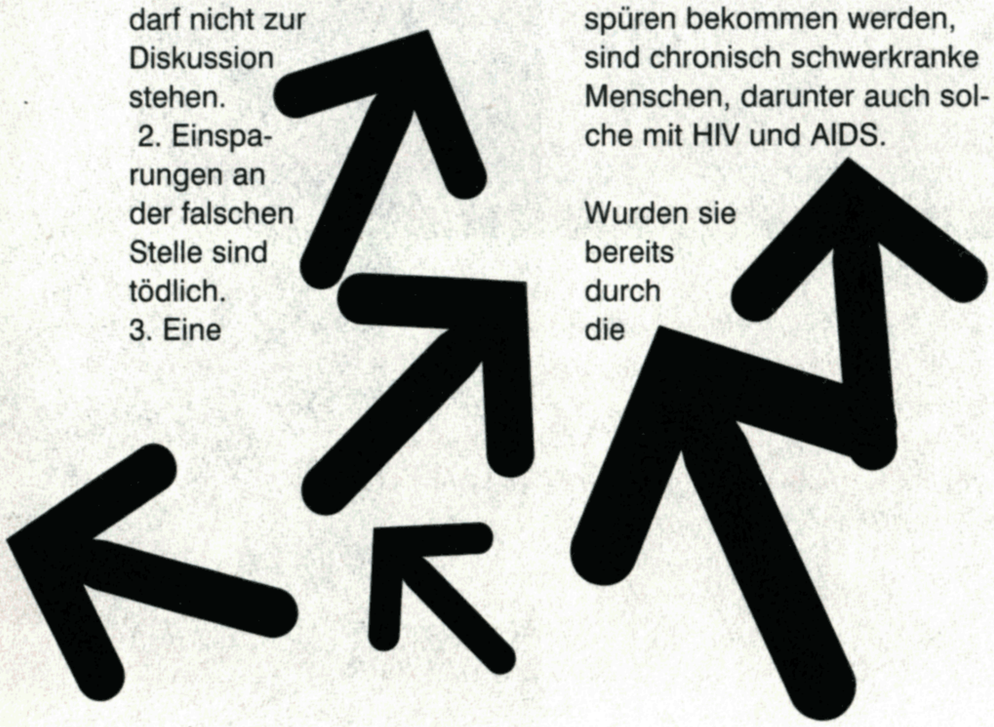
Das Ende der Solidarität

Seehofers Strukturmaßnahmen gefährden die Versorgung von HIV-Positiven und AIDS-Kranken

ACT UP München zu AIDS und staatlicher Sparpolitik

Unbestreitbarer Zweck eines Gesundheitssystems ist es, die notwendige medizinische Versorgung von allen sicherzustellen. Wenn eine Gesellschaft einen Strukturwandel durchläuft, dann ist eine Reform des Gesundheitssystems dahingehend notwendig, daß es diese Versorgung auch unter den veränderten Umständen gewährleisten kann. Das führt unweigerlich zur Diskussion darüber, was notwendig ist und was nicht. Bei aller Berechtigung einer solchen Diskussion ist folgendes zu beachten:

1. Der Zweck des Gesundheitswesens selbst darf nicht zur Diskussion stehen.
2. Einsparungen an der falschen Stelle sind tödlich.
3. Eine Umstrukturierung, die das verkennt, ist ebenso fatal wie der Verfall des Bestehenden. Die Praxis sieht jedoch düster aus. Statt einer mittelfristigen Sicherstellung der Versorgung steht das Füllen finanzieller Löchern mit Blick auf Maastricht im Vordergrund. Was sich selbst als Gesundheitsreform bezeichnet, ist in Wirklichkeit die Zerschlagung der bestehenden Solidargemeinschaft. In der Folge verringert sich nicht nur die Bereitschaft der Einzelnen, anderen aus dem gemeinsamen Topf etwas abzugeben. Vielmehr erhöht sich auch die eigene Bedürftigkeit, was die Möglichkeit zu teilen weiter einschränkt. Die, die eine solche Verelendung als erste zu spüren bekommen werden, sind chronisch schwerkranke Menschen, darunter auch solche mit HIV und AIDS.



Wurden sie bereits durch die Einführung der Pflegeversicherung benachteiligt, die sich an klassischen Familien- und Heimstrukturen orientierte, was auf Menschen mit HIV und AIDS meist nicht zutrifft, so treffen sie die geplanten Kürzungen der ambulanten Pflege und Versorgung besonders hart. Sie bedeuten für Menschen mit HIV und AIDS einen weiteren Wegfall notwendiger Leistungen und einen zusätzlichen Verlust eigener Identität und Lebensqualität.

Hier kommen die Leistungen der Krankenkassen ins Spiel. Derart unter Druck werden sie die zukünftig "freiwilligen Leistungen" streichen, mag Herr Seehofer auch noch so oft das Gegenteil behaupten. Eine Massage selbst zahlen zu müssen, mag für viele PatientInnen unangenehm sein und manche sogar in Bedrängnis bringen. Menschen mit HIV und AIDS jedoch haben nur eine Chance zu leben, wenn die notwendigen Leistungen gezahlt werden.

Die Verfügbarkeit neuer retroviraler Medikamente (Medikamente zur Bekämpfung einer Familie von Viren, zu denen auch das HI-Virus gehört) wie etwa Protease-Inhibitoren (sie hemmen ein für die Vermehrung des HI-Virus wichtiges Enzym) bedeutet zusammen mit den neuen Diagnostik-Möglichkeiten der Viruslastbestimmung (Bestimmung der Anzahl von Kopien von Virus-Erbinformationen in einer bestimmten Menge Blut) und Resistenzmessung insofern einen Durchbruch, da AIDS nach allen bisherigen medizinischen Daten zumindest behandelbar geworden ist. Behandelbarkeit bedeutet nicht Heilung, bedeutet nicht, daß die Behandlung bei jedem wirkt, bedeutet auch die Gefahr von Nebenwirkungen. Und dennoch gibt es eine realistische Hoffnung, eine gute Chance, länger zu leben und sich dabei eine Lebensqualität zu erhalten, die von bloßem Dahinvegetieren weit entfernt ist.

Die Kosten einer solchen Medikamentierung mit rund 3000 DM pro PatientIn und Monat zu veranschlagen, ist realistisch. Zudem spricht sich die überwiegende Mehrheit der ExpertInnen aufgrund der heute verfügbaren Daten dafür aus, möglichst früh mit einer antiviralen Therapie zu beginnen, also lange vor dem Vollbild AIDS. Die monatlichen Kosten summieren sich also über eine lange Zeit. Doch damit nicht genug. Die ExpertInnen sind sich ebenfalls darin einig, daß nur eine individualisierte Therapie den erwünschten Erfolg verspricht.

Was heißt individualisierte Therapie? Sie verlangt zunächst einmal eine umfangreiche Beratung der PatientInnen. Heutige antivirale Therapie ist Chemotherapie, beinhaltet also die Möglichkeit aller unangenehmen und gefährlichen Nebenwirkungen und kann nur dann gelingen, wenn die PatientInnen wissen, was auf sie zukommt. Wichtig ist außerdem eine regelmäßige und umfangreiche Diagnostik: Wie genau sehen

die Nebenwirkungen aus? Welche Resistenzen bilden sich? Sind die Einnahmemodalitäten für diesen Patienten, diese Patientin realistisch? Oder sollte eine andere Kombinationstherapie gewählt werden? Wie sind die Werte? Ein Arzt kann einer solchen Beratung nur gerecht werden, wenn er oder sie ausreichend Erfahrung besitzt, sich genug Zeit für die PatientInnen nehmen kann und ständig auf dem neuesten Erkenntnisstand bleibt. Denn der Virus und die Krankheit sind immer noch Neuland. Das Wissen verdoppelt sich regelmäßig, die Therapie von heute ist oft schon morgen ein alter Hut. Wer hier nicht auf dem neuesten Stand ist, bedeutet eine tödliche Gefahr für seine PatientInnen. Auch diese Beratung und Diagnostik kosten viel Geld. Und sie werden nicht billiger werden. Eher das Gegenteil ist zu erwarten.

Die Kosten für die Medikamente, die Beratung und die Diagnostik sprengen bereits jetzt das zugelassene Budget jeder durchschnittlichen Praxis. Natürlich besitzen Schwerpunktpraxen für HIV und AIDS eine andere Deckelung, d.h. sie erhalten mehr Leistungen von den Krankenkassen vergütet als andere Praxen und sind also besser ausgestattet. Doch wie lange noch? Ihre Mittel stammen nämlich aus demselben Topf wie die aller anderen Praxen. Wenn der Topf kleiner wird, die Zahl der Kranken jedoch nicht, wird die notwendige Versorgung schnell in Gefahr sein. Denn viel ist hier nicht mehr einzusparen: Hausbesuche und anderen "Luxus" gibt es schon heute fast nicht mehr. Schlimmer noch ist die Situation außerhalb der Ballungsräume, besonders in ländlichen Gebieten, wo Schwerpunktpraxen nicht existieren oder wirtschaftlich nicht lebensfähig sind. Ist es heute schon schwer, hier kompetente Ärzte zu finden, so wird eine weitere Budgetierung die Behandlung von PatientInnen mit HIV und AIDS in diesen Praxen vollends unmöglich machen.

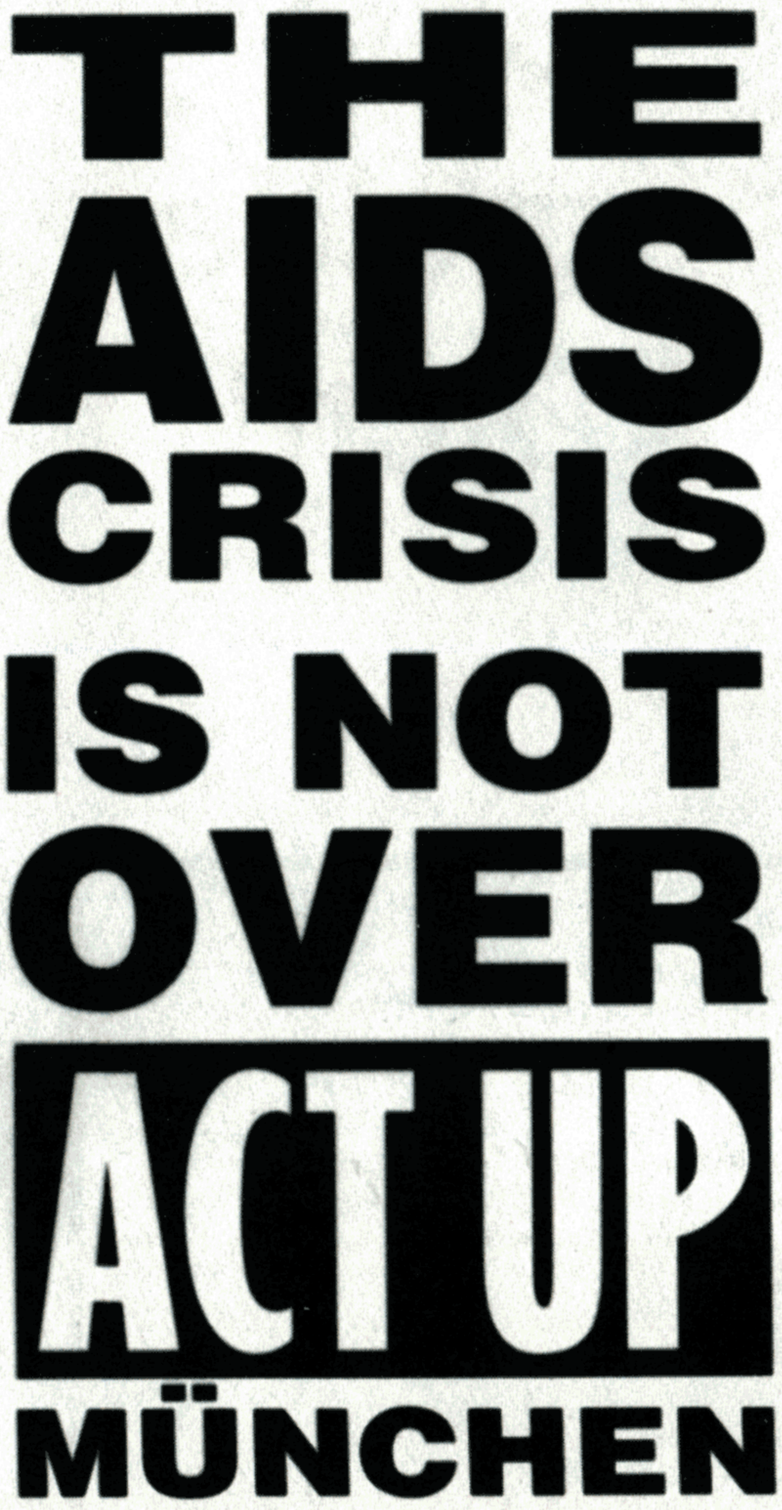
Diese Leute müssen dann wegen ihrer Behandlung in eine Stadt ziehen, verlieren ihre gewohnte Umgebung und belasten das Budget der Kliniken und Schwerpunktpraxen in den Städten zusätzlich.

Wie ist die Situation in den Kliniken? Viele Immunambulanzen müssen ihre Personalkosten bereits heute durch Forschungsgelder aus Studien der Industrie finanzieren. Die Industrie an den Kosten zu beteiligen, insbesondere wenn sie aus den Ergebnissen direkten wirtschaftlichen Nutzen ziehen kann, werden viele befürworten. Eine freiwillige, jederzeit änderbare Leistung der Industrie bietet jedoch keine auf Dauer sichergestellte Versorgung. Die Situation in den USA beweist, daß Kliniken und ihre Ambulanzen zum Auffangbecken all der PatientInnen werden, die aus der Versorgung in Praxen herausfallen. Ganz ähnlich wird auch hier die Belastung steigen, während gleichzeitig der verordnete Sparzwang vor den Kliniken nicht halt macht. Das kann nicht funktionieren.

Ein Glück, daß es bei der staatlichen Förderung der AIDS-Forschung nicht viel zu kürzen gibt. Die Mittel für diesen HighTech-Forschungsbereich sind derart gering, daß man meinen könnte, wir wären ein Billiglohnland und nicht eine der reichsten Nationen der Welt.

An jedem Welt-AIDS-Tag bekundet die Politik ihre Solidarität mit Menschen mit HIV und AIDS. Zugleich zerschlägt die geplante sogenannte Reform die Gemeinschaft, die eine solche Solidarität tragen könnte. Damit nicht genug: Obwohl unsere Gesellschaft die Gesundheit und damit auch die Therapie von Krankheiten als wichtiges Rechtsgut ansieht, wird sie zur Disposition gestellt. Für Menschen mit HIV und AIDS heißt das, daß die neue Hoffnung der medizinischen Behandelbarkeit nicht bezahlbar ist. Welch Ironie. Richtig ist: Veränderung tut not. Der vernünftige Einsatz der vorhandenen Ressourcen ist die Wahrnehmung übertragener politischer Verantwortung, die auch als solche bezeichnet werden darf. AIDS und andere Krankheiten sind ein Krieg, der bereits Tote fordert. Es ist höchste Zeit, hier die richtigen Prioritäten zu setzen!

"Eine Welt - eine Hoffnung" war das Motto des Welt-AIDS-Tages 1996. In der sogenannten 1. Welt wird Solidarität vorgegaukelt und Hoffnung verschaukelt. Die sogenannte 3. Welt hat noch nicht einmal Hoffnung. Während wir vor Kürzungen bangen, gibt es dort rein gar nichts zu kürzen. Nicht einmal die längst überholte AZT-Monotherapie hat ihren Weg dorthin gefunden. Außer für wenige Privilegierte existiert eine Therapie in unserem Sinne nicht.



ACT UP FIGHT BACK FIGHT AIDS

Von Adrian Wiedenmann, ACT UP München

ACT UP, the AIDS Coalition to Unleash Power, ist eine Gruppe von AktivistInnen, die Mitte der 80er Jahre zuerst in NYC gegründet wurde. Mittlerweile gibt es ACT UP-Gruppen in vielen Städten der USA und Europas.

Kontakt:
ACT UP München
c/o Max & Milian
Ickstattstraße 2
80469 München
Fon 089-485305,
089-7145959
Fax 089-485305

März 1968,
Paris

Februar 1997,
München

Bitte melde Dich!

ich bestelle:

Name _____

Straße _____

PLZ _____

☐ vier Ausgaben Hilfe. ab Nr.:____

☐ Inland: DM 25.- (incl.Porto)
☐ international DM 35.- (incl.Porto)
(jeweils Vorauskasse)

Ich zahle:

☐ per Überweisung auf das Vereinskonto „Das ist die moderne Welt" München, Kto. Nr.: 904 237 658 BLZ: 701 500 00

☐ per Briefmarken an die Redaktionsadresse

☐ per Cash an die Redaktionsadresse

_____
Ort, Datum Unterschrift

zweite hilfe
Daiserstr. 34 - 81371 München

Abonniere Hilfe!

Impressum
Frühjahr 1997

Herausgeber:
Verein „Das ist die moderne Welt",
Daiserstr. 34, 81371 München

Redaktion:
Katja Diefenbach, Helmut Draxler, Stephan Gregory, Reinhard Jellen, Pia Lanzinger, Ingrid Scherf (V.i.S.d.P. für diese Ausgabe), Jürgen Söder, Jan Strzelczyk, Hartwig Tesar

Postanschrift:
Daiserstr. 34, 81371 München
Tel. (089) 74 79 12 78
Fax. (089) 74 79 12 77
e-mail: s.gregory@link-m.de

Graphische Gestaltung:
Eva Dr.anaz, Susi Klocker

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Thomas Bärnthaler, Annett Busch, Anita Leisz, Moritz Reichelt, Florian Schneider, Hito Steyerl, Adrian Wiedenmann

Dank an Münir Derventli - Drucktechnik; Jochen Fill - Scans, Soft- + Hardware

Anzeigen:
Tel. (089) 74 79 12 -78 (Fax :- 77)
Es gilt Preisliste Nr.2 vom 1.10.96.

Druck:
Druckwerk München

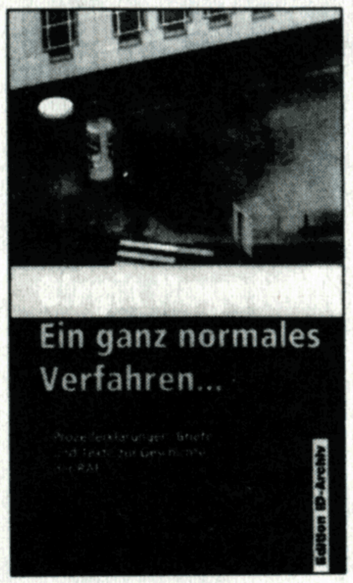
no copyright movement
„... Hilfe" erscheint vierteljährlich.

Eigentumsvorbehalt:
Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist die Zeitung solange Eigentum des Absenders, bis sie der oder dem Gefangenen persönlich ausgehändigt wurde. Zur Habe-Nahme ist keine Aushändigung im Sinne dieses Vorbehalts. Wird die Zeitung dem/ der Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, ist sie mit dem Grund der Nicht-Aushändigung an den Absender zurückzuschicken.

Vertriebsstellen in München:
Buchhandlung Basis, Akademische Buchhdlg., Buchhdlg. Amalienstraße 67, Sussmann's Bhfbuchhandlungen, Buchhdlg. Colibris, Büchergilde Gutenberg, Optimal Plattenladen, Infoladen, Werkstattkino, Froh und Munter, Cafe Virus, Dritte Welt Cafe, Weinhdlg. Kögel, Buchhdlg. Hueber, K.O. Back.

12/Winter 1997, 16 DM (im Abo 14 DM)

Popkultur. Enthält Beiträge u.a.v.: Sabine Grimm über Poptheorie • Jochen Distelmeyer (Blumfeld), Ted Gaier/Schorsch Kamerun (Die Goldenen Zitronen) über »Deutschrockquote« und Musikjournalismus • Antonio Negri über die Klassenkämpfe in Frankreich • Martin Caparros über Peronismus und die Stadtguerilla in Argentinien

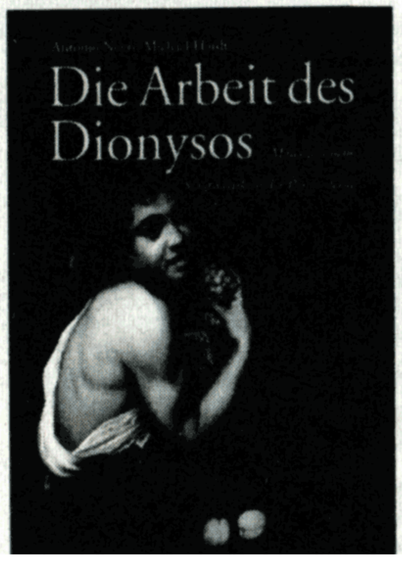


192 Seiten, 20,– DM

Ein ganz normales Verfahren umfaßt Beiträge, die Birgit Hogefeld seit ihrer Festnahme im Juli 1993 verfaßt hat. Sie handeln von der Geschichte der RAF, der Umorientierung seit der Aprilerklärung und ihrer Haftsituation. Mit einem Vorwort von Christian Ströbele.

192 Seiten, mit Abb., 28,– DM

Mainstream der Minderheiten enthält Originalbeiträge u.a. von Diedrich Diederichsen (Pop und Parlamentarismus), Christoph Gurk (Adorno, die Linke und die Kulturindustrie), Feridun Zaimoglu (sicarim süppkültürünüze, züppeler!), Annette Weber (Techno-Konservatismus), Mark Terkessidis (Die Eingeborenen von Schizonesien), Tom Holert (Pop und Intelligenz). Illustrationen von Felix Reidenbach



192 Seiten, 32,– DM

Antonio Negri und Michael Hardt schlagen in *Die Arbeit des Dionysos* einen Bogen von den marxistischen Debatten zum kapitalistischen Staat in den 70er Jahren, hin zu den postmodernen Ideologien der 80er und 90er.

Schwarzer Faden

Vierteljahresschrift für Lust und Freiheit

Nr.59 (3/96) enthält u.a.:

★

Aus dem Innern des Sparpakets
von Michael Wilk

☆

Bericht eines illegalisierten Flüchtlings
von Dorothea Schütze

★

Hipp und die nachhaltige Bananenproduktion
von Boris Scharlowski

★

Kommunique zur Staatsreform
von Subcommandante Marcos

✧

Der Derivatehandel
von Hauke Bener

Weiter: Knirsch: BUKO-Kongreßbericht; Nachruf auf Albert Meltzer; Nelles: Die anarchistische Jugend in Wuppertal, Teil 3; Gröndahl: Die Geschichte eines Anarchocafés, Projekt Dada - Anarchodatenbank im Internet; *Rez. zu 20 Jahre Radikal, Dominanzkultur, Edelweisspiraten, Spanienmythen, Ulrike Meinhof etc.*

SF-60 erscheint erst Ende Januar als 1/97, d.h. Nr.4/96 fällt leider aus!

Neu im Trotzdem-Verlag

Mythen des Spanischen Bürgerkriegs, 26.-DM.

Murray Bookchin: Agonie der Stadt, über Stadtentwicklung, Demokratisierung, duale Macht, Kommunalismus, 360 S., 36.-

Hellmut G. Haasis: Edelweißpiraten. Erzählungen aus dem Untergrund der Freiheit.20.-

Mark Achbar (Hg.): Noam Chomsky - Wege zur intellektuellen Selbstverteidigung, 39.-DM

Peter Paul Zahl: Johann Georg Elser - Theaterstück zum Hitlerattentat, 18.-DM

Winfried Reebs: Die Suche nach dem richtigen Vernichtungsbau oder: Geschichte der Knastarchitektur, 6.-DM

✒ ABONNIERT!
(5 Nrn a. 68 S.): 35.-
Einzelpreis: 8.-
Wiederverkauf ab 2 Ex.: 30% Rabatt

SF★Redaktion/Trotzdem
PF 1159, 71117 Grafenau
Fax 07033 - 45264 & Tel. 07033 - 44273

LORA MÜNCHEN

Die Radio-Alternative für KopfhörerInnen

... das Radio von Unten!

Das LORA - Programm

Uhrzeit	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag	Sonntag
18:00 - 19:00	LORA MAGAZIN					Kanal-ratten	Forum AKTUELL
19:00 - 20:00	LORA International	Grün-streifen	Forum	Radio Rainbow	Arbeit Brotzeit Freizeit	V.I.N.E. LAND	KULTUR
20:00 - 21:00	EXOTUS	IN-LÄNDER	IN-LÄNDER	Club Latino	uferlos	Megaphon	Liederfiches & Kleinkunst

BAHAMAS

Nr. 21 – Herbst 1996

Wahn der Wirklichkeit

* Das Grevesmühlener Gefühl *
* Kommandiert Deutschland in der NATO? *
* Fetisch „Friedensprozeß" und Israel *
* „Padanien" und die italienische Linke *
* Deutsche Linke als Antizionisten in Libyen *
* Französische Linke und der Negationismus *
* Debatte: „Krisis" zum Subjekt der Aufhebung *
* Peter Handke und die Serbenfresser *
* Linke und Drogen * u.a.m.

Abonnement DM 18 für drei Ausgaben;
Einzelpreis DM 7,50 (nur Vorauskasse / Briefmarken)

Fon/Fax: Berlin 030 / 623 69 44
Postfach 620628, 10796 Berlin, Konto: E. Müller
Nr. 12005270, Berliner Volksbank, BLZ 100 900 00

BLAU

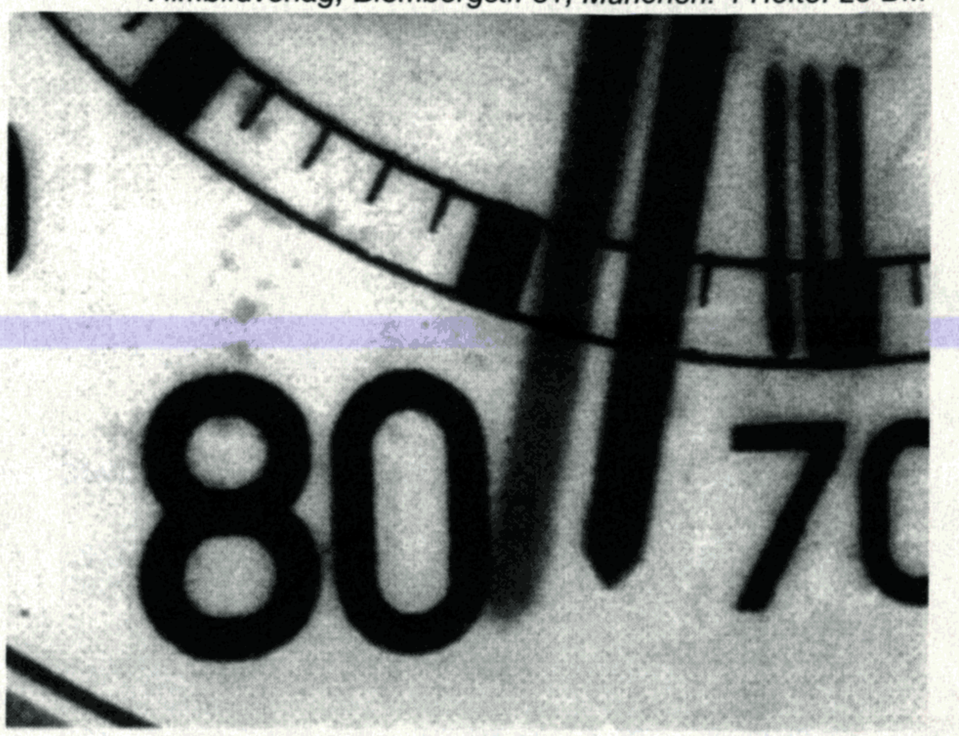
BerLiner frAUen zeitung

Femzine für Misere Sturkult Leidenschaft und Turnen

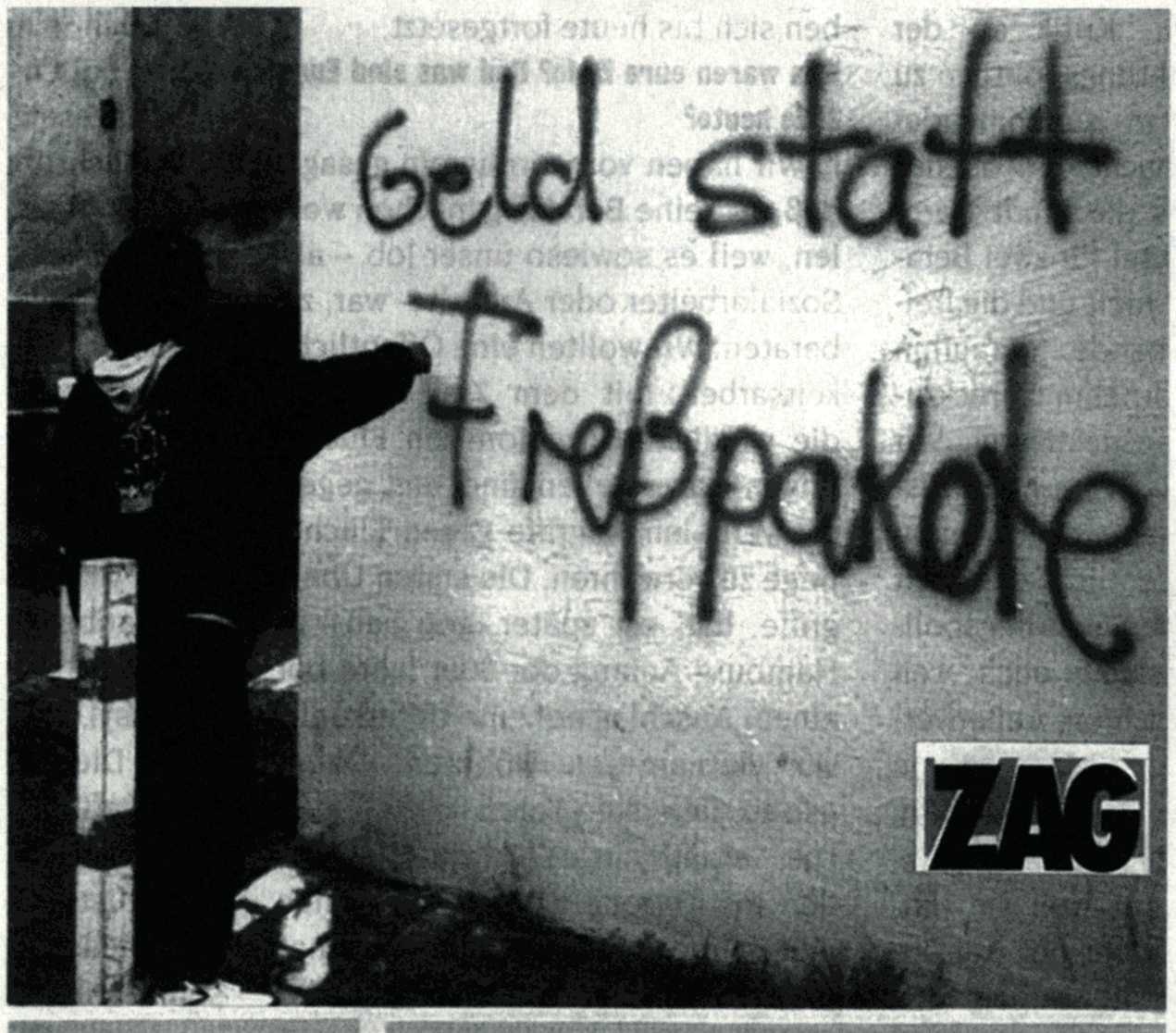
Probeexemplar gegen 7 DM in Briefmarken anfordern bei:
Blau c/o Buttgereit Kottbusser Damm 8 10967 Berlin

24-Kinozeitschrift

Filmbildverlag, Blombergstr. 31, München. 4 Hefte: 28 DM



Kino im kritischen Bereich



ZEITUNG ANTIRASSISTISCHER GRUPPEN

Abo (Inland) 4 Ausg./Jahr 20 DM, Abo (Ausland) 4 Ausg./Jahr 30 DM, Förderabo: 4 Ausg./Jahr 30 DM, Einzelheft 5 DM + Porto

Bestellungen an: ZAG / Antirassistische Initiative e.V.
Yorckstr. 59 10965 Berlin fon/fax 030-786 99 84

Informationen zur Repression
gegen AnarchistInnen in Italien
und anderswo

Nr. 2 - erscheint Feb. 97
gegen DM 2,- + Porto

Solikomitee Italien
c/o Infoladen
Breisacherstr. 12
81667 München

Der Ausbruch

linke zeitschrift

ARRANCA!

ist eine Zeitschrift von F.e.l.S

Einzelpreis 6 DM
Abopreis (4 Hefte) 24 DM

Redaktion, Abos, Vertrieb:
Arranca c/o Buchladen
Schwarze Risse
Gneisenaustraße 2a
10961 Berlin

Tel: 030/6155458

Nr.10
Geld oder Leben!

...Nr. 11
-Schwerpunkt **Repression**-
erscheint im Dezember

Nr.0 **Organisation** ★ Nr.1 **Lernprozesse** ★ Nr.2 **Medien** ★ Nr.3 **Linke und Militanz** ★ Nr.4 **Resumee - Bis hierher und weiter** ★ Nr.5 **Knives and Roses** ★ Nr.6 **Realsozialismus I** ★ Nr.7 **Realsozialismus II** ★ Nr.8 **Sexualität** ★ Nr.9 **VietnamesInnen in Berlin** (ZAG – Arranca Gemeinschaftsnummer)

VIRUS

der Laden

Delicatessen / Ladengalerie

Ristorantino - Vinoteca - Caffeteria

Augustenstr 7 80333 München 089-595917

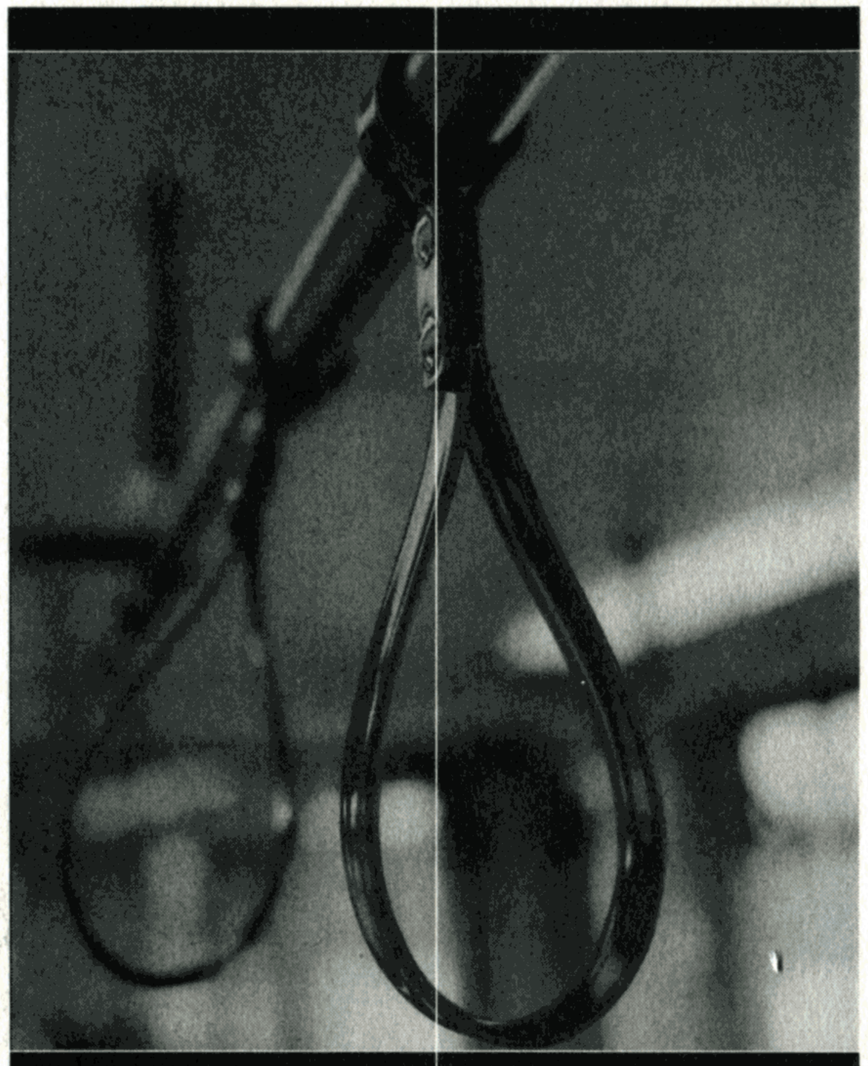
SUBSTANZ

baader café

BAADERSTR. 47
80469 MÜNCHEN
täglich von 10 bis 1 Uhr
Freitag und Samstag bis 2 Uhr

SEIT 1985

http://ww2.peppermind.de/baader/



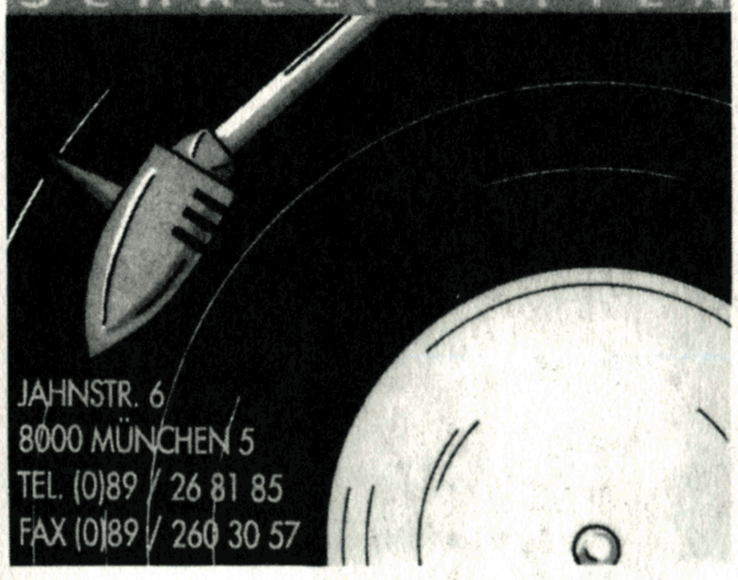
Hefte für Gegenwartskunst

springer

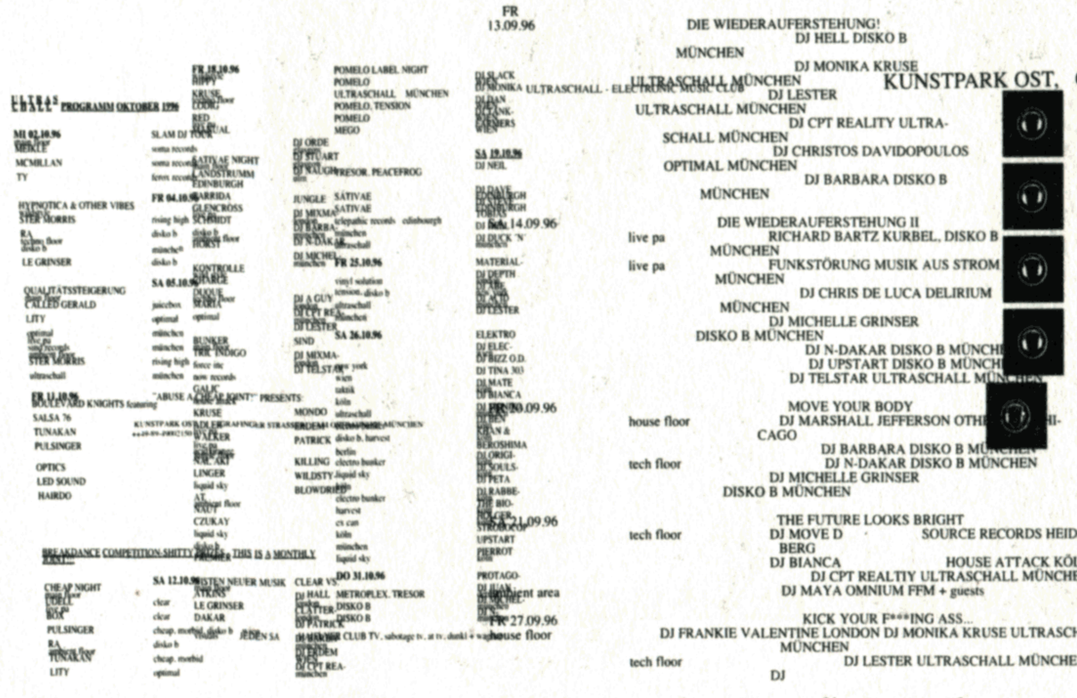
Messeplatz 1/ Fürstenhof A-1070 Wien
Fax +43 1 5229125 kunst@springer.co.at
Einzelheft: DM 16,– 4 Hefte: DM 64,–
StudentInnen: DM 53,–

OPTIMAL

SCHALLPLATTEN



JAHNSTR. 6
8000 MÜNCHEN 5
TEL. (0)89 / 26 81 85
FAX (0)89 / 260 30 57



KUNSTPARK OST, GRAFINGER STRASSE 6, AM OSTBAHNHOF

FR 13.09.96
DIE WIEDERAUFERSTEHUNG!
DJ HELL DISKO B
MÜNCHEN
DJ MONIKA KRUSE
ULTRASCHALL MÜNCHEN
DJ LESTER
ULTRASCHALL MÜNCHEN
DJ CPT REALITY ULTRA-
SCHALL MÜNCHEN
DJ CHRISTOS DAVIDOPOULOS
OPTIMAL MÜNCHEN
DJ BARBARA DISKO B
MÜNCHEN

DIE WIEDERAUFERSTEHUNG II
live pa RICHARD BARTZ KURBEL, DISKO B
MÜNCHEN
live pa FUNKSTÖRUNG MUSIK AUS STROM
MÜNCHEN
DJ CHRIS DE LUCA DELIRIUM
MÜNCHEN
DJ MICHELLE GRINSER
DISKO B MÜNCHEN
DJ N-DAKAR DISKO B MÜNCHEN
DJ UPSTART DISKO B MÜNCHEN
DJ TELSTAR ULTRASCHALL MÜNCHEN

MOVE YOUR BODY
house floor DJ MARSHALL JEFFERSON OTHE[illegible]HI-
CAGO
DJ BARBARA DISKO B MÜNCHEN
tech floor DJ N-DAKAR DISKO B MÜNCHEN
DJ MICHELLE GRINSER
DISKO B MÜNCHEN

THE FUTURE LOOKS BRIGHT
tech floor DJ MOVE D SOURCE RECORDS HEIDEL-
BERG
DJ BIANCA HOUSE ATTACK KÖLN
DJ CPT REALTIY ULTRASCHALL MÜNCHEN
DJ MAYA OMNIUM FFM + guests

KICK YOUR F***ING ASS...
DJ FRANKIE VALENTINE LONDON DJ MONIKA KRUSE ULTRASCHALL
MÜNCHEN
tech floor DJ LESTER ULTRASCHALL MÜNCHEN
DJ

FR
03.12.96 PIONEERS OF TECHNO
DJ SHAKE metroplex, frictional, puzzle box
ULTRASCHALL MÜNCHEN 089-49002150
DJ CPT. REALITY optimal münchen
drum&bass southern session feat.:
DJs EMPEE, JOKO, C-CAN
TOBESTAR and RYAN state of riot münchen
SA 04.09.96 ROMAN'S ATTACK plasmek rome
DJ MAX DURANTE sounds never seen rome
DJ LORD D plasmek rome
DJ ANDREA BENEDETTI ultraschall münchen
DJ LESTER coffejump zürich
ambient area DJ GILBERT HOOP DJ 011 :-)
38
ZÜRICH
SO 05.01.97 TAG DER OFFENEN TÜR
(für DM 5,- Eintritt auf dem gesamten
Kunstpark Ost Gelände)
4000 (Hamburgs schnellster Maler)
präsentiert Jeden Montag AB 20.00
DIE KARTOFFELFAMILIE
MIT MUSIK VON DEN RESIDENT DJ'S

Ultraschall

ultraschall-electrinic music club, kunstpark ost, grafingerstr.6, am ostbahnhof münchen, phone: 089/49002150, jeden frei- und samstag ab 23.00 uhr

do-20-2-97 21:00 Ultraschall Kunstpark Ost

zweite hilfe, Hysterieblatt für die absteigenden Mittelschichten, bittet zum gemütlichen Abend

mit **Bernadette Là Hengst**
(Die Braut haut ins
Auge) und denkompetenten
Plattenauflegerinnen
und Plattenauflegern:
Moritz ® (unsportliche Musik)
Dj Aroma (House)
Reinhard Jellen (Soul)

Menschen brauchen Hilfe